Christian Friedrich Daniel Schubart
als politischer Journalist.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen Philosophischen Fakultät

der

Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen

vorgelegt von

Erich Schairer.

aus Hemmingen.

Tübingen.

Druck von H. Laupp jr

1914.

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen.

Referent: Prof. Dr. W. Goetz.

5. März 1913.

Vorwort.

Die Geschichte und teilweise noch die Ueberlieferung des Volkes kennt den Schwaben Chr. Fr. D. Schubart als Dichter und Tonkünstler, und vor allem als Opfer der Despotenwillkür vergangener Tage. Wenig jedoch weiß man über eine Tätigkeit des vielseitigen Mannes, die doch eben jener Kabinettsjustiz den Anlaß zum Einschreiten gegeben hat: nämlich seinen Beruf als Zeitungsschreiber. Und da wir gerade darin seinen eigentlichen Beruf im vollen Sinne des Wortes erblicken, in dem er Größeres — wenn auch ebenso Vergängliches — geleistet hat als auf anderen Gebieten, so haben wir versucht, eine Darstellung von Schubarts politischer Journalistik zu geben. Vielleicht stößt sie hier und dort auf einiges Interesse; umsomehr als sie auch über die Frage nach Schubarts seelischer Eigenart und über das Rätsel seiner Gefangensetzung einiges neue Licht verbreiten zu können hofft.

Schöneberg bei Berlin, 30. Jan. 1914.

Erich Schairer.

Inhaltsverzeichnis.

I. Die Entstehung der „Deutschen Chronik".

Im Mai 1773 war der Ludwigsburger Stadtorganist Christian Friedrich Daniel Schubart kraft eines herzoglichen Erlasses an das „gemeinschaftliche Oberamt" Ludwigsburg[1]) seines Dienstes entsetzt und aus den herzoglichen Landen ausgewiesen worden. Er war dem Befehl auf der Stelle nachgekommen und abgereist, wie er ging und stand — mit einem Taler in der Tasche und ohne Abschied von seiner Familie. Seine musikalischen Gaben, seine geselligen Talente und die temperamentvolle Ursprünglichkeit seines Auftretens — sein „Hellauf" wie er es selber nennt — hatten ihm in der Folgezeit ein geniales Vagabundenleben in Heilbronn und der Pfalz ermöglicht, voll von fehlgeschlagenen oder selbstvereitelten Versuchen einer neuen Lebensgestaltung: nachdem er ein Berliner Projekt hatte fallen lassen, wollte er Professor an einer Ritterakademie in Saarbrücken, dann Repetent und Musiklehrer auf der Universität Heidelberg werden, und beinahe hätte sich ihm eine Stellung in Diensten des Kurfürsten Karl Theodor eröffnet. Schließlich hatte er sich von dem bayerischen Gesandten am Pfälzer Hofe, einem Baron von Leiden, nach München entführen lassen, wo ihn eine Stuttgarter Denunziation gerade noch vor dem Katholischwerden rettete, ihm aber zugleich auch wieder den Laufpaß verschaffte.

Nach kurzem Schwanken zwischen Wien, Petersburg und Stockholm hatte er sich nun — es war März 1774 — entschlossen, in der schwedischen Hauptstadt sein Glück zu probieren. Er war aber erst bis Augsburg gekommen, als er schon wieder hängen blieb. Und diesmal sollte der Zufall, der in diesem Leben schon so oft eine beherrschende Rolle gespielt hatte, wirklich eine entscheidende Wendung darin herbeiführen.

Unter den zahlreichen Bekanntschaften, die Schubart auch in Augsburg wie überall schon nach kurzer Anwesenheit beieinander hatte, befand sich ein unternehmender Mann, der Buchhändler Konrad Heinrich Stage.

1) Datiert: „Stuttgardt den 21ten Mai 1773"; s. D. Fr. Strauß, Chr. Fr. D. Schubarts Leben in seinen Briefen (Berlin 1849). I, 290. (Strauß).

Soeben war ihm eine journalistische Gründung unter dem Titel eines Schwäbischen Journals gescheitert — nun glaubte er, in diesem Abenteurer seinen Redakteur gefunden zu haben. Der Vorschlag einer Wiederaufnahme des Zeitungsunternehmens mag von dem allmählich geübten Plänemacher Schubart selbst zuerst geäußert worden sein, wie es seine Selbstbiographie ausspricht[1]; jedenfalls fuhr Stage diesmal besser als das erstemal. Und Schubart hatte seinen Beruf gefunden — Stockholm war vergessen. Sicher darf angenommen werden, daß dieser Umstand es in erster Linie war, der seinem Herumschwärmen ein Ziel setzte, wenn es ihm auch selber später auf dem Asperg so vorkam, als ob ein Brief seiner Frau den Ausschlag gegeben hätte[2].

Daß die Herausgabe einer Zeitung wirklich Schubarts Beruf war, auf den er jetzt nach langem Umhertasten endlich gestoßen oder gestoßen worden war, daß diese Beschäftigung seinen Neigungen und Fähigkeiten vollkommen entsprach: das beweist sich ohne weiteres aus der einfachen Tatsache, daß der Unstäte und Ungetreue bis an sein Ende daran festhielt; das hat auch sein Sohn Ludwig Schubart[3]) und nachher Strauß[4]) zu überzeugend dargelegt, als daß es noch weiterer Ausführung bedürfte.

Es war auch nicht das erstemal, daß Schubart die Feder des Journalisten in die Hand nahm. Bereits in seiner Geislinger Schulmeisterzeit hatte er mit der Presse geliebäugelt. In seiner Selbstbiographie geht er zwar auffallend flüchtig darüber hinweg und spricht nur von „einigen prosaischen Aufsätzen, die ohne Namen in Wochenschriften erschienen“[5]). Aber seine Briefe aus Geislingen[6]) verraten mehr und Eugen Nägele[7]) hat gezeigt, daß dieser erste Versuch der Zeitungsschriftstellerei weit gründlicher war, als jene kurze Bemerkung ahnen läßt. Es handelt sich um die Mitarbeit an einer Wochenschrift „Der neue Rechtschaffene“, die Anfang 1767 in Lindau bei Jakob Otto, 1768 in Lindau und Chur bei der typographischen Gesellschaft erschien und dann einging. Schubart war von Wieland zur Beteiligung eingeladen

---

1) Schubarts Gesammelte Schriften und Schicksale (Stuttgart 1839 f.) I, 221. (Ges. Schriften).

2) A. a. O. Die Erinnerungen des Festungsgefangenen sind keine ganz objektive biographische Quelle, wie schon öfter hervorgehoben wurde.

3) „Schubarts Karakter“, Ges. Schriften II, 139 ff.

4) Strauß I, 297 ff. 5) Ges. Schriften I, 77.

6) Strauß I, 119, 185; Morgenblatt 1861, 878.

7) „Aus Schubarts Leben und Wirken“, Stuttgart 1888. (Nägele).

worden[1]); er hatte dem berühmten und von ihm wenigstens damals überschwenglich verehrten Dichter keine Absage geben können, und dann offenbar steigendes Gefallen an der Sache empfunden, so daß nach dem Rücktritt Wielands und anderer Mitarbeiter sogar der Hauptanteil der Verfasserschaft auf seine Seite fiel[2]). Schubarts Stil in diesen Beiträgen zum „Neuen Rechtschaffenen" zeigt freilich bei weitem nicht die Frische und Kühnheit wie später in seiner Chronik — es war ihm vielleicht in den spanischen Stiefeln einer moralisierenden Tendenz, wie sie jene Zeitschrift zeigen mußte, nicht recht behaglich. Aber doch glaubt man hie und da im Inhalt Ankündigungen des späteren Publizisten zu finden: wenn er im ersten Stück des Jahrgangs 1767 den schwäbischen Ruf der Rückständigkeit bedauert und schreibt: „es kränket meine patriotische Seele, wenn ich in die Nacht hinsehe, die noch über mein Vaterland mit bleyernem Zepter herrschet"[3]), oder wenn er im 13. Stück dieses Jahrgangs die Sitte des politischen Bierbankgesprächs verspottet.

Uebrigens war auch während des Münchner Aufenthalts, wo Schubart nach eigener Aussage[4]), „außer einigen Lektionen auf dem Flügel, einigen Anleitungen zur Literargeschichte, Korrektionen von Aufsätzen, die daselbst gemacht wurden, nichts Nützliches" leistete, der Gedanke einer journalistischen Zukunft bereits einmal an seinem Gesichtskreis vorübergezogen, als ihm der Kanonikus Braun sein Privilegium für eine „gelehrte Zeitung" anbot[5]). Doch, wie gesagt, dazu hätte er die Konfession ändern müssen; und wir müßten — ganz abgesehen von diesem Schritt — bedauern, wenn etwas daraus geworden wäre, denn im Rahmen einer sogenannten gelehrten Zeitung hätte Schubart zwar seinem Steckenpferd, der literarischen und musikalischen Kritik, die Zügel schießen lassen können, aber sich wohl schwerlich zum politischen Journalisten entfaltet — und in diesem Fache liegt ohne Zweifel gerade seine Hauptbedeutung.

Es mag vielleicht beim ersten Blick sonderbar aussehen, wie schein-

---

1) In einem Brief vom 1. Oktober 1766, veröffentlicht in „Schubarts vermischten Schriften" (Zürich 1812) II, 333. 2) Nägele, 131 ff.

3) A. a. O. 302 ff. Der Ausfall auf Wieland und die Erwähnung des Bodensees lassen allerdings Schubarts Verfasserschaft bei diesem Stück fraglich erscheinen.

4) Ges. Schriften I, 205.

5) A. a. O. Ja schon früher, in der tollen Ludwigsburger Zeit, scheint er einen Augenblick mit einer derartigen Möglichkeit gespielt zu haben. Im Dezember 1771 schreibt er in einem Briefe an seinen Schwager Böckh: . . . „Ich wollte eine politische und gelehrte Zeitung mit künftigem Jahre anfangen; aber es hält hart, ein Privilegium zu bekommen." Strauß I, 268.

bar unvermittelt der Politiker Schubart mit der Chronik in die Arena tritt; man könnte meinen, hier offenbare sich auf einmal eine Seite seines Wesens, die vorher nur in der Verborgenheit existiert habe. Aber wenn wir uns seiner Begeisterung für Friedrich den Großen erinnern, die er gewissermaßen als väterliches Erbteil[1]) überkommen und von früher Jugend an geäußert hatte, wenn wir seinen hellen Blick und seine Aufgeschlossenheit für die Wirklichkeit bedenken, — Eigenschaften, die bei diesem Vielseitigen recht wohl neben einer gewissen Phantasterei und Neigung zur Uebertreibung bestehen konnten —, so müßte es uns eher wundernehmen, wenn er nicht zum politischen Schriftsteller geworden wäre. Mochten ihn die Erfahrungen und Kenntnisse, die er gerade in der Zeit seines Zigeunerdaseins 1773/74 sammeln konnte, in dieser Hinsicht wesentlich bereichert haben — politisches Interesse und Verständnis werden wir ihm auch schon vorher kaum absprechen dürfen, obwohl es sich nicht anders als mündlich geäußert und deshalb keine Spuren hinterlassen haben mag. Oder doch? Sehen wir einmal in den berühmten Geislinger Schuldiktaten nach, in denen an sich gewiß nicht allzuviel Gelegenheit und Anreiz zu politischen Exkursen lag. In der Tat: wir entdecken da manche interessanten Anklänge an seine spätere Chronik. J. G. Fischer hat seinerzeit in einem Aufsätzchen über „Schubarts volkstümliche Bedeutung" darauf hingewiesen: „schon Jahre lang", so schreibt er, „ehe er diese (die Chronik) herauszugeben anfing, diktierte er in demselben Geist, in dem sie redigiert ward, seinen Schülern die Nachrichten von Weltereignissen in die Feder: die damaligen Bedrängnisse in Polen, die Feindseligkeiten der Türken gegen Oesterreich, den todverachtenden Freimut der Korsikaner und ihre Bedrohung durch die Franzosen. Sehr oft und sehr nachdrücklich rühmt er seinen Schülern in den Diktaten den korsikanischen Patrioten Paoli, den großen Mann, wie er ihn nennt, der die Feinde der Freiheit mit dem Donner zu zerschmettern drohe . . . Schon damals war er, wie später in der Chronik, der begeisterte Freiheitsmann, der Freund deutschen Bürgertums, deutscher Sitte, deutscher Kunst, der Gegner der Schminke in Fragen des Geschmacks wie der Gesinnung, geharnischt an Gedanken, bewaffnet mit Donnern und Keulenschlägen des treffenden Worts und der Flamme des zündenden Feuers"[2]).

---

1) Vgl. die Briefe des Vaters Schubart an den Sohn nach Augsburg, Staatsanz. Beil. 1885, 280. Damit korrigiert sich Gustav Hauffs Vermutung betr. Herrn von Maltitz. „Chr. Fr. D. Schubart in seinem Leben und in seinen Werken", Stuttgart 1885, S. 14. (Hauff). 2) Staatsanz. Beil. 1882, 264.

Schriftstellerisches Talent und politischer Sinn genügen nun freilich noch nicht, um einen Journalisten zu machen wie er sein soll. Sie sind condicio sine qua non; aber der eigentliche Wert in diesem Berufe hängt ab von einem moralischen Ingrediens: von der Liebe zum Leser. Sie erst gibt dem Redakteur das Gefühl der Verantwortlichkeit, das ihn über rein formelle Leistungen hinauszuheben vermag; wer kein Volksmann im besten Sinne ist, der lasse die Hand von der Feder. Und hier können wir behaupten: diese dritte und krönende Gabe war unserem Schubart in vollendeter Fülle verliehen. Wenn sein Leben und seine eigene Lebensbeschreibung es uns nicht selber so manchesmal sagen würde[1]), wie wohl es ihm unter dem Volke war und wie ferne es ihm lag, den gemeinen Mann zu verachten, auch wann er in hohen und höchsten Kreisen verkehrte: so müßten seine Volkslieder Zeugnis ablegen, die den Beweis ihrer Echtheit geliefert haben und heute noch schön sind, während uns seine Oden und geistlichen Gedichte fast alle ungenießbar erscheinen — so müßte seine Prosa, wo sie ungekünstelt auftritt, die Stimme erheben und zeigen, daß er wie Luther aus dem Borne des Volkes zu schöpfen gewohnt war. Wie charakteristisch für Schubart ist auch von dieser Erwägung aus der bekannte Zug, daß er seine Zeitung nicht daheim am Pulte verfaßte, sondern im Wirtshaus niederdiktierte, mitten im Lärm der Gesellschaft und trotzdem ungestört! Es hieße gewiß den Mann gewaltig verkennen, wollte man daraus nur eine schlimme Angewöhnung oder gar eine leichtsinnige Auffassung seines Berufes zusammenreimen. „Ich glaube nicht“, schreibt er in seinen Memoiren[2]), „daß jemals ein Schriftsteller ehrfurchtsvollere Begriffe von seinem Publikum gehabt hat, als ich von dem meinigen“. Wenn irgendwo, so dürfen wir ihm hierin Glauben schenken.

Am 31. März 1774 erschien in der Stärke eines halben Bogens Oktav das erste Stück der Deutschen Chronik. Die Eröffnung bildet ein Gedicht „An Chronos“, schwungvoll beginnend[3]), schwulstig fortfahrend und trivial endigend, wie so oft, wann sich Schubart in der Sphäre des Erhabenen gewaltsam festhalten wollte. Daran reiht sich ein Leitartikel, in dem Schubart seine Zeitung vorstellt als „ein neues

1) Vgl. Ges. Schriften I, 219. 2) Ges. Schriften I, 221.

3) Die erste Strophe heißt wirklich schön:

„Wie schnell, o Chronos, rollet dein Wagen,
von stürmenden Winden getragen
durch dein weites Gebieth!
Es rasseln und donnern die Räder
durch den weichenden Aether,
daß die Axe glüht.“ Chronik 1774, 1. (Chr.)

Wochenblat, welches nach der Zeitfolge die wichtigsten politischen und litterarischen Begebenheiten enthalten soll"[1]).

Den Charakter will er erraten lassen, da er nicht immer, weder für seine Laune noch für seine Einsichten, gutsprechen könne; und nun sucht sich der Verfasser gewissermaßen zu legitimieren, indem er dem Zeitungswesen seiner Zeit eine kritische Betrachtung widmet. Zeitungen, meint er, gebe es gegenwärtig so viele wie Schneeflocken im Aprilsturm. Aber nicht die Menge sei zu beklagen, sondern der schlechte Ton, in dem sie geschrieben seien: sie seien „parthenlich" und „ceremoniös"; ferner fehle es an der Auswahl und an der richtigen Gruppierung der Artikel, also an der Redaktion im engeren Sinne. „Wenn eine jedwede Zeitung uns den politischen, litterarischen und mercantilischen Zustand ihres Landes von Zeit zu Zeit schilderte; so wäre die Menge der Zeitungen eine ebenso große Wohlthat, als wenn wir von jeder deutschen Provinz ein gutgeschriebenes Geschichtbuch hätten. Aber die Furchtsamkeit der meisten deutschen Scribenten ist schuld daran, daß sie von ihrem Lande oft gar nichts, oder doch immer im panegyrischen Thone sprechen und sich vor diesen Zwang mit Strenge am Ausland rächen. Es haben oft die besten Journale das Unglück, daß sie aufhören müssen" . . . . „Die U . . . . Zeitung[2]) wird vielleicht noch Jubiläa feiern, und der Wandsbecker Bothe . . . liegt in Staub getretten, und kein Mensch kennt ihn."

In einem „Vorbericht", der vor das erste Vierteljahr gebunden werden sollte und am Ende dieses Abschnitts, am 2. Juli 1774, geschrieben wurde, spricht sich Schubart über dasselbe Thema folgendermaßen aus: „Ein verzweifelter Entschluß ist's, in unsern hiperkritischen Tagen, ein Wochenblat zu schreiben, das bey der zahllosen Menge anderer noch Leser finden soll . . . Beynahe scheint's in Deutschland, nach der itzigen Verfassung unmöglich zu seyn, eine gute politische Zeitung zu schreiben. Bey jedem kühnen Gedanken, der dem Novellisten entwischt, muß er einen Seitenblick auf öffentliche Ahndungen werfen; dann wird er furchtsam und kalt. Daher der schläfrige Thon der meisten Zeitungsverfasser, der in schwülen Tagen so manchen Politiker im Großvaterstuhl in Schlummer wiegt . . . In Abyssinien, schreibt Bruce, haben sie eine ganz artige Einrichtung, Zeitungen zu verfertigen. Verschiedene Gelehrte sind vom Staate aufgestellt, sie zu verfertigen. Dieser

---

1) Die Chronik erschien wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, war also „ein Mittelding zwischen Zeitung und Zeitschrift" (Hauff, 121).

2) Wahrscheinlich die Ulmer Zeitung (Ulmisches Intelligenzblatt), bestehend seit 1752.

besorgt auswärtige, jener innländische Nachrichten, welche ihnen von beeidigten Personen mitgetheilt werden. Einer hat Literatur, der andere Oekonomie und Naturlehre, dieser Kunst, jener Sittenlehre. Der Staatscensor, welcher die Sitten des Volkes bemerkt, liefert dem Moralisten gute und böse Züge aus dem Nationalcharakter, welche dann dieser zur Besserung des Volkes benutzt. Wer noch nach diesen weisen Verfügungen eine Unwahrheit begeht, dem wird die Nase abgeschnitten."

„Wer doch in Abyssinien wäre! Aber wie stünds mit unsern Nasen?" — lautet Schubarts ironische Schlußbemerkung.

II. Die politische Presse in Deutschland zur Zeit Friedrichs des Großen.

Den beiden angeführten Schubartischen Urteilen über das Zeitungswesen seiner Tage, mit denen er die Chronik einleitet, läßt sich aus dem ersten und auch noch aus den folgenden Jahrgängen eine Reihe weiterer Aeußerungen ähnlichen Inhalts an die Seite stellen. Schubart brauchte offenbar eine gewisse Zeit, bis er seinem ganzen Unwillen Luft gemacht hatte, und — fügen wir gleich hinzu — bis er sich selber ein klein wenig an den gebrandmarkten Zustand akkommodiert hatte. Unter den Klagen über allgemeine journalistische Mißbräuche wie Sensationsmache und übereilte oder erlogene Berichterstattung sticht immer wieder hervor das Lied von der Feigheit der Zeitungsschreiber, deren ganzes Gewerbe nichts als höfische Liebedienerei sei. Es ist dasselbe, was er im ersten Stück gemeint hatte, wenn er von dem „partheylichen" und „ceremoniösen" Ton der Zeitungen sprach.

„Eine Zeitung sieht aus wie die andere; da machen sie dir beständig vor den großen Herren knix, lassen kein Geburts- Namens- oder Vermählungsfest vorbeygehen, ohne mit dem Hütlein unter dem Arm in der demüthigsten Stellung sich im Vorsaale der Großen einzufinden, und sie im niedrigsten Gratulanten-Tone zu complimentiren" [1]).

„Die dänische Nationalzeitung wiederholt das ganze Jahr den Gedanken: Der König ist wohl, bringt seine Zeit mit Staatsgeschäften zu, wacht fürs Wohl seiner Untertanen — Das schreibt man ja aus allen

1) Chr. 1774, 505.

Residenzen Europens, und 's ist ja der Monarchen erste Pflicht, folglich nichts neues für den redlichen Zeitungsschreiber, der nur besondere Staatsvorfälle und Merkwürdigkeiten zu erzählen hat, der nie schmeicheln und so wenig, als möglich, wenigstens nie vorsätzlich lügen soll" [1]).

„Unter allen kriechenden Kreaturen des Erdbodens ist der Zeitungsschreiber die kriechendste. Wie er da mit kindischer Bewunderung den Pomp der Großen anstaunt! Wie er in pedantischer Ehrfurcht, wie weyland Magister Sebaldus Nothanker nach dem Schlafrockzipfel eines ausgetrockneten Hofmarschalls schnapt, und ihn demüthig küßt! Wie er mit dem Hütlein unterm Arm krumm und sehr gebückt im Vorsaal steht, und dem nießenden Fürsten und Höfling sein Salus entgegen keucht! Wie jedes Hoffest für ihn wichtiger ist, als das Fest der Andacht, von einem frohen Volk dem Herrn geweiht! — Alle unsere Schriften haben das Gepräge unseres sklavischen Jahrhunderts, und die Zeitungen am meisten" [2]).

Schubart hat in diesen Abschnitten die „politischen" Blätter seines Zeitalters richtig gekennzeichnet. Mögen wir vornehmen, welches wir wollen — überall werden wir seine Worte bestätigt finden. Und ein Blick auf die damaligen Preßverhältnisse im Heiligen Römischen Reich wird uns nicht bloß die Anklage, sondern auch die Angeklagten begreifen lassen. Die guten „Novellisten" und „Skribler", wie man sie zu heißen pflegte, konnten fürwahr nicht anders, auch wenn sie den besten Willen hatten.

Als Schubart seine Chronik anfing, war es noch nicht allzulange her, daß man ein Bedürfnis nach politischer Lektüre in Deutschland überhaupt nicht empfunden hatte, weil politisches Denken ein unbekanntes Ding war. Die „Untertanen" seufzten wohl mehr oder weniger über ihre Lage, aber nicht anders als man etwa über ein angeborenes Gebrechen seufzen mag. Man fügte sich in das, was nun einmal nicht zu ändern war. Erst als die sogenannte Aufklärung von England und Frankreich herübergedrungen war und den Autoritätsgötzendienst zu untergraben angefangen hatte — wobei selber wieder an die staatlichen Institutionen zuletzt die Reihe kam —, als Schriften wie der Esprit des Lois und der Contrat social auch diesseits des Rheins gelesen wurden, begann zunächst in den Kreisen der literarisch gebildeten Deutschen etwas wie politisches Interesse aufzudämmern. Und als nach dem siebenjährigen Krieg die Gärung in den amerikanischen Kolonien eingetreten war und Europa das Schauspiel eines zum Selbstbewußtsein

1) Chr. 1775, 177. 2) Chr. 1776, 321.

erwachenden Volkes zum erstenmal neugierig verfolgen konnte, da gewöhnten sich allmählich auch einfachere Menschen an Gedankengänge politischen Inhalts.

Jetzt wäre an sich der geeignete Moment für das Entstehen einer politischen Presse dagewesen. Das theoretische und tatsächliche Material für einen politischen Anschauungsunterricht in großem Stil war geliefert — aber es zeigte sich, daß die Lehrkräfte versagten. Ideen in sich tragen und Ideen verbreiten, Denken und Schreiben, ist nicht ein und dasselbe: und Menschen, die das Gehorchen so gut gelernt hatten, denen das Unterworfensein so in Fleisch und Blut übergegangen war, wie je Generation — wo hätten sie die Kühnheit hernehmen sollen, nun auf einmal frei von der Leber zu schreiben und keine Rücksicht zu nehmen? Und den Fall gesetzt, der Wille dazu wäre wirklich bei vielen vorhanden gewesen — so fehlte die Macht. Denn alle die Herrschenden in Deutschland bis herunter zum kleinsten Abt und Reichsbaron zählten unter ihre selbstverständlichen Privilegien die unbeschränkte Aufsicht über das geschriebene Wort. Der Bann der Zensur lastete über jedweder Veröffentlichung, und kein Redakteur war sicher, ob ihm nicht eines Tages sein gnädigst gewährtes „Privilegium" entzogen oder zum mindesten alle politischen Erörterungen von Serenissimo untersagt würden, „dieweil er keine Raisoneurs zu Unterthanen haben wolle". Die Abhängigkeit des Buchdruckergewerbes von obrigkeitlicher Konzession geht schon auf den Speirer Reichstag 1570 zurück, die Zensur als dauernde staatliche Polizeieinrichtung auf die Reichspreßordnung von 1548, neben die sich als kirchlicher Rechtstitel eine Bulle Alexanders VI. vom Jahre 1501 gesellte, die alles vom Druck ausschloß, was „dem strengen Glauben zuwider, gottlos und ärgerniserregend" sei [1]. So konnte einst Friedrich Wilhelm I. bei seinem Regierungsantritt ohne eigentliche Begründung die Zeitungen ganz verbieten; und so konnte der Absolutismus eine gewaltige geschichtliche Bewegung in ihrem Gange aufhalten, indem er durch das Instrument der Zensur nicht bloß die freie Meinungsäußerung unterdrückte, sondern sogar die einfache Berichterstattung über geschehene Tatsachen der fürstlichen Willkür unterwarf.

Es ist damit noch nicht gesagt, daß diese gewaltsame Unterdrückung der Presse durch die Bank geübt worden sei: sowenig es richtig wäre, alle Vertreter des absolutistischen Systems für Scheusale zu halten. Es gab in den Tagen von Weimar auch aufgeklärte Fürsten, und darunter sogar solche, die sich tatsächlich um die Freiheit der Presse be-

1) Salomon, Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens (Leipzig 1907), 24 f.

mühten. Von einer zwar nicht gesetzmäßigen, aber doch faktisch beinahe bestehenden Preßfreiheit konnte man in den preußischen und österreichischen Staaten unter Friedrich II. und Joseph II. sprechen; nur daß diese Freiheit leider episodisch blieb und wie mancher andere Fortschritt gleichzeitig mit der Persönlichkeit des Regenten wieder von der Bildfläche verschwand.

Aus dem Munde Friedrichs des Großen ist der Ausdruck berühmt geworden von den „Gazetten, die nicht genirt werden müssen, wenn sie interessant sein sollen". Das Wort steht als Randbemerkung auf einem Erlaß, in dem er gleich nach seiner Thronbesteigung dem „Berlinischen Zeitungsschreiber" unbeschränkte Freiheit gewährte, in dem Artikel von Berlin von allen Vorgängen zu schreiben, was er wolle, ohne vorherige Zensur. Man kann aus dieser Maßregel den scharfen Blick eines gutgesinnten Monarchen für die Bedeutung der Presse herauslesen; tatsächlich scheint ihn Friedrich gehabt zu haben, wie auch aus seiner gelegentlichen persönlichen Mitarbeiterschaft an den Zeitungen von Berlin und Breslau hervorgeht. Doch war er weit entfernt, die Freiheit der Presse zum absoluten Regierungsgrundsatz zu machen. Er ließ sich vor allem in seine Verwaltung nichts dreinreden, so leicht er persönliche Invektiven nehmen konnte, und griff sogar manchmal rücksichtslos in die öffentliche Berichterstattung ein, wo es ihm für seine Zwecke dienlich erschien. Am 11. Mai 1749 erließ Friedrich ein Zensuredikt, das jedoch nur demjenigen steuern sollte, was „den allgemeinen Grundsätzen der Religion, der moralischen und bürgerlichen Ordnung" entgegen wäre[1]). Dieses Edikt, das in den Händen einer böswilligen Bureaukratie immerhin unangenehm hätte wirken können, wurde freilich — mit Wissen des Königs — derart nachsichtig, ja nachlässig durchgeführt, daß sich eigentlich niemand darnach richtete. Das Berliner Kammergericht hatte sogar so viel frederizianischen Geist in sich aufgespeichert, daß es sich später den reaktionären Maßregeln Friedrich Wilhelms II. deutlich widersetzte und auch dessen berüchtigtes, aus der Wöllnerischen Werkstatt stammendes Edikt vom 19. Dezember 1788 nicht besonders respektierte.

Friedrichs Beispiel war von einigen seiner Verehrer auf kleineren Thronen nachgeahmt worden; so in verschiedenen thüringischen Staaten, wo ein Herzog von Sachsen-Meiningen sogar Mitarbeiter an Schlözers Unternehmen (s. u.) gewesen sein soll, und in Braunschweig und Holstein. Auch in Baden und Dessau und in einigen Reichsstädten, unter denen Frankfurt und Hamburg hervorragen, genoß die Presse ziemliche

1) Vgl. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert (Leipzig 1854), 120 ff.

Bewegungsfreiheit. Hannover galt als Eldorado für die Zeitungsschreiber, dank der Personalunion, mit dem für jene Zeit so viel „moderneren" englischen Staatswesen, die außerdem noch das Gute hatte, daß der Kurfürst nicht in lästiger Nähe und teilweise damals anderweitig stark in Anspruch genommen war.

In Oesterreich wurde die Presse in den siebziger Jahren von der jesuitisch beeinflußten und konservativen Maria Theresia unter schärfster Aufsicht gehalten. Erst Josephs Zensurgesetz vom Jahre 1781 brachte nahezu volle Freiheit. Aber sie währte nicht einmal ein volles Jahrzehnt: die Restitution unter Leopold führte im September 1791 auch im Zensurwesen so ziemlich die alten Zustände wieder herauf.

In Württemberg herrschte peinliche Strenge; weitaus am ärgsten daran war man aber ohne Zweifel in Bayern unter Karl Theodor, wo damals wie heute die katholische Geistlichkeit alles galt. Die geistlichen Staaten genossen neben der einheimischen auch noch der Zensur des römischen Stuhls; Männer wie Kurfürst Emmerich Joseph von Mainz und sein Nachfolger Karl Friedrich Joseph, oder wie Schubarts Beschützer, der Fürstprobst von Ellwangen, waren seltene Ausnahmen.

Am Anfang des Jahrhunderts hatte jede größere deutsche Stadt mindestens e i n e Zeitung. Göckingk spricht 1784 in seinem Journal von und für Deutschland von 217 deutschen Zeitungen und hält das für kaum die Hälfte. Schubart gibt einmal als die Zahl seiner Kollegen 200 an[1]) und weiß nach dem Asperg sogar von 1300 Journalen und Zeitungen in Deutschland[2]). Beide denken bei ihren Angaben wohl an die gesamte periodische Presse überhaupt: der Unterschied zwischen Zeitung und Zeitschrift oder „Journal" war damals mehr noch als heute ein fließender, wie das Beispiel von Schubarts Chronik später zeigen mag. Zum Begriff der Zeitung gehört vor allem das Merkmal der Berichterstattung, aus dem sich von selber ein Erscheinen in kürzeren Pausen ergibt, wie andererseits die Zeitschrift ihrem mehr betrachtenden als berichtenden Charakter folgend größere Abstände wählt; doch weist zum mindesten jede größere und gut redigierte Zeitung zeitschriftliche Züge auf, in denen gerade ihre Bedeutung zu beruhen pflegt. Die Brille der Zensur richtete sich naturgemäß mit besonderer Schärfe auf die eigentlichen Z e i t u n g e n, von denen damals mehrere bereits zum täglichen Erscheinen übergegangen waren. Nicht allein wegen ihrer größeren Auflage und ihres weniger zuverlässigen Leserkreises: ein Ar-

1) Chr. 1775, 25. 2) Chr. 1787, 306.

tikel ist an sich schon gefährlicher als ein Aufsatz, ja ein geschickt redigierter scheinbar vollkommen sachlicher Bericht kann tiefere Wirkungen entfesseln als das gewaltigste politische Pathos. Und wie viel unliebsame Tatsachen gab es damals zu verschweigen! Daher warten die Zeitungen des 18. Jahrhunderts wohl mit ausführlichen Nachrichten aus fernen Gegenden und fremden Ländern auf, aber aus dem größeren oder kleineren Gebiet ihres eigenen „Staates" erfahren wir so gut wie nichts. Ein Glück, daß der Begriff des Auslands in jener Zeit einen so großen Umfang hatte: so konnte man doch einiges aus Deutschland erfahren, wenn man eine geschickte Auswahl von Zeitungen hielt. Und ein weiteres Glück für die hungrigen Spalten so manches Intelligenzblatt's, daß das gute Deutsche Reich ein Konglomerat von nahezu 300 souveränen und etwa 1500 halbsouveränen Territorien war. Da gab es Stoff in Hülle und Fülle, wenn man erzählen wollte, was an so viel Höfen passierte, was so viele Serenissimi anzustellen geruhten, was für Familienstandsveränderungen in so viel Dynastengeschlechtern eintraten. Nicht erst Schubart spottet und schimpft über die in tiefster Devotion ersterbenden Berufsgenossen, die eine „erbärmliche Figur machen würden, wenn's nicht noch Hochzeiten und Leichen, Galatäge und Maskeraden gäbe", [1]) — schon im Jahr 1721 fühlt sich ein sächsischer Jurist in seinem „Betrugslexikon" zu dem Passus bewogen: „Zeitungsschreiber betriegen, ... wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen, und zum Exempel, daß dieser oder jener vornehme Herr sich mit der Jagd, Comödien, Opern, Schlittenfahrt und Comödiantinnen divertiret, oder an den Fuß Ader gelassen, dergleichen Zeug mehr in einen Thorzettel als in die Zeitung gehört, und was dergleichen unnöthige Dinge mehr sind, berichten" [2]). Die Hofberichte, die untertänigsten Beiwörter und vollständig angeführten Titulaturen aller regierenden Herren bis zum Reichsgrafen herunter nehmen in jenen Zeitungen schon einen ganz erklecklichen Raum ein; der Rest wurde mit gemeinnützigen Mitteilungen und „Moritaten" ausgefüllt, wozu manchmal einige amtliche Bekanntmachungen oder Annoncen, „Avertissements", kamen. In der Disposition der einzelnen Teile herrschte mehr das Prinzip der Mannigfaltigkeit und Abwechslung, als der Uebersichtlichkeit und logischen Gliederung. Wir müssen Schubarts Tadel über mangel-

1) Chr. 1775, 25.

2) Vgl. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens I (Oldenburg und Leipzig 1900), 114.

hafte Auswahl und Gruppierung der Artikel beipflichten, wenn wir beispielsweise mitten in hochwichtigen Neuigkeiten von Staatsveränderungen, Kriegen und Allianzen ein Mittel angepriesen bekommen, wie man „gute Ziegeldächer" macht, oder „verschlossen gewesene Brunnen" reinigt, oder eine Geschichte hören, wie „eine junge Dame auf eine wunderbare Art fruchtbar wurde".

Einige Ausnahmen von dieser Regel mögen genannt werden: das seit 1772 in Frankfurt erscheinende „Ristretto"[1], der „Hamburgische unpartheyische Correspondent"[2], seit 1731, der es bis auf 30 000 Exemplare brachte, die beiden Berliner Zeitungen: Berlinische Priviligierte Zeitung (gegr. 1721, später „Vossische Zeitung") und Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (gegr. 1740, später „Spenersche Zeitung"), die „Magdeburgische Zeitung", die „Schlesische Zeitung" in Breslau (gegr. 1742) und die „Königsberger Hartungsche Zeitung". Diese Blätter konnten sich entwickeln und Gutes wirken, weil ihnen die Rute der Zensur nur lose gebunden war: anders war es in Süddeutschland, wo kein Lüftchen der Freiheit den stagnierenden Journalismus in Wallung brachte. Die „Stutgardische Privilegierte Zeitung"[3], auch das „Ulmische Intelligenzblatt", erhoben sich nicht über das geschilderte Niveau: die „Wiener Staatszeitung" (bis 1724 „Wienerisches Diarium") und die beiden Augsburger Organe „Augsburgische Ordinari-Zeitung" und „Augsburgische Ordinari-Post-Zeitung" waren derartig kümmerliche Gebilde, daß sie sogar von den Zeitgenossen verhöhnt wurden, die gewiß keine allzuhohen Ansprüche machten.

Die Zeitschriften des Jahrhunderts hatten sich in der Form der sogenannten „moralischen Wochenschriften" bis in die siebziger Jahre ausschließlich mit Erziehungs- und Bildungsfragen, mit literarischen und ästhetischen Problemen beschäftigt. Darum war auch ihnen gegenüber die Zensur im großen ganzen kaum zum Einschreiten veranlaßt worden und ließ sie ziemlich unbehelligt. Als nun die ersten Töne politischer Diskussion und Belehrung nach Ohren suchten und die Pforte der Tagesjournalistik verschlossen fanden, da schlichen sie sich sachte durch die angelehnte Türe des Zeitschriftenwesens und es gelang ihnen zeitweilig, die literarischen und künstlerischen Interessen auf einen kleinen Raum zurückzudrängen. Die erste Zeitschrift „für Politik, Literatur und Kunst" die den Uebergang vom literarischen zum politischen Jour-

1) Erwähnt Chronik 1790, 715. 2) Chr. 1774, 270.

3) Aus deren Jahrgang 1766 die oben zitierte Artikelzusammenstellung entnommen ist.

nal in sich darstellt, war Wielands „Teutscher Mercur", seit 1773 in Weimar in der Stärke von durchschnittlich 6 Bogen Kleinoktav monatlich erscheinend. Trotz seiner vorsichtigen Sprache werden wir diesem lange Zeit weitverbreiteten und gern gelesenen Journal ein bahnbrechendes Verdienst um das politische Denken nicht ganz absprechen dürfen, wie man schon versucht hat [1]). Es erschien seit 1789 unter dem Titel „Neuer teutscher Merkur" und erhielt sich bis ins Jahr 1810. Schubarts Chronik ist das zweite derartige Gebilde, unstreitig von weit tieferer Wirkung und größerer Bedeutung, da sie im politischen Hinterland und mit dreifach hellerer Stimme auftritt; es ist auffallend, daß das eben zitierte Geschichtswerk ihrer auch nicht mit einem Worte gedenkt. Von 1778 bis 1788 erschienen Weckherlins politische Zeitschriften, die „Chronologen", das „graue Ungeheuer" und die „hyperboreischen Briefe." Den gewaltigsten Einfluß aber hatte ohne Zweifel seit 1776 der Hannoveraner August Ludwig Schlözer, den Salomon den bedeutendsten Publizisten des 18. Jahrhunderts nennt, mit seinem „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" (1776—1782) und dessen Fortsetzung, den „Staatsanzeigen" (1783—1794), während Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie (1767—1788) keine große Rolle zu spielen vermochte. Vor Schlözer sollen die kleinen Despoten in Deutschland gezittert haben, da alle Beschwerden und Klagen über ihn von der hannöverischen Regierung nicht angeschlagen wurden; selbst Maria Theresia habe sich manchmal von der Erwägung beeinflussen lassen, daß etwas „in den Schlözer komme". Von anderen Journalen sind noch zu nennen Fr. K. v. Mosers „Patriotisches Archiv für Deutschland" (1784—1790) und Göckingks „Journal von und für Deutschland", fortgesetzt von Bibra (1784—1792), das in seiner Eröffnungsnummer ähnlich wie Schubart ausdrücklich seinen Gegensatz gegen die „elenden politischen Zeitungen" der Zeit hervorhob. Auch das „Deutsche Museum" von Dohm und Boie (1776—1791) ließ sich bisweilen auf Besprechungen politischer Fragen und Begebenheiten ein, obwohl es wesentlich literarischen Zwecken diente.

Das merkwürdige Schauspiel einer konservativen, d. h. den politischen Zeitströmungen polemisch entgegentretenden Zeitschrift bietet Schirachs „Hamburger politisches Journal" (1781—1804), das trotz seiner Tendenz große Verbreitung genoß, weil es einen ausgezeichneten Stab

---

1) Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts IV (Heidelberg 1853) S. 243.

von Korrespondenten in allen größeren Städten Europas hatte und sich durch Reichhaltigkeit und Uebersichtlichkeit auszeichnete.

Wenn wir von Wielands Merkur absehen wollen, so dürfen wir Chr. Fr. D. Schubart die Ehre des Vorkämpfers in dieser wackeren Kolonne von Männern des öffentlichen Verdienstes zusprechen. Und wir dürfen von Wieland absehen — denn Feuer auf die Erde geworfen wie Schubart hat er nicht: wie seine ganze Schriftstellerei, so trägt auch der Merkur den Stempel des geistvollen Theoretikers und war weit nicht von dem selbstlosen Idealismus, von der naiven und lebendigen Unmittelbarkeit erfüllt, die besonders die ersten Jahrgänge der Chronik zu einer genußvollen Lektüre macht. Man denke: Wieland baute im sicheren Asyl zu Weimar seine behutsamen Perioden — und Schubart begann in Deutschlands dunkelstem Winkel, von Jesuiterei und Willkürherrschaft umgeben, seine rücksichtslosen und oft genug unüberlegten Brandartikel zu schmieden, die er „im Drange seines Herzens rauh und glühend hinwarf, Anderen die Arbeit überlassend, die feurige Masse zu kühlen und zu feilen“ [1]).

Hören wir ihn selbst, wie er seinen Journalistenberuf auffaßte:

„Vorsicht!“ schreibt er im „Neujahrswunsch“ auf das Jahr 1775, „gib mir weit mehr ungestümmes Feuer in Busen, daß die Wahrheit nicht kalt, wie Wasser von der Felsenwand, sondern heiß, siedheiß wie Lava am Vesuve von mir herabströme! Wills alsdann nicht achten, wenn der Dümmling wider mich schreyt, wenn der Fanatismus mich angrinzt, die Schüler des Aberglaubens in den Hüllen der Nacht auf mich lauren; — ists nur wahr, ists nur vaterländisch, was ich geredt habe“ [2]).

Wir werden sehen, wie weit es Schubart gelungen ist, seinem Ideale nachzukommen.

III. Der journalistische Charakter der Chronik.

Aeußerlich betrachtet kann Schubarts Chronik sehr wohl als „ein Mittelding zwischen Zeitung und Zeitschrift“ angesprochen werden. Das zweimalige wöchentliche Erscheinen des Blattes ermöglichte noch zur Genüge eine Berichterstattung, die mit den Ereignissen auf dem Laufen-

1) Pressel, Schubart in Ulm (Ulm 1861), 18. 2) Chr. 1775, 3.

den blieb. Für die damaligen Zeitungen war es das Gewöhnliche, daß sie dreimal in der Woche herauskamen; und da bei dem unentwickelten Verkehrswesen authentische Nachrichten von entfernteren Plätzen sowieso ziemlich lange unterwegs waren, so kam es auf einen Tag nicht an. Den übertriebenen Wetteifer um den Preis der ersten Veröffentlichung, die Sucht nach „Originalbeiträgen" kannte das Zeitungswesen jener Tage wenigstens noch nicht in dem Maße wie heute; Preßgesetze, die den Nachdruck einschränkten, gab es auch nicht. So konnte Schubart sein Material nach Gutdünken anderen Zeitungen und Journalen entnehmen; er hielt sich deren eine Reihe — nach dem Asperg nennt er einmal die Zahl fünfundzwanzig [1]) —, hatte übrigens auch je länger je mehr die Mitarbeit freiwilliger Korrespondenten, die er zum Teil selber nicht einmal kannte. Er hält mit den größeren politischen Vorgängen der Zeit von Nummer zu Nummer getreulich Schritt und gibt pünktlich Rechenschaft von dem, was er über Veränderungen im politischen Leben des näheren und ferneren Auslands erfährt. Freilich beklagt er sich häufig — besonders wieder im ersten Jahrgang — über die Unsicherheit seiner Quellen und das geheimnisvolle Dunkel, das über den diplomatischen Schritten der Kabinette schwebe [2]) und bedauert es, daß er selber keine Kuriere bekomme [3]). Auch gesteht er offen, daß ihm die Berichte von Kriegen und Heeresoperationen selber oft langweilig vorkommen [4]), und weist immer wieder auf ihre Unzuverlässigkeit hin, besonders bei den russischen Meldungen aus den beiden Türkenkriegen, die in seine Zeit fallen [5]). Hie und da druckt er zwei entgegengesetzte Darstellungen nebeneinander ab und überläßt es dem Leser, seine Wahl zu treffen [6]). Großes Interesse zeigt er für volkswirtschaftliche Erscheinungen und sozial bedeutsame Vorgänge; dagegen sind die Schilderungen von Hofereignissen und dem Lebenswandel hoher und höchster Persönlichkeiten seinem Programm entsprechend auf ein Minimum reduziert. Einmal bittet er förmlich um Entschuldigung, daß er den Leser „auch in diesem Jahre von Schlittenfahrten und Galatägen an den höchsten Höfen nicht unterhalten werde" [7]). Auf Klatsch und Anekdotenjägerei, besonders aber auf „sensationelle" Artikel erklärt er sich nicht einlassen zu wollen; er wolle seine Blätter „nicht gerne mit Histörchen aus dem Abschaume der Menschheit beflecken", schreibt er einmal [8]), und wieder-

1) Chr. 1788, 175. 2) Chr. 1774, 258. 1776, 330.
3) Chr. 1774, 169, s. a. 12. 4) Chr. 1774, 257. 505.
5) Chr. 1774, 97. 274. 353. 6) Chr. 1774, 29, s. a. 1788, 450.
7) Chr. 1775, 22. 8) Chr. 1774, 20.

holt: „Die strafende Gesetze brandmarken Verbrecher; ich werde also meine Blätter niemals mit Beyspielen der verdorbenen Menschheit beflecken.“ Dafür will er lieber „Beyspiele von Menschen aufsuchen, die es werth sind, das Bild der Gottheit zu tragen“. Dieses Versprechen hat er wacker gehalten, und so gut er konnte, auch das andere: „Wenn ich meiner Chronik den Charakter der Neuheit geben wollte; so setzt' ich mich der Gefahr aus, oft widerrufen zu müssen. Ich gedenke also in Zukunft, lieber die Begebenheiten reif werden zu lassen, als nach dem Winde der Gerüchte haschen, und dann, wenn ich betrogen bin, mit einer demüthigen Verbeugung vors Publikum hintretten und sprechen: „Vergeben Sie, meine Herren, ich habe gelogen [1])!“

Die ständigen Leitartikel, die subjektive Stellungnahme Schubarts zu fast allen berichteten Dingen, und der literarische und musikalische Teil geben der Chronik den zeitschriftlichen Einschlag. Er tritt bald mehr bald minder hervor; interessant ist es vor allem zu verfolgen, wie sich innerhalb dieses Rahmens der Uebergang vom Typus des „moralischen Wochenblatts“ zum beinahe ausschließlich politischen Inhalt vollzieht. Soweit wir dies in der voraspergischen Periode beobachten können, geschieht es beinahe unmerklich und im Grunde gegen die Absicht des Verfassers: er betont anfangs öfters seine Abneigung gegen „Staatssachen“ [2]) und wendet sich unter dieser Begründung einem musikalischen oder dramaturgischen Thema zu; einmal erscheint sogar eine Nummer ohne den geringsten politischen Beitrag [3]). Trotz alledem bekommt das Politische mehr und mehr die Oberhand. Zwei Notizen sind vorhanden, die diese Entwicklung beleuchten, an der auch der Leserkreis Anteil genommen zu haben scheint. Am Anfang des 3. Jahrgangs ruft sich Schubart einmal selber zu: „Hol der Henker den Chronikschreiber! Wenn der Kerl auf seine Musik, Poesie und Künstler kommt; so vergißt ers, daß er eine Zeitung zu schreiben hat! macht's just wie der Aff, der's Gwehr fallen läßt, wenn man ihm Nüsse vorwirft. — Nur Geduld, mein Herr, hier ist das Neueste [4])!“ Und später lesen wir einmal unter „Tonkunst“: „Einer meiner Freunde bittet mich neulich in einem sehr kraftvollen Briefe, den Artikel Tonkunst aus meiner Chronik zu lassen — zehn andere ersuchen mich ebenso dringend, ihn öfters zu benutzen; — was ist zu tun, Leser? — Soll ich mir mein liebstes Steckenpferd nehmen lassen [5])?“ Nach dem Asperg tritt Kunstkritik und literarisches Feuilleton bald ganz in den Hintergrund, trotz an-

1) Chr. 1774, 67. 2) Chr. 1774, 283. 3) Chr. 1775, 34. St.
4) Chr. 1776, 30. 5) Chr. 1776, 512.

fänglicher Gegenversicherung. Der Grund liegt in der erregten Temperatur des politischen Lebens und in der zeitweilig unter dem Einfluß Josephs gemilderten Zensurhandhabung, Umstände, die damals eine kurze Eintagsblüte der politischen Journalistik ermöglichten. An ihr hatte auch die Chronik teil, wenngleich ihre besten Jahre vorüber waren.

Wenden wir uns zu der inneren Haltung der Schubartischen Zeitung. Er will, so schreibt er in seinem einleitenden Artikel, „ihren Charakter erraten lassen“. Es wäre natürlich töricht von Schubart gewesen, wenn er durch eine kecke Ankündigung seiner Absicht — gegen Pfaffen und Despoten aufzutreten — die Existenz des Unternehmens von vornherein in Frage gestellt hätte; der „Hut voll englischer Freiheit“, den er am Schlusse verlangte, ließ schon genug folgern und bereitete dem Verfasser auch Schwierigkeiten genug. Aber wir werden auch noch ein anderes herauslesen dürfen: Schubart kannte sich zu gut, um für einen bestimmten Charakter von Anfang garantieren zu wollen. Er ahnte, daß er an einem solchen schwerlich unentwegt festhalten und ihn in allen Einzelheiten durchführen werde. Dazu war er doch gegen äußere und innerliche Beeinflussung zu empfindlich und widerstandsunfähig. In seiner Lebensbeschreibung berichtet er: „Heute schien mein Blatt ein Glutstrom, das nächstemal ein Schneehügel zu seyn. Aber ich selbst war so. Die Schrift ist des Autors Bild im kleinen — sein treues Porträt im polierten Stahlknopfe. Wenn Ausschweifungen oder heimlicher Gram meine Nerven abgespannt, so sanken die Gedanken mattherzig und kraftlos, wie Pfeile vom ungespannten Bogen nieder“ [1]). Wir werden diese Worte zunächst auf seinen Stil zu beziehen haben; und da ist es allerdings richtig, daß dieser nicht ohne Ungleichheiten ist, die in Katerstimmungen ihre Ursache haben mögen. Aber was wichtiger ist und mehr auffällt: Schubart brachte es nicht fertig, seine Vorsätze der Wahrheit und des Freimuts, sein Gelübde vom Neujahr 1775, zu erfüllen. Ferne sei es, ihn darob schelten zu wollen, denn er hatte sich wirklich zuviel damit zugemutet: es war unmöglich. Eine Zeitung, wie er sie im Kopfe herumtrug, hätte damals in Deutschland kein Mensch herausgeben können. Wie schön malt er sichs einmal aus, nachdem er geklagt hat, alle Zeitungen seien nur, „wiederkäute Gewäsche von Alltagsgeschichten und Lobsprüche auf Regenten, die wir nicht einmal kennen“:

„Den Zeitungsschreiber möcht' ich sehen, der vors Publikum hinträte und mit Gewitterberedsamkeit spräche: Dieser Fürst legt seinen Unterthanen unerträgliche Lasten auf; jener Staat verkennet die Grund-

1) Ges. Schriften I, 222.

gesetze der Menschlichkeit; dort klirren die Fesseln des schrecklichsten Despotismus; da leckt ein gieriger Selbstherrscher an den Gränzen einer friedsamen Republik; in jenem Freystaat ächzt der Freygeborene unterm Fußtritt des Archonten; hier oder da oder dort schleicht der Aberglaube schwarz, wie die Nacht, und verbirgt den blinkenden Dolch unterm Priestergewande; hier weht die schreckliche Fahne des Unglaubens und läßt tausend Betrogene den schrecklichen Schwur schwören, Gott zu verläugnen und das Blut des Mittlers zu verspotten, das im Allerheiligsten raucht; hier gelten veralterte Symbole mehr als Vernunft; dort gilt Tyranney des Herkommens mehr als Weisheit; hier wird das Ebenbild der Gottheit, der Mensch, durch schlechte Erziehungsgrundsätze zum Vieh herabgewürdigt; dort schleicht ein Gerippe von einem Unterthan, oder Bürger, der gen Himmel ächzt, und den letzten blutigen Heller seinem Regenten hinzählt; in jenem Eichenwalde irren die Künste mit aufgelöstem Haar, werfen Pinsel, Meißel, Griffel, Rastral, Feder weg, und jammern zum Eichenwipfel 'nauf: Alles ist verloren! hier vor meinem Fenster hämmert der Handwerker, und mit jedem Hammerschlage rieseln Thränen übers öffentliche Ungemach auf den Ambos — — — — !!! Eine solche Zeitung möcht' ich lesen." Dann fährt er resigniert fort: „Aber wo ist der Curtius, der sich fürs Vaterland in Pestschlund stürzt? Wo ist der Märtyrer, der mit vaterländischer Glut im Gesicht, auch den Fürsten heiße Wahrheiten ins Antlitz spricht? Da heißt's immer: Setz dich hin, Zeitungsschreiber, sey kalt, wie Alpenschnee, und schreib', was die Handwerksbursche auf den Bierbänken leyren, kriech vor jedem goldrockichten Schurken, verbräm' deine Zeitungen mit Steckbriefen auf Spitzbuben und Lottozahlen; erzähl Hannswurstpossen, daß der Müßiggänger im Kaffeehaus laute Lache drüber aufschlägt!" Und er bittet den Wintergott am unbetrachteten Nordpol, ihm „Gefrorenes" zu geben: „Daß ich mit abgekühltem Blute meine Zeitung niederschreibe, daß mein Stil sey nackt, wie ein Eichenast im Winter, und kalt, wie'n Eiszapf" [1]).

Oft begegnen wir solchen Stellen, und es ist beinahe erschütternd zu hören, wie der begeisterte Apostel für ein freies und glückliches Vaterland sich immer Gewalt antut, daß er sein Herz nicht überlaufen und seine Feder nicht zu kühn werden lasse. Er erinnert sich und den Leser daran, daß es ihm nicht zukomme, ein Urteil zu fällen [2]), daß er nicht alles sagen dürfe, was er möchte [3]), daß er nicht in Hamburg oder in

---

1) Chr. 1775, 386 ff. 2) Chr. 1774, 19. 3) Chr. 1775, 66.

Straßburg schreibe [1]). Förmlich zu winden scheint er sich manchmal unter dem Kampf entgegengesetzter Kräfte: hier der Drang im Innern, der nach Offenbarung schreit, und hier das Bewußtsein des äußeren Zwanges, gegen den er nichts machen kann. „Wie leicht wäre es bei diesem Anlasse in mannigfaltige freie Betrachtungen auszuschweifen; wenn es nicht klüger wäre, zu schweigen“ [2]). „Wie viele Gedanken drängen sich bey diesem Anlasse in meine Seele; aber ich bin ein Deutscher, und — schweige“ [3]). „Mir glüht eine heiße Anmerkung auf der Seele; aber —“ [4]). „Ich liebe mein Vaterland; ein heißer, heißer Gedanke brennt mich aufm Herzen; laßt mich ihn heraussagen vorm Volk, aushauchen diese patriotische Glut! — Halts Maul, sagt ein Scherge der Gerechtigkeit. Da steh' ich dann, und die Flamme versengt mich“ [5]). Da beneidet er dann den englischen Zeitungsschreiber, der freimütig schreiben darf [6]), der Sachen laut sagt, die man in Deutschland kaum denken darf“ [7]); zähneknirschend bittet er wohl um Verzeihung, daß sich ein „gewaltiger Hiatus“ im Manuskript befinde und verweist auf eine vollständige Geschichte der Freiheit, die nächstens in Boston erscheinen werde [8]), oder bemerkt in einer Anmerkung: „Raum zu einem Kommentar, der aber in Boston geschrieben werden muß [9])“. Oft redet er nur in Andeutungen; einmal ersetzt er halbe Sätze durch Gedankenstriche [10]), ein andermal schreibt er wirklich in Hieroglyphen [11]) oder sucht wenigstens die volle Nennung von Namen zu umgehen, indem er nur die Anfangsbuchstaben hinsetzt [12]). Er wußte, daß man ihn schon verstehen würde, und auf den Witz des Lesers bauend benützte er auch häufig den Ausweg, das Besondere allgemein zu sagen, Tatsachen in Form von Fabeln oder erfundenen Histörchen aufzutischen und zu kritisieren [13]); oder er verlegte Dinge und Zustände von nächster Nähe in ein fernes Land und berichtete etwa unter der unschuldigen Spitzmarke: „Aus einer morgenländischen Zeitung“ [14]). Denn „je weiter sich eine Begebenheit zuträgt, je freyer darf man darüber urtheilen“ [15]). Wenn er seinen Kollegen einst vorgehalten hatte, daß sie keine lokalen und Landesnachrichten brächten und dadurch den Wert ihrer Zeitungen als Geschichtsquellen beeinträchtigten, so sah er

1) Chr. 1774, 270. 2) Chr. 1774, 75. 3) Chr. 1774, 212.
4) Chr. 1777, 29. 5) Chr. 1775, 43.
6) Chr. 1774, 277. 1775, 33. 7) Chr. 1774, 612.
8) Chr. 1774, 517. 9) Chr. 1775, 586. 10) Chr. 1775, 163.
11) Chr. 1775, 74. 12) Chr. 1774, 493. 505. 580 u. a.
13) Chr. 1774, 33 lobt er Montesquieu, der seine tiefen politischen Bemerkungen so schlau in seinen Schriften versteckt habe.
14) Chr. 1775, 593. 15) Chr. 1775, 425.

sich bald in der gleichen Verlegenheitslage. Er konnte es nicht besser haben und sich nicht mehr herausnehmen dürfen als der gefürchtete Schlözer in Göttingen, an dem er mit Bewunderung hinaufsah: auch dieser schweigt sich über Hannöverisches vollkommen aus. Freilich, ein paar Mal kann er Bemerkungen nicht unterdrücken, die in jenen „hiperkritischen Tagen" für sehr naseweis gelten mußten – aber er hatte es jedesmal zu bereuen und einmal sogar schwer zu büßen. Und auch nicht immer bringt er es fertig, seinen Unmut und Ingrimm in schlau konstruierte und klug berechnete Sätze zu hüllen: da platzt er dann heraus und redet in deutlicher Sprache, wie damals anläßlich der Gaßnerischen Schwindeleien [1]).

Aber dann muß er die Extravaganz eine Zeitlang durch verdoppelte Höflichkeit und Devotion wieder gutmachen; er entfaltet hiebei manchmal eine rührende Plumpheit im Schmeicheln und gebraucht Wendungen, denen man die Verlogenheit auf tausend Schritte ansieht, um sich von dem peinlichen Verdachte der Ehrlichkeit wieder zu befreien. Die Komik derartiger unwahrer Paradestücke wirkt auf uns heutzutage etwas kläglich; aber auch hier wieder haben wir uns daran zu erinnern, daß Schubart für seine Zeit schrieb, die solche Töne gewohnt war und nicht in Versuchung geriet, sie ernst zu nehmen. Man lese einmal einige Eingaben oder gar Bittschriften von damals an fürstliche Personen zweifelhaften Charakters, und man wird staunen, wozu sich darin wackere und selbstbewußte Schreiber ohne Bedenken versteigen konnten. Im Verkehr mit Großen und im öffentlichen Wort über Große war Lüge selbstverständlich. Schubart gesteht es einmal ganz offen: „Schreib, was du must, und denk, was du willst; ist ein Hauptgebott im Novellistenkatechismus. — Oft lob ich, und möchte schimpfen; lach' oft, und möchte greinen; schrey oft meinen Gaul von Chronos Karren an: hist! und möcht sagen: hott [2])!" — Allerdings, leicht ist Schubart diese Konzession an den Zeitgeist, dieses Schwimmen mit dem Strom gewiß nicht gefallen. Sein Gewissen, das im Grunde fein war, mag oft genug geschlagen haben, besonders wenn er an seine Vorsätze und an die Vorwürfe dachte, die er andern gemacht hatte; dann wiederholt er wohl jene Vorwürfe, aber im Ton bitterer Klage und müder Selbstironie: denn er muß sich ja jetzt selber hinzurechnen, er redet nicht mehr in der dritten, sondern in der ersten Person [3]).

So kommt es, daß die Chronik Schubarts einen Anschein des in

1) Chr. 1774, 589. 2) Chr. 1775, 592.

3) Chr. 1775, 592. 785 f. 1776, 49.

neren Widerspruchs an sich trägt, an dem manche Schubartbiographen ein wenig stutzig geworden sind. Wie kann man nur über den Despotismus losziehen und die Despoten verhimmeln? Wie kann man über Oligarchien spotten und vor einem Magistrat im Staube liegen? Den Papst lobpreisen, während man das Papsttum bekämpft? Heute die Pfaffen lästern und morgen die Pfarrer verehren? Am grimmigsten mißverstanden — vielleicht auch am oberflächlichsten gelesen — hat den unglücklichen Zeitungsschreiber dereinst Robert Prutz [1]), der über die Widersprüche nicht hinwegkommt, Schubart mangelnde Kenntnis der öffentlichen Zustände und geringe politische Befähigung vorwirft und im Grunde nur den „Phrasenmacher für die politische Bierbank" in ihm sehen will. Und doch löst sich alles so einfach, wenn wir den Mann und seine Lage kennen. Auch den Mann: denn allerdings sind Schubarts Urteile selten reiflicher Ueberlegung und kühler Erwägung entsprungen, sondern unter der Eingebung und Stimmung des Augenblicks geboren. Das gibt ihnen wohl eine subjektive Frische von bisweilen hinreißender Kraft, aber führt auch zu der Schwierigkeit, daß die einzelnen Nummern nicht glatt aufeinander passen.

An solchen Differenzen hängt es zum Teil auch, daß die meisten Schubartforscher bis jetzt den großen Abstand zwischen der vor- und nachaspergischen Chronik stark hervorgehoben und zum Teil mit einer gewissen Absichtlichkeit erweitert haben, um ja recht deutlich zu zeigen, wie der Asperg den Verfasser ruiniert habe; gutgemeinte Bemühungen, aber im Grunde sehr wenig zum Vorteil des Schubartischen Charakterbildes. So meint z. B. Geiger, „bei einer historischen Würdigung von Schubarts Charakter hätte Hauff auch den bedeutenden Unterschied der deutschen und Vaterlandschronik noch deutlicher betonen müssen" [2]). Ziegler, den wir allerdings kaum als Schubartforscher bezeichnen dürfen, findet die Haltung der Chronik nach der Gefangenschaft „einigermaßen verändert" [3]); nach Klob bieten die nachaspergischen Jahrgänge „ein von den früheren verschiedenes Bild", wobei allerdings hinzugefügt wird: „insbesondere was Kraft und Frische der Darstellung anbelangt" [4]). Diese Auffassung ist dann in Bücher über die Geschichte des Zeitungswesens übergegangen. Bei Salomon lesen wir: „die zweite Periode der

1) Menschen und Bücher, Leipzig 1862.

2) Staatsanz. Beil. 1888, 133.

3) Studien und Studienköpfe aus der neuen und neuesten Literaturgeschichte (Schaffhausen 1877). Im wesentlichen ein Exzerpt der Straußschen Biographie.

4) Schubart, Ein deutsches Dichter- und Kulturbild (Ulm 1908), 364.

deutschen Chronik, die von 1787 bis 1791 währte, kann der ersten nicht an die Seite gestellt werden"[1]); Diez läßt Schubart in der zweiten Periode seine Zeitschrift „matt und gebrochen" redigieren"[2]).

Nun kann freilich nicht geleugnet werden, daß Schubart nach der Gefangenschaft nicht mehr der war, der er vorher gewesen; und wenn die Chronik ein so getreuer Spiegel ihres Urhebers war, so ist es nicht erstaunlich, wenn wir die Veränderung auch an ihr bemerken. Aber es war keine w e s e n t l i ch e, weder bei ihm noch bei ihr. Der saftstrotzende Baum war im Asperger Kerker ein wenig vergeilt; einige Seitentriebe, die im freien Sonnenlicht zu keiner nennenswerten Bedeutung gelangt wären, zeigten sich nachher ungesund hypertrophiert. Doch von einem aufgepfropften neuen Adam ist keine Rede. Schubart vor dem Asperg zum Freidenker, wie nachher zum kompletten Frömmler zu stempeln ist gleich unrichtig. Seine Jugendkraft war dahin, das Ungestüm und der Uebermut einstiger Tage gebrochen — aber der Mann war im Grunde der gleiche geblieben. So ist auch die Haltung der nachaspergischen Chronik dieselbe wie vorher, wenn auch ihr Stil nicht mehr so über die Ufer schäumt, sondern gleichmäßiger, ja manchmal etwas träge dahinzieht. Der Verfasser ist immer noch der warme Patriot und Hasser der Fürsten- und Priesterknechtschaft wie ehedem, nur daß die Stuttgarter Zensurfreiheit eine etwas engere Fessel bildet als einstmals die Zensur der freien Reichsstadt Ulm. Und ist es nicht verständlich, wenn die Asperger Bibellektüre, Riegerscher Pietismus und Hahnsche Mystik und Apokalyptik — lange die einzigen Speisen des Gefangenen — wenn diese Einflüsse hin und wieder durchschimmern oder bizarre Blüten treiben?

Aus Leichtsinn wäre Schubart beinahe einmal zum Konvertiten geworden; aber vom Verdachte politischen Renegatentums, den eine irrtümliche und flüchtige Auffassung über ihn gebreitet hat, möchten wir ihn gerne gereinigt wissen. Es hat schon manchen gegeben, der aus einem begeisterten Jüngling ein bedächtiger und mißtrauischer Alter wurde, der in der zweiten Hälfte seines Lebens ebensogut konservativ war wie in der ersten radikal. Man pflegt solche Wandlungen ja milde zu beurteilen und die bösen Lebenserfahrungen dafür verantwortlich zu machen. Chr. Fr. D. Schubart aber gehört nicht zu diesen Verleugnern ihrer Jugend, obwohl ihm das Leben ziemlich mitgespielt hat. Wir

1) Geschichte des deutschen Zeitungswesens I (Oldenburg und Leipzig 1900), 211 ff.

2) Das Zeitungswesen (Leipzig 1910), 49.

möchten sogar die Behauptung wagen, daß eben seine Asperger Kerkerhaft ihn vor einer Gesinnungsänderung bewahren mußte. Für was der Mensch gelitten hat, mit dem ist er zusammengewachsen, dächten wir, und wer Schubarts Zerknirschungen mehr als subjektiv momentane Wahrheit beimißt oder gar allen Ernstes glaubt, seine Hymnen auf den Karl Herzog seien mit seinem Herzblut geschrieben, da ihm „jede Heuchelei so ferne lag“ [1]), der scheint uns ein ebenso schlechter Historiker wie Psycholog zu sein.

Möge es nach diesen Ausführungen gestattet sein, die „beiden Chroniken“ auch des weiteren als ein Ganzes zu behandeln; ihre etwaige Verschiedenheit soll nicht verschleiert werden und wird von selber in die Augen springen: daß sie nicht grundsätzlich ist, wird hoffentlich gezeigt werden können.

IV. Die politische Haltung der Chronik.

Zweierlei Staatssysteme waren es, die im Gesichtskreis von Schubarts Anschauung lagen: das absolutistisch-monarchische und das republikanische. Ueber beide finden sich zahlreiche Aeußerungen in der Chronik, doch ohne daß der Verfasser sich prinzipiell für das eine oder andere entscheiden würde.

Eine gewisse theoretische Vorliebe für die „Freystaaten“ läßt sich manchen Orts unverkennbar feststellen. Sie lehnt sich an die Verehrung antiker Vorbilder wie Athen und Sparta, Rom und Karthago an [2]), und sieht ihr Ideal derzeit verwirklicht in der schweizerischen Republik. Für die Schweiz zeigt Schubart eine unversiegliche und nie getrübte warme Zuneigung, die man fast Verliebtheit heißen möchte: wenn er kein Deutscher wäre, so möchte er ein Schweizer sein [3]). Sie ist ihm das irdische Paradies der Freiheit und des Glückes [4]); sobald er von ihr anfängt, erhält seine Sprache einen verklärten Ausdruck [5]). Allerdings liefert sie wenig Stoff für den Zeitungsschreiber; aber das ist gerade ihr bestes Zeugnis. Mit den Staaten ist es nicht anders als mit den einzelnen Menschen: je weniger man von ihnen spricht, desto

1) Ziegler, Studien und Studienköpfe, 66.
2) Vgl. Chr. 1776, 146.
3) Chr. 1776, 810.
4) Vgl. Chr. 1774, 43.
5) Vgl. Chr. 1774, 217.

besser und glücklicher sind sie[1]). „Glükliche Schweiz, die du so wenig neuen Geschichtsstoff lieferst! Dich umgürten deine Alpen; und deine Einfalt, dein Bidersinn, dein Gottesvertrauen, wird dich schüzen und wahren, daß der marklose Arm der Fürstenknechte dich nie aus deiner häuslichen Ruhe reiße[2])!" Als einmal Unruhen aus verschiedenen Kantonen gemeldet wurden, weigert er sich einfach, es zu glauben; denn er hält es für unmöglich[3]). Und nur das eine gefällt ihm nicht, daß die Schweizer so gern in auswärtige Dienste gehen; er meint, sie hätten sich dadurch wirklich schon an ihrer inneren Kraft und Eigenart geschadet[4]). Im übrigen muß Schubart mit Bedauern konstatieren, daß die Freistaaten ihren Namen in Wirklichkeit sehr oft zu Unrecht führen. Gerade die deutschen Reichsstädte, mit wenigen Ausnahmen wie Frankfurt und Hamburg[5]), sind von ihrer einstigen Höhe[6]) herabgesunken und seufzen jetzt unter oligarchischem Regiment[7]) und unter der Sklaverei der Herkommens[8]). Es mag schmerzlich sein, aber es geschieht ihnen recht, daß sie von den umgebenden Monarchien, unter denen sie wie Inseln im Meere schwimmen[9]), nach und nach werden aufgesogen werden; denn sie sind reif dazu[10]). Das gleiche Schicksal sagt Schubart allen den kleineren europäischen Republiken voraus, die mit ihrer ursprünglichen Einfachheit auch die militärische Tüchtigkeit eingebüßt und damit ihren Untergang heraufbeschworen haben[11]). Ihr Leben gleiche dem Leben eines Genies, meint er; sie altern früh und „im Greisen-Alter (es darf eben nicht zu hoch angestiegen seyn) werden sie kindisch"[12]). „Ueberhaupt scheinen die Republiken von so schwächlicher Natur zu seyn, daß sie bey der sorgfältigsten Diät ihr Leben nicht hoch bringen[13])." Auch Holland gehört dazu; eine Zeitlang hat er es noch gelten lassen[14]), aber bald wird es wie das „Sklavennest" Venedig[15]) das abschreckende Beispiel eines Kaufmannstaates, der zur schnöden Geld- und Profitgier degeneriert ist[16]). Nicht einmal die junge amerikanische Gründung läßt ihn bei aller zeitweiligen Begeisterung[17]), in der seine alte Liebe wieder vor-

1) Chr. 1776, 809. 1788, 854.
2) Chr. 1788, 804.
3) Chr. 1790, 262.
4) Chr. 1787, 168. 1791, 516.
5) Chr. 1789, 523. 721. 1790, 468.
6) Chr. 1787, 313. 1789, 317.
7) Chr. 1774, 517. 1788, 315. 403.
8) Chr. 1775, 43. 1789, 95.
9) Chr. 1787, 313.
10) Chr. 1787, 235. 1791, 110.
11) Chr. 1774, 593. 1776, 809. 1787, 313.
12) Chr. 1774, 585.
13) Chr. 1774, 441. 1776, 643.
14) Chr. 1774, 225 ff. 426.
15) Chr. 1788, 110.
16) Chr. 1776, 643. 1788, 379.
17) Chr. 1774, 517. 1775, 245. 637. 1776, 322.

schlägt, nach so viel schlechten Erfahrungen ohne Mißtrauen[1]). Am erbärmlichsten aber repräsentiert sich die Republik Polen[2]), „dieses Königreich — diese Republik — diese Anarchie, oder wie man will“ [3]). So gesteht Schubart einmal resigniert, wenn der Geist der Freiheit bloß in den Republiken wehen würde, so wäre es übel bestellt[4]) und bekennt monarchische Neigungen. „Einer sey Herr! sagt Vater Homer und ich halt's mit ihm[5]).“ „So sehr ich — gleich mit dem ersten Gluthgefühle der Jugend bis jezt den Republiken zugethan war, weil ich glaubte, nur hier wohne Freiheit und mit ihr Menschenwürde und Volksglük; so bin ich doch geneigt, mit Montesquieu, dem Staatenwäger, und Friedrich, dem grösten Staatenlenker, zu behaupten, daß in einer wohleingerichteten Monarchie mehr wahres Menschenglük anzutreffen sei, als in den besten Freistaaten[6]).“

Schubart denkt bei diesem Geständnis zunächst durchaus nicht an die Form der konstitutionell gebundenen Monarchie. Der Absolutismus war ihm als einem Sohne seines Zeitalters an sich nicht unsympathisch; ja er kam in seiner edleren Erscheinung seinem Sinn für Heldenverehrung entschieden entgegen. Mehrere absolutistische Herrscher sind das Ziel seiner ehrlichen Bewunderung und Liebe gewesen: Gustav von Schweden, Joseph und Friedrich; und überall, wo „aufgeklärte“ Herrscher das Beste ihrer Unterthanen im Auge haben, erkennt er dankbar an, und es fällt ihm nicht ein, doktrinär am System zu zweifeln. Er gibt auch zu, daß die Menschen zur vollen Freiheit noch nicht reif[7]) oder ihrer nicht mehr wert sein können, wie das törichte Roß, das geritten sein wollte[8]). Da ist dann nach Montesquieu „die Monarchie allen Staatsverfassungen vorzuziehen“ [9]). Aber doch kommt hier schon der kritische Zusatz: „wenn der Monarch das ist, was er seyn soll.“ Was er sein soll! Schubart bekam wahrlich Fälle genug vor Augen, wo der Monarch nicht war, was er sein sollte, ohne daß er dazu einen besonders strengen Maßstab anzulegen brauchte. Geniale Geister wie Friedrich „der Einzige“ waren selten auf Thronen, das wußte man, und auch die Chronik erwähnt so etwas einmal[10]); doch wer hätte eine solche Forderung aufstellen wollen? Man rechnete nicht auf Uebermenschen; ja man war geneigt, sogar im rein Menschlichen vieles nachzusehen und entschuldbar zu finden, wenn der Herrscher nur im allge-

1) Chr. 1776, 641. 1787, 361. 2) Vgl. Chr. 1788, 287.
3) Chr. 1774, 229. 4) Chr. 1774, 593. 5) Chr. 1774, 441.
6) Chr. 1787, 167. 7) Chr. 1775, 43. 8) Chr. 1787, 235.
9) Chr. 1776, 608. 10) Chr. 1788, 102.

meinen „milde“ regierte. Dennoch zieht durch alle Jahrgänge unserer Zeitung, bald halb unterdrückt, bald hell ausbrechend, der Schrei der Entrüstung über die Gewalthaber, die sich „Mühe geben, jedes Gefühl der Menschheit zu unterdrücken, und ihr Volk zum Vieh herabzuwürdigen“ [1]). Meist begnügt sich zwar Schubart auch hier, einen Fürsten als Einzelperson vor den Pranger zu stellen: aber hie und da spricht er doch verallgemeinernd von dem Druck des Despotismus, der über Deutschland laste [2]), ja er greift weiter hinaus und ruft: „O Despotismus! Despotismus! Du frist am Herzen von Europa, die Freyheit stirbt, und ihre Peiniger sehen spottend auf ihre letzten Verzuckungen hin“ [3]). Die Türkei dient ihm zum Beweis, daß der „Despotismus erst die Seelen herabwürdigt, dann Körper zerstört, und endlich ganze Völkerschaften in ungeheure Ruinen vergräbt“ [4]). Schließlich versteigt er sich sogar dahin, daß er sich mit Schlözer über den Ausdruck „Wohltaten“ von den Regierungshandlungen eines Souveräns ereifert, die doch nicht Wohltaten, sondern Pflichten seien, und dem Satze beipflichtet: Kein König ist unumschränkt [5]).

Das war allerdings schon in der Revolutionszeit, wo ihm mehr und mehr die konstitutionelle Monarchie als das Ideal einer Staatsverfassung zu gelten begann. Mehrmals läßt er seine Freude durchblicken, daß die Völker ihre Gebieter zu fragen beginnen: Was machst du? [6]), daß sie kühn genug sind, nach der Haushaltung zu fragen [7]). Er glaubt, daß Frankreich sich dem „Sonnenpunkt seiner Größe und Kraft“ nähert, seit dort „der König der Erste unter einem freien Volk“ ist [8]). Der Gedanke des organischen Zusammenhangs von Fürst und Volk [9]), der freiwilligen Verpflichtung der Monarchen — „bindet uns die Hände, daß wir hinfort nur Seegen ausstreuen, und in den (häufigen) Anwandlungen der Menschlichkeit nichts Böses mehr üben können“ [10]) — fand in seinem Herzen begeisterten Widerhall. Er erklärt: „Eine unumschränkte Monarchie ist die beste Regierungsform, wenn der König — ein Gott ist, wenn er gelenkt wird, wie der Allherrscher im Himmel — durch Liebe. Da aber dies unter den Menschen ein höchst seltener Fall ist; so sind um der Völkersicherheit wegen, die eingeschränkten Monar-

---

1) Chr. 1776, 323 (Zitat aus einer amerikanischen Flugschrift).
2) Chr. 1775, 338. 3) Chr. 1776, 608.
4) Chr. 1790, 383. 5) Chr. 1790, 310.
6) Chr. 1790, 107. 408. 7) Chr. 1790, 119.
8) Chr. 1790, 156. 9) Chr. 1790, 39. 465.
10) Chr. 1791, 362.

schieen die besten" [1]). Es wird hinzugefügt, England habe davon beinahe ein vollkommenes Muster geliefert; und wir entdecken, daß Schubarts Freude am konstitutionellen Königtum nicht einmal so neu ist: denn für England hat er ja schon in seinen jüngeren Jahren geschwärmt. Die ersten Jahrgänge der Chronik liefern uns dafür mehrere Belege [2]). England, „die Insel der Freiheit", hat damals schon der Schweiz den Platz an seinem Herzen streitig gemacht; er kann sich oft eines neidischen Gefühls nicht erwehren, wenn er auf dieses Land zu sprechen kommt, weshalb er sich geflissentlich anstrengt, auch Schatten zu finden, wo ihm so viel Licht ist [3]). Die Denk- und Schreibfreiheit und die Handelsfreiheit in England ist es dabei besonders, die ihm imponiert: und er bewundert den englischen Volkscharakter, der in dieser Luft zu mächtigem Selbstbewußtsein erstarkt ist. „Unüberwindlich ist eine Nation", heißt einmal ein enthusiastischer Ausruf, „die dieß der Menschheit so angemessene Gefühl der Freyheit noch nicht verlohren hat, und vermög ihrer Staatsverfassung niemals verlieren kann" [4]). In ihrer Drastik bezeichnend ist eine gereimte Fabel, in der ein Metzgershund und ein Wolf sich über ihre Lage unterhalten, mit dem Ergebnis:

„Drum bist du Wolf; ich Hund — du frey;
Ich aber in der Sklaverey [5])."

Ihre Deutung ist klar:

„Und die Moral? — o die ist jedermann bekannt
In Deutschland und in Engelland."

Wir sehen: ein Prinzipienreiter, ein verbohrter staatswissenschaftlicher Doktrinär, der sich auf eine theoretisch zurechtgelegte Regierungsform versteifen und darob ihre Mängel und die Vorzüge der anderen nicht sehen würde, ist Schubart gewiß nicht gewesen. Kommen ihm doch sogar reaktionär klingende Bedenken gegen das konstitutionelle Regime, für das er sich zuletzt entschieden hat: „Beut man den Ständen die Hand; so wollen sie den ganzen Arm haben", bemerkt er einmal altklug [6]), und einige Nummern später ganz ähnlich: „Je mehr die souvraine Macht einem Volke bewilliget, desto mehr verlangt dieses [7])." Immer ist ihm vielmehr bei der Beurteilung von Regierungsformen ein praktischer Gesichtspunkt der einzig ausschlaggebende — und das ist die Wohlfahrt des Volkes, die nicht denkbar ist ohne seine F r e i h e i t.

* * *

1) Chr. 1791, 191. 2) Chr. 1774, 73. 241. 277. 489. 1775, 33. 82 f. 3) Chr. 1774, 242. 4) Chr. 1775, 187. 5) Chr. 1774, 8. 6) Chr. 1790, 484. 7) Chr. 1790, 559.

Es ist gewiß nicht zu viel gesagt: daß der Gedanke der Volksfreiheit das beherrschende Motiv durch alle Jahrgänge der Chronik bildet; erst dieser Klang vervollständigt die Melodie seiner vielgerühmten Vaterlandsliebe, seiner Begeisterung für deutsche Größe und Kraft[1]). Mag er auch einmal in resignierter Stimmung mit dem Satze gespielt haben, Freiheit mache nicht unbedingt glücklich, und unter Antoninen hätten es auch Sklaven gut[2]) — das ist nichts als ein indirekter Beweis für die Intensität, mit welcher ihn die Idee der Freiheit unablässig beschäftigte.

Schubarts Name pflegt zwar nicht genannt zu werden, wenn man die Kämpfer für das Recht des Volkes aufzählt: auch dem Zeitungsschreiber flicht die Nachwelt keine Kränze. Aber wer sich des Asperggefangenen als eines Opfers der Despotenwillkür vergangener Tage erinnert, der sollte doch nicht vergessen, warum diese Willkür sich veranlaßt gesehen hat, gegen ihn einzuschreiten. Auch Schubart verdient es vielleicht, unter den Märtyrern der deutschen Demokratie mit Ehren Erwähnung zu finden; wenn auch seine zehnjährige Festungshaft nicht so eklatant sein mag wie ein Barrikadenkampf und der Tod durch Pulver und Blei, wenn auch seine Zeitung vermodert ist bis auf wenige Bibliothekexemplare — als einen Mitarbeiter an der Völkererlösung aus Banden weltlicher und geistiger Despotie hat er sich erwiesen, trotz aller Mängel und für unser Empfinden wunderlichen Unebenheiten seiner Publizistik.

„Mir rieseln die Thränen von den Augen; denn mir ists Ernst“, schreibt er einmal[3]), nachdem er seinem heißen Ingrimm Ausdruck gegeben hat, daß er von der Knechtung des Volkes nicht offener erzählen, daß er den Fürsten bittere Wahrheiten nicht deutlicher ins Gesicht schleudern dürfe. Es war ihm ernst, und so oft auch im Leben sein leicht entflammtes Herz erglüht war, ohne Treue zu halten: dieses Feuer war kein Strohfeuer. Schubart ist sich dessen selber so wohl bewußt, daß er es wagen kann, freiheitsselige Stürmer und Dränger sarkastisch zurechtzuweisen. „Sprich den Fürsten nicht Hohn, Freyheitstrunkner Jüngling, der du vielleicht als Mann zu ihren Füßen kniest! Und sie verdienen auch deinen Bardeneifer nicht, denn viele unter ihnen sind freund-

---

1) Chr. 1776, 329 f., vgl. aus dem Hymnus an die Freiheit 1788, 265:
„Nur deine Hütten kennen ein Vaterland
O Freiheit! ohne dich ist das Vaterland
Ein eitler Wahn, ein leerer Name,
Traum nur und Traum von des Rauches Schatten!“

2) Chr. 1776, 330. 3) Chr. 1775, 388.

lich und gut, und verleihen selbst den Fürstenhassern Brod. Aber träume nicht von Freyheit, so lange noch an jedem Hof jeder Laut des Muths verstummt, so lang unser Eigenthum nur von einer Schatzverordnung zur andern sicher ist, so lang unser Blut eine Lands- und Domainenware bleibt, so lang wir auf jeden Wink wie Cäsars Kriegsknechte ausrufen: Pectora si fratrum, gravidare in viscera matris Imperat, invita peragam tamen omnia dextra. Gebiete! den Bruder zu tödten! Zu wühlen im Leibe der Mutter! Zwar bebt unsre Rechte! — Doch thun wirs![1]) —" Und wie der Mann, der einmal in einem Briefe geklagt hat, daß er kein Vaterland habe[2]), zeitlebens der wärmste Patriot geblieben ist, so hält er hartnäckig fest an seinem Freiheitsideal, obwohl er weiß, daß „Vaterland und Freyheit in unsrer Sprache nicht viel mehr als Töne ohne Meynung sind" [3]) und schließlich zu dem Ergebnis kommt: „Wahre Freiheit ist so nicht auf Erden, sie gedeiht erst im Himmel[4])."

Schubart wußte, was er meinte und wollte, wenn er von Freiheit sprach. Ein Philosophem, auf den Begriff der Freiheit aufgebaut, mag er zwar nicht gehabt haben; auch war es nicht seine Sache und nicht seines Berufs, die möglichen Folgen einer mehr oder minder durchgeführten staatsbürgerlichen Freiheit im einzelnen darzustellen und zu veranschlagen — obwohl er gewiß nicht radikal ins Blaue hineinphantasiert hat, wie sich zeigen wird. Die Wirkungen der mangelnden Freiheit hatte er wahrhaftig am eigenen Leibe oft genug erfahren und konnte sie hundert- und tausendfältig studieren, wenn er sich offenen Auges in seiner Heimat umschaute. Die Gegenbeispiele lieferten Schweiz und England, später auch die aufblühenden amerikanischen Freistaaten und in mancher Hinsicht das revolutionäre Frankreich. Doch kann uns schon ohne diese Erwägungen der Nachdruck und die persönliche Temperatur der bezüglichen Stellen, aus denen wir immer den ganzen und echten Schubart heraushören, davon überzeugen, daß keine Phrasen gedroschen werden. Dazu war das Thema denn doch zu heilig und zu — gefährlich.

Es ist Schubart klar, daß der Mensch ohne Freiheit seine göttliche Bestimmung nicht erfüllen kann. Darum ist ihm diese „die Tochter Gottes und seiner Religion" und die Mutter alles Guten und alles Glückes der Menschheit[5]). Sie ist das Edelste, was Gott dem Menschen gab, sein größtes Geschenk, wodurch „Menschen Engeln gleich werden" [6]).

1) Chr. 1776, 330.
2) Strauß I, 125.
3) Chr. 1776, 329.
4) Chr. 1789, 617.
5) Chr. 1788, 770.
6) Chr. 1776, 604.

Nur dann kann die Menschheit „zu ihrer Urherrlichkeit“ hinansteigen, wenn sie frei ist[1]). „O ihr Großen der Erde, laßt doch den Menschen seyn, was er seyn kann; und nur da zeigt eure Gewalt, wo er abarten will[2])!“ In einem Artikel mit der Ueberschrift „des Pilgers Stoßseufzer“ wird die Göttin apostrophiert: „Möchten doch unsere Fürsten, die sich Heilande und Väter ihres Volks dünken, möchten sie doch einsehen, daß ohne dich keine würdige Menschenbildung, kein Glük und Wohlstand ihrer Völker möglich sey.“ ... Hier folgt ein Zitat, ein Gemälde, das an Schillers Spaziergang erinnern könnte. „So bald die schändlichen Ketten zerbrochen waren, wie reiche Felder und liebliche Triften wurden da auf einmal aus den Wüsteneien der alten Barbarei! Der Landmann, der zuvor für ein gieriges Raubtier schwizen mußte, arbeitete nun für sein Eigenthum, für Weib, Kinder und Haußgenossen. Da wurden die Länder angebaut, die frischen Felder grünten. Die freien Städte handelten, erfanden und ersannen. Das waren Ameisenhaufen, wo Tausend und Tausend aus- und einliefen, und Nahrung und Schäze herbeitrugen. Da hämmerten die Schmiede; da giengen die Webstühle und Spinnräder; da wimmelten die Kaufhäußer; da flatterten um die Häfen die Segel zu Hundertweise. Alles lebte, alles webte, alles handelte, frei und ungehindert, für Reichthum, Macht, Freiheit und Vergnügen; so seufzt der Pilger mit Vogt.“

„O Vaterland, Vaterland, möchtest du dich sonnen und wonnen ewig im Strahle der heiligen Freiheit!“ setzt Schubart hinzu[3]). —

* * *

Uns Heutigen sind Freiheit der Person und des Eigentums so selbstverständliche Güter, daß wir jene Zeit erst wieder ins Gedächtnis rufen müssen, um manche starke Stelle ganz zu verstehen. Der gleiche Prozentsatz der Bevölkerung deutschen Bodens, wie ihn heute das sogenannte Proletariat — in der Hauptsache die Industriearbeiter — bildet, bestand damals aus hörigen Bauern, die ihren Boden nicht eigen besaßen, sondern gewissermaßen umgekehrt Anhängsel dieses Bodens waren, Inventarstücke, die sich nicht frei bewegen konnten. Diesen Menschen, ausgeschunden und ausgepfändet oft bis auf die Haut um der Habgier oder Genußsucht Serenissimi willen, blieb nichts als die Hoffnung auf eine Vergeltung im Jenseits, mit der sie sich trösten konnten, wie einmal ein ergreifendes Zwiegespräch zwischen einem Bauern und seinem Weib im Jahrgang 1775 des Ulmischen Intelligenzblatts[4])

1) Chr. 1790, 506. 2) Chr. 1776, 322. 3) Chr. 1788, 770.

4) Schubart war Mitarbeiter; doch ist dieses Stück nicht von ihm.

schildert. Solches müssen wir uns vergegenwärtigen, wenn Schubart ein amerikanisches Gebet beginnen läßt: „Herr, Herr Gott, gnädig und barmherzig, der nicht will, daß die Menschen Sklaven sind, der ihnen Freyheit und einen Erlöser gab!“ [1]), wenn er entzückt ist, daß Kaiser Joseph die Leibeigenschaft aufheben will [2]), und die Gesetzgebung Katharinas von Rußland lobt, weil sie „die größte Achtung für das Leben, Eigentum und Freiheit aller ihrer Untertanen“ ausdrücke [3]). Der Handel deutscher Fürsten mit ihren Landeskindern, der während des amerikanischen Krieges in vollem Gange war, erfüllte ihn mit bitterer Entrüstung, die auch aus trockenen scheinbar rein sachlichen Angaben herausklingt. „Hier ist eine Probe der neuesten Menschenschätzung!“ schreibt er im Frühjahr 1776 [4]): „Der Landgraf von Hessenkassel bekommt jährlich 450 000 Taler für seine 12 000. tapfere Hessen, die größtentheils in Amerika ihr Grab finden werden. Der Herzog von Braunschweig erhält 65 000 Taler für 3964. Mann Fußvolks und 360 Mann leichte Reuterey, wovon ohnfehlbar sehr wenige ihr Vaterland sehen werden. Der Erbprinz von Hessenkassel giebt ebenfalls ein Regiment Fußvolk ab, um den Preis von 25 000 Taler. 20 000 Hannoveraner sind bekanntlich schon nach Amerika bestimmt und 3000 Meklenburger für 50 000 Taler auch. Nun sagt man, der Churfürst von Bayern werde ebenfalls 4000. Mann in Englischen Sold geben. Ein furchtbarer Text zum predigen für Patrioten, denen's Herz pocht, wenn Mitbürger das Schicksal der Negersklaven [5]) haben, und als Schlachtopfer in fremde Welten verschickt werden.“

Schubart vergißt hiebei auch nicht, die Folge- und Parallelerscheinung der Herrscherwillkür zu zeichnen: den hündischen Untertanengehorsam, der gerade seinen Landsleuten in Fleisch und Blut übergegangen war. Er gesteht, daß das Streben nach Freiheit, „der höchste Beweis der uns anerschafnen Menschenwürde“ [6]), unter „uns Teutschen“ ziemlich erstorben sei, und nennt die Verachtung des sklavischen Deutschen im Ausland berechtigt [7]). Die knechtisch Gesinnten sind selber schuld an ihrem Schicksal: „Wie lange wird man noch Menschen verkaufen, Menschen verschenken, wie's Vieh!?“ fragt er, und zitiert zur Antwort den

1) Chr. 1776, 604. 2) Chr. 1774, 106. 3) Chr. 1776, 307.

4) Chr. 1776, 194.

5) Zahlreich sind die Stellen, in denen sich Schubart für die Befreiung der Negersklaven — teilweise mit großer Wärme — verwendet. Vgl. Chr. 1776, 449 f. 1788, 15 f. 741 ff. 1789, 85. 310 f. 1790, 31 u. a.

6) Chr. 1790, 57. 7) Chr. 1787, 54. 1789, 128. 1790, 300. 412.

französischen Publizisten Raynal: „So lange die Menschen, wie Ochsen, dem Joch die Stirne bieten, und alles Gefühl von ihrem Werthe und ihrer großen Bestimmung verlohren haben“ [1]). Freilich macht er auch Versuche, die schimpfliche Gewöhnung des Deutschen an Gehorsam zu entschuldigen. Er führt an, es sei gewiß „weder Dummheit noch Phlegma, sondern reife Ueberlegung und Ordnungsliebe, die uns zur Subordination so geschmeidig macht“ [2]), und bezeichnet es sogar einmal als „Zeichen höchster Weisheit, wenn wir den vollen Besitz dieses heiligen Kleinods (der Freiheit) nicht eher verlangen, als bis wir unfähig sind, es zu misbrauchen“ [3]). Diese Stellen tragen die Tendenz an der Stirne, aber jedenfalls zeigt der Schreiber der Chronik durchweg einen starken Widerwillen gegen einen Mißbrauch des Namens der Freiheit, wie ihn die Uebergriffe der französischen Revolution erleben ließen. Dem Gesetz soll die Willkür weichen und nicht neuer Willkür. Da klagt er dann, daß die Völker die Bande der Ordnung und des Gehorsams abgeschnellt hätten, daß Pöbelbrut nicht zu herrschen vermöge [4]), er nennt die übelverstandene Freiheit ein „Schwerdt in des Rasenden Hand“ [5]) und seufzt: „O Freiheit, Freiheit, wie viele nennen deinen Nahmen, wie viele ringen mit Blut und Schweiß nach dir, und — wie wenige kennen dich, verstehen dich, verdienen deine Engelumarmung!!“ [6]). Und so entschlüpft ihm auch von dieser Seite aus gesehen das Ideal der Freiheit — nur Gott für seinen Herrn und das Gewissen für seinen Gesetzgeber zu erkennen [7]) — ins Transzendente. Denn erst „wer nichts anders thun kann, als was Gott will, der vermag zu fassen das vollkommene Gesez der Freiheit“ [8]).

* * *

Uebrigens ist es interessant, zu beobachten, wie nüchtern volkswirtschaftlich Schubart bei allem Freiheitsenthusiasmus zu denken vermochte. An einem Punkte nämlich kommen bei ihm Freiheit und Vaterland in Konflikt, und das zweite siegt auf Kosten der ersteren: bei der Frage der Freizügigkeit. In einer Zeit, da der Kosmopolitismus bereits Mode geworden war, ist Schubart aus patriotischen Gründen entschieden für Auswanderungsbeschränkung. Er beklagte aufs tiefste die „anhaltenden entkräftenden Auswanderungen“ seiner Landsleute, unter denen das Vaterland leide [9]), denn „Menschenverlust ist in einem Staate

1) Chr. 1790, 536. 2) Chr. 1776, 6. 3) Chr. 1790, 57.
4) Chr. 1790, 103. 5) Chr. 1787, 20. 6) Chr. 1790, 95.
7) Chr. 1776, 518. 8) Chr. 1790, 57. 9) Chr. 1788, 632.

der größte“ [1]). Er warnt vor der Erwartung einer besseren Existenz im Ausland, und appelliert an gemütliche Regungen; „O Bruder Deutscher, wandre nicht aus, heilig sei dir die Hütte deiner Geburth und die Erde, wo deine Väter schlafen!!“ [2]). „Möchten doch der Leute unter uns immer weniger werden, die den vaterländischen Heerd verlassen, und ein ferneres Kanaan träumen“ [3]). Dabei bemerkt er, die Auswanderer seien meist „Leute aus dem Orden der Lumpen“. Besonders den Schwaben kann er es nicht verzeihen, wenn sie die Heimat verlassen; daher erzählt er einmal von den Maßregeln des Markgrafen von Baden gegen die Auswanderung mit sichtlicher Befriedigung [4]). Es ist ihm unbegreiflich, daß eine „so vortrefliche Nation“ wie die britische „den großen Artikel der Bevölkerung so hintansetze, daß sie den Irrländern und Schotten erlauben, tausendweiß nach Amerika zu ziehen“ [5]), und daß die Engländer ihren Seeleuten erlauben, in fremden Dienst zu gehen und fremde Nationen zu lehren, wie man die britische besiegen solle; „in den freyesten Staaten begeht man auch die grösten Staatsfehler“, meint er dazu [6]). Umgekehrt erwähnt er mit Beifall die polnischen Kolonisationen Friedrichs des Großen, „dem die Bevölkerung seiner Staaten äußerst am Herzen liegt“ [7]). Schubart geht auf diesem Gebiet so weit, daß man fast von Auslandsscheu reden könnte. Schon ein zeitweiliger Aufenthalt in der Fremde ist ihm verdächtig, denn er befürchtet davon (offenbar nicht ganz mit Unrecht!) den Verlust des Nationalcharakters [8]). Dies ist auch ein Grund, warum er die Reisen der Fürsten und Prinzen für verderblich hält, von denen er behauptet, daß sie eine Eigentümlichkeit des Jahrhunderts seien [9]). Er denkt zwar ebensosehr an die finanzielle Seite der Sache — 30 Millionen bar sollen die Fürsten binnen 10 Jahren nach England, Frankreich und Italien geschleppt haben, was eine der Ursachen des herrschenden Geldmangels sei, — aber doch vergißt er nicht darauf hinzuweisen, wie nachteilig diese Auslandsreisen infolge ihrer schwächenden Wirkung auf die Liebe zum eigenen Land für einen Volksbeherrscher seien, und beruft sich hiebei auf seinen Abgott Friedrich als Gewährsmann [10]). Gleichzeitig versichert er die Höflinge und Zeitungsschreiber ironisch seines Bedauerns über den Ausfall so vieler Hoffeste [11]).

* * *

1) Chr. 1789, 802. 2) Chr. 1787, 238. 3) Chr. 1789, 850.
4) Chr. 1788, 234. 5) Chr. 1774, 12. 6) Chr. 1775, 406.
7) Chr. 1775, 724. 8) Chr. 1788, 632. 9) Chr. 1774, 106.
10) Chr. 1775, 313. 1776, 77. 11) Chr. 1775, 796.

In der Revolutionszeit war es aufgekommen, daß man in einem Atem mit der Forderung der Freiheit den Grundsatz der staatsbürgerlichen Gleichheit aufzustellen pflegte. Auch Schubart sagt einmal, der Tempel der amerikanischen Freiheit ruhe auf zwei Säulen, deren Name Gleichheit der geistlichen und Gleichheit der bürgerlichen Rechte sei[1]), und rühmt es an der ersten Verfassung der französischen Revolution, daß die Rechte der Bürger auf gleichen Schalen gewogen worden seien[2]). Aber im übrigen war ihm dieser Gedanke doch zu neu und ungewohnt und der Schritt von der nahezu völligen Entrechtung eines Teils der Untertanen zur Gleichheit aller Bürger erschien zu groß, als daß er ernstlich dafür hätte Propaganda machen können oder auch nur wollen. Daher begnügt er sich selbst in der zweiten Periode der Chronik mit gelegentlichen kleinen Ausfällen und Stecknadelstichen gegen den Adel und tritt ihm nur einige Male prinzipiell entgegen; immerhin ist hier unter dem Einfluß der Bewegung jenseits des Rheins ein Umschwung in seiner Haltung eingetreten. Eine ausdrückliche Anerkennung der Stellung des Adels im Staatsganzen findet sich nach dem Asperg nirgends mehr; wohl aber vorher. Da nennt Schubart den Adel die Scheidewand oder, wie er sich selber verbessert, das Einigungsband, die Kommunikationsbrücke zwischen Thron und Bürgerstand[3]). Er ist „eine goldene Achse, um die sich die öffentliche Glückseeligkeit dräht", und „das Heilige im Tempel des Staats, durch das man ins Allerheiligste kommt". Es freut ihn, wenn in einem Lande der Adel gilt, denn er weiß, daß er „Mauer gegen den Despotismus eines Einzigen" ist[4]). Nie sollen die Stände untereinander gemischt werden. Deshalb ist das Edikt des Königs von Preußen, daß kein Bürger oder Bauer mehr einen Edelhof kaufen dürfe, eine „herrliche Verordnung"[5]). Wenn es ein andermal heißt, die Polizei sollte sorgfältiger auf eine „vernünftige" Kleiderordnung sehen, daß „die Stände nicht so wie jetzt untereinander gemengt würden, daß man Mühe hat das Bürger Töchterlein aus den adelichen Fräuleins hervorzusuchen"[6]), so weiß man allerdings nicht recht, ob das nicht am Ende Hohn oder Satire auf reichsstädtische Ueppigkeit sein soll. Doch unterläßt es Schubart auch damals nicht ganz, über den Hochmut und die Dummheit gewisser Junker zu spotten[7]) und daran zu erinnern, daß Verdienst

---

1) Chr. 1787, 148. 2) Chr. 1790, 156.
3) Chr. 1775, 247, 1777, 17. 4) A. a. O. 5) Chr. 1775, 247.
6) Chr. 1775, 286. 7) Chr. 1775, 763. 1776, 744.

Verdienst bleibe, im Zwilchkittel wie im Purpur [1]). Ende der achtziger Jahre aber beginnen diese Töne vorzuschlagen und der Adelsrespekt ist bedenklich geschwunden. Dem „Arbeiter im Zwilchkittel" wird der „Müßiggänger mit Stern und Ordensband" gegenübergestellt [2]); Schubart bekennt: . . . . „Ich bin dem Adel von Herzen zugethan, wenn er das Sprachrohr ist, durch welches der Fürst das Schreien des Volkes hört, wenn er sich durch Tapferkeit, Geistesausbildung und reine Sitte vor andern Ständen auszeichnet; denn so verdient er die Ehrfurcht aller Nazionen. Wenn aber der Bürgerstand, wie es in den meisten Europäischen Provinzen der Fall ist, sich an Verdienst, Vaterlandsliebe, Geistes- und Herzenswerth, nicht nur dem Adel gleich stellt, sondern ihn oft übertrift; so ist mir das stolze Herunterbliken des Adels auf den Bürgerstand unausstehlich" [3]).

„Adel ohne Verdienst, ohne Wissenschaft und Tugend" ist „ein Schwerd ohne Schärfe und Spize"; der liebe Gott „nahm gewiß nicht Tortentaig, um einen Adel zu bilden", sondern Adel und Bürgerstand sind „aus gleichem Leimen geknetet" [4]). Der Behauptung, daß die Verschiedenheit der Klassen auf göttliche Schöpferordnung zurückgehe, fügt Schubart die Anmerkung bei: „Wir Deutsche haben gar ein herziges Sprüchlein: Als Adam hakt und Eva spann, Wo war damals der Edelmann?" [5]). Und in dem starken Zitat aus einer Schrift über den deutschen Adel, „in unseren Zeiten sei der Adelstand ein noch verehrtes, doch entbehrliches Trümmerstük barbarischer Vorzeit", macht er gar hinter „verehrtes" in Klammern den Zusatz „aber von wem außer sich selbst?" [6]) — ein paar Worte, in denen er alles zurückzunehmen scheint, was er früher vom Adelstand Gutes gesagt hat.

Sehr charakteristisch für das Zeitalter der Aufklärung und den aufgeklärten Chronikschreiber ist das warme Eintreten der Chronik für die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden. Was man sonst bei Schubart nicht immer antrifft: der Kampf, den er hier führt, ist von Selbstwidersprüchen frei und zeigt eine nahezu systematische Konsequenz. Man merkt, daß es ein Punkt ist, in dem sich der Schriftsteller tatsächlich klar und innerlich mit sich vollkommen einig war. Er findet die bisherige Behandlung der Juden im höchsten Grade ungerecht und dem Geiste des Christentums widerstreitend [7]), und weist hiebei z. B. auch auf die hygienische Gefahr der unmenschlichen Zusammenpferchung im

1) Chr. 1775, 372. 2) Chr. 1789, 523. 3) Chr. 1789, 130.
4) Chr. 1789, 394. 5) Chr. 1791, 308. 6) Chr. 1791, 367.
7) Chr. 1775, 667. 746 f. 1788, 316.

Ghetto hin[1]). Man zwinge sie, meint er, entweder Müßiggänger oder Betrüger zu werden[2]). Sie „sind meist durch unseren unchristlichen Sinn zu Schachern geworden. Man behandle die Juden menschlich, so werden sie Menschen werden“[3]). Friedrichs und besonders Josephs Judentoleranz findet seinen höchsten Beifall, und es ist ihm eine wahre Freunde, wie er berichten kann, daß sie in Oesterreich völlige Gleichberechtigung genießen[4]). Bei der Betonung der Wichtigkeit der Judenfrage für den Staat[5]) verkennt er übrigens auch die Schwierigkeit nicht, die im Nationalcharakter und in der Religion des Volkes Israel liegen[6]), und gesteht, daß er an eine vollkommene Lösung der Problems nicht glaube. „Alle Anstalten der mächtigsten Fürsten werden es nicht vermögen, die Juden mit ihren Unterthanen so zu vermischen, daß sie Eine Masse bilden und mit der Zeit Namen und Eigenheit verliehren“[7]). Zu dieser Feststellung mußten insbesondere die Experimente veranlassen, die man in Oesterreich mit der Verwendung der Juden im Kriege machte. Was Schubart davon erzählt, ermangelt auch für uns nicht des Interesses. Er hält es eigentlich nicht für recht, wenn man die Juden gegen ihr Gewissen zwinge, Waffen zu tragen, und weist darauf hin, daß Friedrich es im siebenjährigen Kriege auch nicht getan habe, obwohl man es ihm anriet; freilich gibt er dann zu, daß aus gleichen Rechten auch gleiche Pflichten folgen[8]). Später weiß er einmal von jüdischen Offizieren, die im kaiserlichen Heer gegen die Türken stehen: zwei sind Leutnants im Vukassovichischen Freikorps, einer ist sogar Rittmeister bei den Szekler Husaren. „Montekukuli machte einen Juden, seines herrlichen Wohlverhaltens wegen, zum Hauptmann; aber die christlichen Offiziers wollten nicht neben ihm dienen: man mußte ihn also wegschiken“[9]). Doch scheinen diese Kriegshelden ziemliche Ausnahme gewesen zu sein, wie wir später erfahren: „Laudon hat die Juden in seinem Heer fortgeschikt; denn sie sind erbärmliche Soldaten, springen wie Böke in die Höhe, wenn ein Schuß geschieht, zittern, daß ihr Gebein hallt, und verzuken ihr Gesicht so jämmerlich, daß es einen Stein erbarmen möchte. Auch verläßt sie ihr Schachergeist nicht; und sollten sie die Knöpfe von der Montur schneiden und damit handeln“[10]). Schließlich wurde ihnen von Kaiser Leopold der Kriegsdienst wieder erlassen, als einem „der-

1) Chr. 1790, 811.
2) Chr. 1788, 316. 1775, 484.
3) Chr. 1789, 575.
4) Chr. 1788, 196. 1789, 652.
5) Chr. 1775, 484.
6) Chr. 1788, 93.
7) Chr. 1789, 72. 1790, 454.
8) Chr. 1788, 410 f.
9) Chr. 1789, 383.
10) Chr. 1789, 720.

zeit ganz unkriegerischen Volk" [1]). Schubart hat dafür eine seltsame Erklärung, nämlich: daß ihr Stündlein noch nicht gekommen sei. „Bricht dieses an, so werden sie wieder Heerführer bekommen, wie Josua und Judas, der Makkabäer; dann erst werden sie streiten, wie ehemals in den Gefilden Kanaans." Er ist nämlich überzeugt, daß das Volk Israel in nicht allzu ferner Zeit seiner Lasten ledig werden und von neuem in den Besitz des heiligen Landes treten wird — hier stoßen wir wie so manchmal auf Narben seiner Asperger Bibellektüre. „Gewiß ist's, daß Gott mit den Juden noch was Groses vorhabe. Der unsterbliche Moses Mendelssohn hat es in seinem Jerusalem geahndet und der ächte Schriftforscher zittert seiner Ahndung zu. Wann die Geschichte der Welt einmal ganz und voll dasteht; so wird man gestehen müssen, daß die Juden das wichtigste Volk in der Menschengeschichte gewesen seien" [2]). Inzwischen aber, auch wenn die Juden sich nicht so ganz dem Staat angliedern, „ist es Schande für uns Christen, wenn wir nur einen Augenblik zweifeln, ob den Juden der volle Besiz aller Menschenrechte zieme. Wenn Israel thut, was der Staat von ihm fordert; so soll man sie gleich schäzen den übrigen Bürgern" [3]). Jedenfalls hat Schubart das Seine getan, diesen Zustand herbeiführen zu helfen und sich viele Mühe gegeben, „jedes Stäublein wegzublasen, das den Karakter dieses ohnehin so schwer gedrükten Volkes verunstalten könnte" [4]). Zu diesem Zweck hat er auch die Anekdote von Isaak Meyer, dem unbekannten Wohltäter der Armen [5]), erzählt; er wußte, daß dieses Mittel bei seinen Lesern besser anschlug als die moralische Erörterung, und verwendet es deshalb auch in einem ähnlichen Fall, um den er sich dasselbe Verdienst erworben hat wie in der Sache der Juden: wo es sich darum handelt, die mittelalterliche Grausamkeit zu bekämpfen, mit der man immer noch die Vertreter „unehrlicher" Gewerbe, wie den Scharfrichter und Wasenmeister, gesellschaftlich zu ächten pflegte [6]).

Von einer politischen Frauenbewegung hatte man zu Schubarts Zeiten gewiß keine Ahnung und der Begriff der Suffragette war auch in England noch ungeboren. Aber Frauenemanzipation gab es in verschiedenen Spielarten: das ästhetische, das gelehrte, das schriftstellernde Weib. Schubart macht ihnen gegenüber aus seiner starken Abneigung keinen Hehl und wenn er auf sie zu sprechen kommt, so erhitzt er sich mindestens ebenso sehr, wie wenn er gegen das Romanlesen, die Putz-

1) Chr. 1790, 454. 2) Chr. 1788, 67. 3) Chr. 1790, 229.
4) Chr. 1788, 530. 5) Chr. 1776, 373.
6) Chr. 1776, 284 f., s. a. 1787, 259.

sucht und Modenarrheit der feinen Dämchen loszieht [1]). „Das Bestreben der Weiber, Männer zu werden, ist ebenso widernatürlich als das Herabsinken des Mannes zum Weibe [2])." „Gott, Christus, Mann, Weib; dies ist die ewige Ordnung; wer diese verrükt, kehrt die Schöpfungsleiter um [3])." „Möchte wohl wissen, ob König Salomo, wenn er zurückkäme in diese Welt, sein Ideal eines treflichen Weibes, so wie sie seyn muß, wenn sie ihres Mannes Herrlichkeit ist, vertilgen, und dagegen ein anderes aufstellen würde, wie ein Weib mit sieben Zungen reden, Verse machen, Romanen schreiben, philosophiren, freigeisten, im Kathedertone sprechen, die Doktoren und Professoren belehren soll, indeß — die Kinderstube, Küche und Keller, Haus und Hof, Garten und Feld vernachlässiget wird [4])!!" Für weiblichen Reiz ist Schubart sein Leben lang sehr empfänglich gewesen [5]); aber „Widerwillen und Ekel" wandelt ihn an, wenn ein Weib von „eigentlich höheren" Wissenschaften spricht [6]). Wir müssen annehmen, daß er in besonders gnädiger Laune war, als er die Promotion von Schlözers Tochter in Göttingen als „eine Seltsamkeit" hingehen lassen will, obwohl er auch hiebei ausdrücklich dem Himmel dankt, „daß es nicht zur Mode wird" [7]). Uebrigens verschließt er sich keineswegs der Erkenntnis, daß die Erziehung der Töchter sehr zu wünschen übrig lasse. Ihre Geistesbildung sollte nicht so vernachlässigt werden, „nur müßte aufs genaueste bestimmt werden, wie weit man im wissenschaftlichen Unterricht mit den Frauen gehen darf, ohne sie zur Hintansetzung wesentlicher Pflichten nöthigen" [8]), und womöglich sollte der „einfältige Kindersinn", der die Mädchen so reizend mache, erhalten bleiben und nicht dadurch zerstört werden, daß sie gelehrig und altklug tun lernen [9]). Ein englisches Buch „Harmonie oder Grundplan zur besseren Erziehung, Bildung und Versorgung des weiblichen Geschlechts" wird angelegentlich empfohlen [10]), und in einem Briefe einer „weisen Wirtembergerin" gefragt: „Sollts dann den Mannsleuten, die doch auch den grösten Theil ihres Lebens in Verbindung mit unsrem Geschlecht zubringen müssen, nicht viel daran liegen, daß wir von Jugend auf mehr zu unserer eigentlichen Bestimmung gewöhnt würden [11])?" Mit der wehmütig-ironischen Beifügung, daß dies „lächerliche Gesetze für uns

---

1) Chr. 1775, 157. 1776, 479. 1788, 570. 1789, 8 (nachlässigerweise 872 paginiert). 196. 2) Chr. 1789, 196.

3) Chr. 1789, 503, vgl. auch 1791, 256.

4) Chr. 1789, 168. 5) Vgl. die Selbstbiographie.

6) Chr. 1789, 888. 7) Chr. 1787, 179. 8) Chr. 1789, 196.

9) Chr. 1776, 447. 10) Chr. 1788, 570. 11) Chr. 1787, 126.

kultivierte Deutsche“ seien, erzählt die Chronik von einem in Amerika vorgeschlagenen Mädchenerziehungsgesetz, in dem unter anderem verlangt wird, vom neunten Jahr an solle kein Mädchen ein Hemd oder eine Haube tragen, die nicht selbstgemacht seien, und kein Essen bekommen, von dem es nicht wisse, wie es gekocht werde[1]). An Einer Stelle sah sich Schubart freilich genötigt, seine Anschauungen über die männlichen Weiber zu revidieren: wenn er an verschiedene Frauen dachte, die sich auf europäischen Thronen ausgezeichnet hatten oder noch auszeichneten, und denen mit seiner ganzen Zeit auch er seine Bewunderung nicht versagen konnte. Doch vergißt er nicht, bei Maria Theresia hervorzuheben, daß sie eine ebenso gute Mutter und Gattin wie Herrscherin gewesen sei[2]). Ueber Katharina von Rußland ließ sich dies nicht behaupten, denn sie war auch in ihren Ausschweifungen von männlicher Unersättlichkeit und kopierte die zeitgemäße Mätressenwirtschaft mit täuschender Vollkommenheit. Es mag sein, daß die Entfernung und Rußlands damals noch im Fabelhaften verschwimmender Charakter mitgewirkt hat, daß auch manchmal konventioneller Hofton Schubarts Aeußerungen färbt: von Katharina, der „nordischen Tomyris“[3]), zeigt er sich total geblendet und mischt in seine Hymnen auf ihre Größe nicht ein einzigesmal den Schatten einer kritischen Anspielung auf ihren Lebenswandel. Noch in seinem letzten Jahrgang huldigt er ihr mit Worten, die frei von der häufigen schwulstigen Uebertreibung bei solchen Themen und also wohl wahr gemeint sind, und schreibt: „Es demüthigt den Männerstolz sehr, wenn er jetzt sehen muß, daß — ein Weib die größte Rolle in der Welt spielt[4]).“

* * *

Zum Ideal der persönlichen Freiheit des Staatsbürgers gehört auch das Merkmal der freien Meinungsäußerung in Wort und Schrift, ohne welche Fortschritt und Aufwärtsentwicklung im Staate nicht denkbar sind. Als Journalist im allgemeinen und besonders als die in all seinem Denken, Reden und Schreiben impulsive, ja explosive Natur, die er war, mußte Schubart begreiflicherweise die Rede- und Preßfreiheit stets als Herzensanliegen empfinden. Wie beneidet er da die Engländer und Amerikaner[5]) und später seine österreichischen Kollegen[6]) (vereinzelt auch

1) Chr. 1788, 71. 2) Chr. 1777, 29. 3) Chr. 1775, 41.
4) Chr. 1791, 268.
5) Chr. 1774, 612. 1775, 33. 1776, 45. 147. 1790, 31.
6) Chr. 1787, 35. 170. 1791, 178.

französische und preußische Schriftsteller)[1] um den Spielraum, der Mund und Feder geschenkt ist! Wir haben ja schon gehört, wie herb es seinem Temperament und seinem Wahrheitsdrange fiel, sich Zaum und Schranke gefallen zu lassen; und es war das Unglück seines Lebens, daß ihm trotz alledem mündlich und schriftlich hie und da „der Gaul durchging" — Ergüsse, die wir freilich heutzutage am wenigsten missen möchten. Mit der Schreibefreiheit in Deutschland war es nämlich auch nach Schubarts Asperger Aufenthalt noch nicht viel besser geworden als vorher, wenngleich er dies ein paarmal behauptet[2]); wo sich Keime beginnender Toleranz angesetzt hatten, da zerstörte sie bald die eintretende Revolutionsfurcht wieder. Und daß es mit der „vollkommenen Censurfreiheit", die der „gnädigste Fürst" der Chronikfortsetzung verstattet hatte[3]), nicht weit her war, daß die „Aegide" des Herzogs Karl nicht bloß nach außen hin drohend gestrahlt haben wird — das geben außer den wiederholten Zurechtweisungen (s. u.) einige Stellen deutlich genug zu, wo der Verfasser seiner Lage gedenkt und daran erinnert, daß er nicht in Straßburg schreibe[4]), daß man nicht alles sagen dürfe, was man wisse[5]), daß er wohl noch manches vorzubringen hätte, aber gleich dem Storch einen Fuß einziehen und warten müsse[6]).

Daß Schubart theoretischem Radikalismus fernstand, ja daß ihm bei all seinem Freiheitsdrang doch auch Einwände und Bedenken zu schaffen machten, das merken wir von neuem bei dieser Angelegenheit, wo es sich um seine persönlichsten Interessen dreht. Er rügt zum öfteren den Mißbrauch der Preßfreiheit (ein Vorwurf, der ihm selber nicht unerspart blieb!) und nennt sie z. B. ein „scharfschneidendes Messer, man kann damit Brod schneiden für den Armen — oder sich und den Bruder verwunden[7])." Daher ist er mit Einschränkungen, wie „daß nichts gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten" geschrieben werden dürfe, ganz einverstanden, ohne an die Gefährlichkeit solcher dehnbaren Bestimmungen zu denken. „Nur unter dieser Einschränkung ist die Preßfreyheit eine Wohltat. Ein Land, wo der Staat, Religion, gute Sitten und jeder ehrliche Mann nach Willkühr darf angetastet werden, ist ein Wald voll Straßenräuber und Mörder[8])." „Ich begreife es nicht, wie die Polizei so scharf über die Apotheker wacht, daß sie nicht Spiesglas, Maus- und Rattenpulver, ohne die höchste Vorsicht verkaufen: und doch den Buchhändlern ihren Frevel ungestraft hingehen läßt, Schriften zu

1) Chr. 1787, 282. 350. 1789, 642. 2) Chr. 1787, 19. 113.
3) Chr. 1787, 8. 4) Chr. 1791, 423. 5) Chr. 1791, 31.
6) Chr. 1791, 343. 7) Chr. 1789, 642. 8) Chr. 1789, 445.

verhandeln, die Geist und Herz verpestilenzen. Jene morden nur Leiber, diese — Geister [1])." Er weist auf den großen Anteil hin, den die „Holländischen Pamphlets, Ephemeren und Zeitungen" an den dortigen Unruhen hätten [2]); tadelt, daß es „jedem Phantasten" erlaubt sei, „frey unter uns zu wandeln, und das Volk am Narrenseil 'rumzuführen" [3]); freut sich, daß die „Bücher-Censur in Paris auf höchsten Befehl sehr strenge eingerichtet werden soll" [4]), ebenso in Schweden, wo „nichts wider die eingeführte Religion, nichts wider den König, nichts wider die Ehrbarkeit" gedruckt werden darf [5]). Auch die Angriffe österreichischer Broschüren auf die bestehenden Zustände und Josephs Persönlichkeit werden gelegentlich mißbilligt [6]). Als Friedrich Wilhelm II. am 19. Dezember 1788 jenes scharfe Zensuredikt erlassen hatte, von dem wir oben gehört haben, stellt sich Schubart — ebenso auffallend wie bei dem berüchtigten Religionsedikt — ganz auf seine Seite [7]). Schon vorher schreibt er einmal, „nicht die Preßfreiheit, sondern die Preßfrechheit" sei von dem König „wie billig" eingeschränkt worden [8]); obwohl er zugibt, daß der preußische Buchhandel darunter leide [9]). Etwas kleinlaut räumt er dann später ein, daß das Zensuredikt „zu unvorbereitet" gekommen sei. „Der Erfolg muß erst die Weisheit dieser neuen Verordnungen rechtfertigen." „Auf die bisherige, nicht selten übertriebene Denkfreiheit scheint nun ein gewisser Denkzwang zu folgen, der dem kühnen, freien, kriegerischen Geist der Preußischen Nation zu schaden droht [10])." Der Denkzwang, wie er etwa in Bayern geübt wurde [11]), mußte ihm doch in der Seele zuwider sein, wenn anders sein ganzer Kampf für die Freiheit überhaupt nicht hinfällig werden sollte!

In der Tat: hier sind Widersprüche zu entdecken, und es wäre weder angängig noch möglich, sie vertuschen und eine Prinzipienfestigkeit Schubarts gewaltsam und ihnen zum Trotz konstruieren zu wollen. Wie kann man Preßfreiheit und damit Recht der Kritik an öffentlichen Dingen verlangen und zugleich damit einig sein, daß nichts gegen den Staat geschrieben werden dürfe? Ist das derselbe Mann, der die Schale seines zornigen Hohns ausgießt über eine Presse, die nicht „öffentlich erzählen darf, was vor aller Welt geschah" [12])?, der Sätze geschrieben hat wie diese: „s' gäb freylich viel Schreibens und Sagens, wenn's

1) Chr. 1790, 108. 2) Chr. 1787, 97. 3) Chr. 1776, 101.
4) Chr. 1774, 98. 5) Chr. 1774, 124. 165. 6) Chr. 1787, 35.
7) Chr. 1789, 100. 8) Chr. 1788, 689. 9) Chr. 1788, 590.
10) Chr. 1789, 172. 11) Chr. 1788, 99. 282.
12) Chr. 1790, 199.

erlaubt wäre, über Sachen, die um uns herum vorgehen, freye Betrachtungen anzustellen[1])." „Der Novellist aber, zumal der deutsche feige Novellist, muß alle diese verödeten Gegenden in Elysische Fluren umzuschaffen wissen. Gebirge muß er Tal, gelbe regnichte Ströme, die faule Aeser fortwälzen, muß er Pisone, Stinkblumen muß er Rosen, und Stürme Zephyrs nennen[2])." Oder: „Wenn man die verschiedenen Zeitungen, Tagbücher, Zueignungsschriften, Lobreden, Programmen u. d. g. aus allen Provinzen Deutschlands sammelte; so sollte man glauben, Deutschland würde von lauter Göttern, Seraphims und Cherubims beherrscht. Mein Fürst ist ein Gott! Meine Obrigkeit untrüglich! Welche Polizey! Welche menschenfreundliche Anstalten! spricht der Lobredner auf der Kanzel und im Rednerstule — Und unten steht der Patriot, macht zwey Fäuste in seine Tasche, beißt die Zähne zusammen, und Thränen rieslen in seinen Bart[3])!" Der gleiche Mann, der mit tiefer Bitterkeit einst folgenden Artikel als Universalmedicin empfohlen hat, und gesagt, er sei „eben so gut, als der hundertjährige Kalender zu gebrauchen": „Seine Majestät, oder, seine Durchlaucht befinden sich in allerhöchstem und höchstem Wohlergehen. Sie lassen sich das Wohl ihrer Unterthanen außerordentlich angelegen seyn. Die Völker wurden gemustert. Ein Galatag wurde gefeyert. Dieser oder jener Fremde ist angekommen. Es war Gewaltjagd. Man ist tief im Kabinett beschäftigt und arbeitet an Dingen, die — du nicht eher wissen sollst, bis in Reutlingen ein Mordgesang drüber gedruckt wird[4])?"

Gewiß, Schubart ist das einemal für, das anderemal gegen Freiheit der Presse. Das läßt sich nicht wegleugnen. Man kann sich auch nicht mit der oberflächlichen These helfen, daß bei der Chronik nach dem Asperg ein Umschwung in pejus stattgefunden habe; denn die Gegensätze verteilen sich auf beide Perioden. Aber man wird den Widerspruchsvollen hier doch nicht geradezu eines Abfalls von seinem Ideale zeihen dürfen. Ist es denn eigentlich so eine einfache Frage, ob der Staat jeden Schreiber und Drucker gewähren lassen soll oder nicht? Hat nicht die unbedingte Ausschaltung aller Präventivzensur manchmal ihre sehr bedenklichen Schattenseiten? Wahrhaftig, man könnte da manches Beispiel aufzählen. Wenn wir untersuchen wollen, in welchen Fällen Schubart konservativ geurteilt zu haben scheint, so werden wir bemerken: überall da, wo die Ungezogenheit von Schriftstellern dem staatlichen Fortschritt zuwider wirkte oder Einrichtungen und Personen

1) Chr. 1775, 189.
2) Chr. 1775, 145.
3) Chr. 1774, 612.
4) Chr. 1775, 385 f.

angriff, die ihm unantastbar waren. Man muß solche Möglichkeiten in Kauf nehmen können, wenn man von dem Nutzen der Preßfreiheit überzeugt ist; alle Freiheit hat zu riskieren, daß sie von einzelnen falsch verstanden oder leichtsinnig verwendet wird. Aber um sich das zu sagen — dazu war Schubart zu wenig nüchterner Verstandesmensch. Hinter seiner Journalistik steht kein System, keine Philosophie, wie wir schon einmal bemerkten: er behandelt seinen Stoff von Fall zu Fall, und zwar mit der ganzen Naivetät eines Cholerikers. Eine Zeitung wie diese Schubartische Chronik kann deshalb sozusagen das Binden nicht recht vertragen; jede Nummer will für sich genommen sein. Heut lobt der Verfasser und ist ganz Feuer; morgen hat er eine Kehrseite entdeckt und poltert los: so geht es ihm bei allen Dingen, die ihre zwei Seiten haben. Und da fehlt dann allerdings die Vermittlung, der Ausgleich — dazu will es bei Schubart nicht reichen. Das ist die Tragik dieses Charakters, die seinem Leben alle Stetigkeit raubte und es für ihn selber wie seine Chronik auseinanderfallen ließ in einzelne Stücke ohne rechten Zusammenhang . . .

* * *

Ein solcher Mann kann manches Rätsel aufgeben. Das schwierigste für Zeitgenossen und Biographen hat ohne Zweifel seine religiöse Stellungnahme gebildet; wenn wir im folgenden Schubarts Aeußerungen zum Thema der Gewissensfreiheit und religiösen Toleranz zusammenzustellen versuchen, so werden wir uns auf manche Unstimmigkeiten gefaßt machen dürfen.

D. Fr. Strauß schreibt über Schubarts religiöse Stellung: „Religiös war Schubart seinem ganzen Naturell nach, in welchem Empfindung und Einbildungskraft vorherrschende Bestandteile ausmachten: aber während sein bei alledem gesunder natürlicher Verstand ihn nach der Seite derer hinzog, welche die Religion vom Aberglauben, die Theologie von scholastischem Wuste zu reinigen bemüht waren, . . . hielt ihn die Baufälligkeit seines sittlichen Charakters immer wieder bei der Autorität, beim Mirakel und Geheimnis zurück. Mehr als einmal hat er schon den Fuß erhoben, um sich auf die Seite des vernünftigen Denkens zu stellen: aber immer getraut er sich nicht, fest aufzutreten, aus Furcht, auf dem neuen Boden zu versinken. Seine sittliche Unfreiheit hielt ihn auch in geistiger Knechtschaft fest. Er war sich bewußt, daß das Thier in ihm noch der Peitsche, der Zucht von außen, der Bedrohung mit den Strafen der Hölle, bedurfte; nach Hinwegräumung dieser Schrecknisse, fürchtete er, möchte die Bestie sich vollends losreißen: dies war der

Grund, warum er . . . sein Leben lang gläubig blieb; für den Mann wie er war und für alle seinesgleichen ein guter Grund, wenn wir denselben auch nicht sehr edel finden können[1]."

Wenn es hier heißt, daß Schubart „sein Leben lang gläubig blieb", so ist das so zu verstehen, daß er sich niemals deutlich und ernstlich mit dem hergebrachten kirchlichen Glauben auseinandergesetzt hat. Auf seiner Linie hat er sich nämlich innerlich nie ganz bewegt; das wäre bei seiner Veranlagung ein Wunder gewesen. Wie ihn vielmehr sein heller Kopf auf der einen Seite zum „Ungläubigen" im kirchlichen Sinne stempelte, so zog ihn eine mystisch-phantastische Veranlagung, die mit jenem gesunden Menschenverstand in seltsamstem Kontraste spielt, über den kirchlichen Glauben hinaus und in die Sphäre des Abergläubischen, ja Okkultistischen hinüber. Eine Verschmelzung dieser scheinbaren Gegensätze auf spekulativem Weg ist an sich nicht undenkbar. Schubart aber brachte es auch hier nicht so weit, und sein Schicksal war deshalb ein Hin- und Hergeworfenwerden, eine seelische Oszillation zwischen Unglauben und Aberglauben, aus der er sich immer wieder zum kirchlichen Glauben flüchtete, den er, wie gesagt, nie eigentlich überwunden hatte, und der sich ja auch mit dem einen der beiden Extreme so ziemlich vertrug. Daher landete er dann schließlich, während anfangs der Unglaube Sieger zu werden schien, bei einer stark apokalyptisch gefärbten Kirchlichkeit, wobei das von Strauß angeführte Motiv von ausschlaggebender Wirkung gewesen sein mag. Und wie alle jene Leute, die den Kirchenglauben nur leichtsinnig weggeworfen haben und nicht wirklich darüber hinausgekommen sind, verfiel auch Schubart nach seiner „Bekehrung" dem psychologischen Fehlschluß, daß der „Unglaube" an seiner sittlichen Mangelhaftigkeit schuld und die Wurzel alles Uebels gewesen sei. Unter diesem Gesichtspunkt steht die Asperger Selbstbiographie, und die nachaspergische Chronik hat ihn auf die Außenwelt übertragen. Mit ihren revidierten Urteilen über Aufklärung, Toleranz, Aberglauben und Unglauben verrät sie nur zu deutlich den Frontwechsel oder richtiger und milder: die Frontverschiebung, die der Verfasser infolgedessen seiner Polemik gegen die religiösen Zustände diktiert hat.

Nirgends besser als an jenem Nebeneinander von rationalistischen und supranaturalistischen Strömungen in Schubarts religiösem Gemüt läßt sich zeigen, wie sehr dieser Mann ein Mikrokosmus seines Jahrhunderts genannt zu werden verdient, das ein Jahrhundert der Auf-

1) Strauß I, 50 f., vgl. dazu J. G. Fischer, Morgenblatt 1859, 49 ff. 84 ff. Staatsanz. Beil. 1878, 407 ff., 429 ff., Hauff, 45 ff., Nägele, 128. 131.

klärung, aber nicht aufgeklärt war. Er hat das Schicksal seiner Zeit geteilt: auch ihm gelang es keineswegs, sich innerlich zur Freiheit der Vernunft und des Gewissens durchzuringen. Aber jedenfalls müßte er kein Sohn des Aufklärungszeitalters gewesen sein, wenn er nicht gegen alle äußere Bindung in Sachen der religiösen Ueberzeugung, gegen allen Glaubenszwang und Ketzerverfolgungsgeist das Panier erhoben hätte.

Aehnlich wie oben die Freiheit erklärt Schubart auch die Toleranz für eine Tochter Gottes [1]), nennt sie den „ersten aus dem Vaterherzen Gottes hervorgegangenen Zögling des Himmels" [2]), spricht von ihren himmlischen Reizen [3]) und ihrem aus Sonnengold gewundenen Scepter [2]). Mit einem seiner Lieblingsbilder bezeichnet er als die beiden Säulen des amerikanischen Freiheitstempels die Gleichheit der geistlichen und der bürgerlichen Rechte [4]); ein andermal sind Gewissens- und Preßfreiheit die „zween Pfeiler, auf welchen die Volksglückseeligkeit, wie auf Bergen Gottes ruht" [5]). Von der Apologie der Juden haben wir bereits ein Beispiel gegeben; Schubarts Weitherzigkeit macht auch vor Türken und Heiden nicht Halt. Als man seinen Liebling Clemens XIV. verlästerte, er sei ein Papst der Heiden, Juden und Ketzer gewesen, schrieb er: „Es wird eine Zeit kommen, wo dieß sein Lobspruch seyn wird" [6]). Ein knieender Wilder, meint er, sei Gott ein ebenso angenehmes Schauspiel als der „ceremoniöse langbetende Europäer" [7]), und die Türken werden verschiedenemal in religiösen Dingen als nachahmenswerte Vorbilder empfohlen [8]), insbesondere was gerade die Duldung Andersgläubiger anbelangt [9]).

In erster Linie hat die Chronik aber bei ihrem Eintreten für die Toleranz naheliegenderweise das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen christlichen Konfessionen im Auge. Dieses war damals trotz aller „Aufklärung" besonders im Süden Deutschlands nicht immer ein freundliches. Für persönliche Glaubensfreiheit war unter dem Grundsatz Cuius regio eius religio keine rechtmäßige Garantie vorhanden; und wenn auch aufgeklärter Absolutismus auf seine Durchführung verzichtete, so waren damit Schikanen von seiten der rückständigen Bevölkerung nicht ausgeschlossen. Unter den Reichsstädten, in denen der Bestand andersgläubiger Minderheiten reichsgesetzlich gesichert war, boten gerade pari-

---

1) Chr. 1787, 364. 2) Chr. 1787, 4, 3) Chr. 1790, 260.
4) Chr. 1787, 148. 5) Chr. 1788, 603. 6) Chr. 1774, 532 f.
7) Chr. 1776, 741, s. a. 1776, 280.
8) Z. B. Chr. 1787, 383, vgl. auch die „Sprüche des Ali" 1776, 424. 432. 464.
9) Chr. 1774, 146. 1788, 153. 248. 1791, 316.

tätische wie Augsburg[1]) oder Dinkelsbühl[2]) das unerquicklichste Bild von Eifersucht, Haß und Anfeindung zwischen den Religionsparteien, wobei Katholische und Protestantische einander an Fanatismus die Wage zu halten pflegten. Wo letztere die Herrschaft in der Hand hatten, so in Worms und Hamburg, da verfuhren sie häufig gegen ihre reformierten Stiefbrüder mit derselben Unduldsamkeit[3]), mit der man anderwärts ihnen begegnete. Schubart hört nie auf, den Fanatismus zu beklagen, der seine Götter auf die Altäre der Wahrheit stelle[4]), und verkündet andererseits rühmend alle Fälle von Toleranz und Verträglichkeit, die ihm bekannt werden[5]). Männer wie Kaiser Joseph, Friedrich oder Dalberg in Mainz, der einen Protestanten im erzbischöflichen Dome beerdigt und ihm selber die Grabschrift macht, sind seiner tiefsten Verehrung sicher; das französische Hugenottentoleranzedikt ist die „größte Tat im Leben Ludwigs XVI.“, obgleich es mehr politisch als christlich gemeint war[6]). Zuweilen rückt Schubart bei solchem Anlaß mehr oder weniger zuversichtlich mit einem Traume heraus, den er nicht als einziger damals vergeblich geträumt hat: von der kommenden Wiedervereinigung der Konfessionen. „O möchte doch die Namen Katholik und Protestant, der Name des Christen auf immer verdrängen!!“[7]). Es ist „ein herzhebender Gedanke für den Menschenfreund und Christen, daß immer mehr die Mauer zusammensinkt, die Menschen von Menschen, Christen von Christen trennte, und daß wir — früher als wir's wähnten, auf dem Kies der verfallenen Scheidewand stehen, einander die Hände reichen, und Liebeschaurend sagen dürfen: Wir sind in Christo alle Brüder“[8]).

* * *

Aber mochten auch aufgeklärte Laien dafür schwärmen: solange es noch hierarchische Einflüsse gab, stand die Verwirklichung eines solchen Gedankens nicht zu erwarten. Schubarts Waffe richtet sich daher vor allem auch gegen die Urheber und Organisatoren aller fanatischen Gesinnung in beiden Lagern, gegen die Priester und Pfaffen, gegen die „Popen, die mit Donner und Blitz ihre Sklaven in Ehrfurcht erhalten“[9]). Sie mußten sich vor andern getroffen fühlen, wenn er an

1) Chr. 1790, 199, s. a. Ges. Schriften I, 225 f.
2) Chr. 1789, 54. 351. 3) Chr. 1774, 147. 179.
4) Chr. 1775, 66.
5) Chr. 1774, 441. 1788, 521. 738. 1789, 96. 1791, 126.
6) Chr. 1788, 124. 7) Chr. 1787, 125.
8) Chr. 1788, 125, vgl. auch 1776, 234. 327. 1787, 106. 1788, 474. 1789, 55. 117. 9) Chr. 1774, 182.

das Vorbild Christi appellierte: „Sagt mir doch, ihr unverträglichen Eiferer: Wo hat Jesus Christus, unser allgemeiner Lehrer, iemals gesagt: Verfolge den, der nicht glaubt, was du glaubst?“ [1]). Eigene Erlebnisse aus früheren Tagen werden wohl vor seine Erinnerung getreten sein, wenn er seine Satire über die orthodoxen protestantischen Geistlichen ausgoß, die „Bonzen“, wie er sie gerne zu nennen pflegte [2]); der überaus rechtgläubige Spezial Zilling in Ludwigsburg mit seiner beleidigenden Gravität ist dabei verschiedenemale deutlich ins Auge gefaßt. Ebensowenig ist die persönliche Note zu verkennen, die Schubarts Angriffen gegen den katholischen Klerus eignet und ihnen eine ungewöhnliche Bestimmtheit und Schärfe verleiht. „Leser, mich übermannt die Wuth; kann nicht weiter schreiben. Urtheile selbst! Sind das nicht Schmähungen, von einem Rasenden ausgeschäumt?“ stößt er einmal hervor, als ein katholischer Geistlicher vor der Lektüre Gellerts gewarnt hatte, weil sie leicht eine Hochachtung vor protestantischer Sitte und Glaubenslehre beibringe [3]).

Am meisten hatte er es auf die Jesuiten abgesehen, denen er schon in einer seiner ersten Nummern in Augsburg den Handschuh hinwarf, indem er Clemens XIV. wegen der Abschaffung des Ordens lobte [4]). Dies war umso kühner gewesen, als die Jesuiten in Augsburg besonders fest im Sattel saßen — die Bulle Dominus ac redemptor noster wurde dort erst im Jahre 1776 bekannt gemacht und auch dann nur zum Schein durchgeführt [5]). Schubart hat denn auch von dieser Seite die meisten Anfechtungen gekostet; sogar den Asperg verdankte er seiner Ueberzeugung nach niemand anders als den Jesuiten [6]). Innerhalb seines eigenen Horizonts war während der Ulmer Jahre einmal das schreckenvolle Schauspiel eines Inquisitionsverfahrens aufgetaucht und ihm selber hatte das Gespenst des Ketzergerichts den Finger gezeigt: daher die unmittelbaren Töne der Entrüstung, die er beim Stichwort Inquisition findet („als der Teufel die Sünde beschlief; da gabs ein Zwillingspaar, Tod und Inquisition genannt“ [7]); sie veranlaßt ihn sogar ein-

1) Chr. 1774, 243, s. a. Chr. 1775, 509.

2) Chr. 1774, 350. 454. Chr. 1775, 508. 604. 1776, 28 haben wir ohne Zweifel ein Stück jener parodierten Liturgie vor uns, die neben dem Spottgedicht auf einen hervorragenden Hofmann — s. 1776, 29 — zu seiner Verweisung aus Ludwigsburg beigetragen hat.

3) Chr. 1774, 550, vgl. auch 1774, 270. 1776, 165.

4) Chr. 1774, 66.

5) Chr. 1776, 225.

6) Ges. Schriften I, 245. Vgl. auch Chr. 1790, 853.

7) Chr. 1787, 305, s. a. 1774, 348. 458. 1776, 279. 1787, 11.

mal zu einer indirekten Anerkennung des Heidentums, das keine solche Erfindung hervorgebracht habe [1]).

Clemens XIV. gehört für Schubart „unter die grösten Männer, die iemals gelebt haben“ [2]), ohne Zweifel hauptsächlich wegen seiner antijesuitischen Haltung. Bei der Nachricht von seiner Erkrankung zeigt er sich deutlich erschrocken [3]), seinen Tod teilt er mit unter der Marke „Eine bedenkliche Neuigkeit“ [4]) und widmet ihm eine ganze Spezialnummer [5]), was er nicht einmal beim Tode Josephs II. getan hat. Mit einer Spannung wie ein nahe Beteiligter verfolgt er die Gerüchte, die vor der Wahl Pius VI. aus dem Konklave dringen [6]) und interessiert sich nach dessen Inthronisation ausschließlich für die brennende Frage seiner Stellungnahme zu den Jesuiten [7]), bis er über die Tatsache der vorläufigen Aufrechterhaltung der Aufhebung des Ordens beruhigt ist [8]), der „mehr geschadet als genützt hat“, wie er einmal gewiß sehr milde bemerkt. Er verfolgt aber ihre Schicksale auch fernerhin [9]). Noch in den letzten Jahrgängen hält er daran fest, daß ihr Einfluß verderblich, ihr Verdienst zweifelhaft sei, und verabscheut „den Geist dieses Ordens, der sich wie epidemischer Hauch im Finstern oder am hellen Mittage verderbend in einem Staate verbreitet“ [10]). Aber an ihren Untergang kann er zum Schluß nicht mehr glauben. „Weltliche Macht vermag diesen ungeheuren Baum, dessen Wurzeln in alle Welttheile krochen, nicht mehr auszurotten“ [11]). Er kann ihnen darum eine gewisse Achtung nicht versagen und gesteht, dieser Orden habe „der Welt das erste und einzige Muster gegeben, daß man mit einem klugen Plane, tiefer Verschwiegenheit, Schlangenlist und Gewandheit, durch Wissenschaft, Kunst, starke immer gleiche Geistesanstrengung, durch künstliche Demuth und natürlichen Troz, unglaubliche Dinge ausrichten könne“ [12]). Die Leistungen der Jesuiten in der Mission hat Schubart anerkannt [13]); und merkwürdig berührt uns eine Anmerkung, die er kurze Zeit vor seinem Tode einmal macht (allzu ernst werden wir sie nicht nehmen dürfen): „Den Jesuiten geht ein freundlicher Stern nach dem andern auf. Wenn sie die gegenwärtige politische, irreligiose, philosophische, moralische Weltwirre in

---

1) Chr. 1774, 348. 2) Chr. 1774, 429. 3) Chr. 1774, 270.
4) Chr. 1774, 429. 1774, 459 erwähnt er als Ursache jesuitisches Gift.
5) Chr. 1774, 433. 6) Chr. 1774, 561. 1775, 105. 137.
7) Chr. 1775, 305. 329. 389. 393. 8) Chr. 1775, 569.
9) Chr. 1775, 721. 1776, 147. 643. 10) Chr. 1790, 350. 1791, 531.
11) Chr. 1789, 568. 12) Chr. 1790, 350.
13) Chr. 1791, 531.

Licht und Ordnung bringen können; so will ich der Erste seyn, der ihrem Orden huldigt“ [1]).

Die Jesuiten waren auch in die große Gaßnerische Affäre verflochten [2]), in die sich Schubart im Dez. 1774 mischte und deren Widerhall aus den Polemiken des folgenden Jahrgangs laut und vernehmlich an unser Ohr klingt [3]). Die Wunderheilungen des schwindelhaften Exorzisten aus Klösterle blendeten nicht bloß den „dummen Schwabenpöbel“, sondern hielten auch sogenannte Gebildete in großer Anzahl zu Narren, bei denen wie bei Lavater ein ausgesprochener mystischer Hang dem Glauben entgegenkam und die Stimme der Vernunft übertäubte. Die Flut von Broschüren, die sich über Person und Wirken des Pater Gaßner ergossen und von Nikolai in der Allgemeinen deutschen Bibliothek getreulich besprochen wurden, zeigt uns, wie dick damals der Nebel im Stromgebiet der oberen Donau lag, und läßt uns die Geschäftigkeit erkennen, mit der katholischer Pfaffengeist bemüht war, aus der großen Sensation Kapital zu schlagen. Der Aberglaube ist immer der beste Freund der römischen Hierarchie gewesen; das ahnte oder wußte Schubart, und sein mutiges Auftreten in dieser Sache war eine verdienstvolle Leistung, um so mehr, als er selber ein Schwabe und nicht ganz frei von abergläubischen Neigungen war, wie seine nachträgliche Betrachtung des Falles in der Selbstbiographie erweisen mag [4]). Damals schlug noch das Rationalistische bei ihm vor — in der Opposition mußte es desto schärfer heraustreten — und so glaubte er vorläufig nicht an Teufel, Hexen und Wunderheilungen. Auch außer den Gaßnerischen Artikeln, die uns unten noch einmal beschäftigen werden, haben wir dafür mehrere Belege [5]).

* * *

In mancher Hinsicht das Gegenstück zum Jesuitenorden waren im 18. Jahrhundert die F r e i m a u r e r l o g e n, die man vielleicht als den Versuch einer Art von Aufklärungskirche bezeichnen kann. Schubart steht ihren Bestrebungen in Konsequenz seines eben gezeichneten Standpunkts sehr sympathisch gegenüber. Die geheimnisvolle Organisation, in welche die Freimaurer mit mehr oder minder bewußtem Gefühl für die Eigenart der Epoche ihre Ideen der Vernunft und Bruderliebe hüllten, sprach gerade auch Schubarts Wesen außerordentlich an. Er hält sie für „den ehrwürdigsten Orden in der Welt“, trotzdem (oder zum Teil

1) Chr. 1791, 579. 2) Ges. Schriften I, 246.
3) Chr. 1774, 506. 589. 1775, 152. 158. 231. 291 ff. 394, vgl. auch 1775, 478.
4) Ges. Schriften I, 246. 5) Z. B. Chr. 1775, 124. 226. 619.

weil!) er ihr Geheimnis nicht weiß. Er ist überzeugt: „wenn ihr Geheimniß einmal in der ganzen Welt bekannt ist; so ist auch die ganze Welt glücklich“ [1]). Er veröffentlicht einmal ein „Amulet der Freymaurer“, das die Hauptsätze ihrer Ethik enthält [2]), und heißt ihre Grundgesetze „fürchtet Gott, seid der Obrigkeit gehorsam, und liebt einander als Brüder“ die drei Pfeiler, worauf der Tempel der allgemeinen Religion gegründet sein sollte [3]). Auch die fortgesetzte Chronik bringt einmal ein Amulet „aus der Schreibtafel eines Epopten in den Misterien ächter Maurerei“ [4]), nimmt den Orden gegen Pius VI. in Schutz, als man ihnen den Plan der Ausrottung der christlichen Religion und Aufhebung aller weltlichen Macht untergeschoben hatte [5]), und versäumt nicht, Kaiser Leopolds Ablehnung des Vollzugs der Bannbulle gegen die Freimaurer zu berichten [6]).

Anders ist es mit den Illuminaten. Ihnen gegenüber zeigt die Chronik eine kritische und ablehnende Haltung [7]), obwohl sie füglich als eine Abart der Freimaurerei gelten konnten, deren Tendenz gegen den Jesuitenorden und vorwiegend katholisches und bayrisches Mitgliederverzeichnis Schubart keineswegs hätte unangenehm sein sollen. Er kennt die „Nachtwolke von Barbarei und Aberglauben“ im Bayernland [8]); nichtsdestoweniger ergreift er die Partei des Bischofs von Regensburg, der gegen die Illuminaten einschreitet, und erklärt trotz seiner Freimaurerneigung „alle heimliche Gesellschaften, so sehr man sie vertheidigen mag“, für jeder Staatsverfassung schädlich [9]). Doch scheint Schubart wie seine ganze Zeit nur ganz mangelhaft und einseitig über sie unterrichtet gewesen zu sein. Dies geht auch aus einer Berichtigung hervor, in der ihm von anonymer, aber offenbar gewichtiger Seite geschrieben wird, daß die Illuminaten keine Verbrecher seien, und daß es seine Pflicht gewesen wäre, unparteiisch zu prüfen oder zu schweigen; er leistet darauf Abbitte und bekennt seine Bereitwilligkeit, solchen vortrefflichen Männern alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen [10]).

* * *

Diese merkwürdige Abneigung gegen die Illuminaten hat übrigens ihren Grund nicht nur in der Unkenntnis der Sache, sondern auch zum Teil in den modifizierten Begriffen von Religion und Aufklärung,

1) Chr. 1776, 261. 2) Chr. 1776, 320.
3) Chr. 1775, 127. 4) Chr. 1788, 497 f. 5) Chr. 1791, 529.
6) Chr. 1791, 653. 7) Chr. 1787, 45. 68. 149, vgl. auch 1788, 465.
8) Chr. 1788, 249. 9) Chr. 1787, 68.
10) Chr. 1787, 380 ff.

die Schubart nach dem Asperg besitzt, und von denen wir gleich hören werden.

Im allgemeinen war die Toleranz des Aufklärungszeitalters unleugbar eine Tochter des kritischen Zweifels und eine Schwester des Skeptizismus, also nahe verwandt mit dem, was man in der populären Ausdrucksweise mit dem Wort Unglauben zusammenzufassen pflegt. Schubart hatte auch einige Löffel von dieser Substanz im Leibe. Wenn er anläßlich der Predigt des heiligen Kriegs in Algier die Glosse macht: „So nennen wir einander wechselsweise Barbaren und Unglaubige, und wähnen aus Stolz, wir allein wären im Besitz der Weisheit und wahren Glaubens“ [1]), so ist man versucht, zwischen den Zeilen eine sehr bedenkliche Ansicht über den absoluten Wert des Christentums zu vermuten. Wenn er später spöttisch erzählt, ein Missionar habe „ein ganz Duzend der schönsten Mädgen“ aus Tranquebar nach Kopenhagen gebracht, wovon vier „geseegneten Leibs“ gewesen seien, und hinzufügt: „Das heißt für Leib und Seele gesorgt. Bravo!“ [2]) so möchte man diese Vermutung verstärkt finden; und ziemlich unzweideutig scheint eine Stelle wie diese: „Jener Bonze predigt seiner unwissenden Gemeinde Unsinn vor, und ruft über alle, die diesen Unsinn nicht für Prophetengeist halten, das Anathema aus. Der reitet auf Elias Sonnenpferden in Himmel und erzehlt der gaffenden Menge Feenmährgen —“ [3]).

In derartigen Sätzen könnte man gewiß etwas wie Verächtlichmachung kirchlichen Christentums wittern. Allein wir würden uns gewaltig täuschen, wenn wir daraus auf den ganzen Ton der voraspergischen Chronik schließen wollten. Schon in jenen Jahrgängen findet sich eine Reihe von Stellen, worin Schubart seinem Unwillen über den Unglauben Luft macht und auf dessen Gefährlichkeit hinweist. Eine Apologie der Mosaischen Geschichte gegen den Unglauben findet seinen Beifall [4]); er erwähnt das Ueberhandnehmen von Freigeisterei und Unglauben [5]); der Unglaube ist die „laverniſche Schlange, die in unsern Tagen so viel Gift verspritzt“ [6]); in Frankreich herrscht „Gott und Religion nur noch im Munde der alten Weiber, und derer, die sich dafür bezahlen lassen“ [7]). Der patriotische Waldbruder Franz betont: „Mich peitschen die Furien, Ungewisheit, Zweifelsucht, Unglaube nicht mehr unter Sündern herum; denn ich weiß, an wen ich glaube.“ Und unter seinen jeremianischen Klagen über den Zerfall seines Vaterlands lautet

1) Chr. 1775, 425. 2) Chr. 1775, 597.
3) Chr. 1774, 350. 4) Chr. 1774, 606. 5) Chr. 1775, 122 f.
6) Chr. 1776, 554. 7) Chr. 1776, 468.

die sechste: „Klage Teutonia, klage, auch deine Söhne gehen Schaarenweiß vorüber am Altare des Mittlers, schütteln den Kopf, und spotten Seiner; auch deine Söhne graben sich in Wüsteneyen Bronnen, die kein Wasser geben, und sterben ohne Trost und ohne Labetrank. Ach sie erquickt kein Ausblick in die Ewigkeit; denn sie würgt der Höllenwahn: Des Nichtseyns Strudel, er ergreift uns, und verschlingt uns ewig!!“ [1]).

Schubart pflegt schon damals gerne die beiden Extreme Aberglauben und Unglauben parallel auftreten zu lassen; er nennt den Aberglauben die Pestilenz, die im Finstern schleicht, und den Unglauben die Seuche, die am hellen Mittag tötet [2]), oder stellt in einem „politischen Gemälde“ den Aberglauben „im Gebeinhause vor Schädeln und Knochen kniend“, und den Unglauben, „der ein Krucifix zerschmettert“, einander gegenüber [3]). Immerhin lag in der voraspergischen Chronik eine Zeitlang der größere Nachdruck auf der Bekämpfung des Aberglaubens, wie er besonders in den katholischen Gegenden des Südens unter Gaßnerschen Einflüssen blühte. In derselben Nummer, in der jener ominöse Artikel über den Wundertäter steht, sagt Schubart im Anschluß an einen Bericht von polnischen Judenverfolgungen: „Weiß nicht, wie man noch fragen kann, ob der Aberglaube oder der Unglaube dem menschlichen Geschlechte verderblicher geworden?“ [4]). Und einiges später macht er z. B. anläßlich spanischer Reformpläne zur Ausrottung des Aberglaubens und der Faulheit unter dem Volk die unmißverständliche Anspielung: „Wie heilsam würd' eine solche Verordnung in verschiedenen andern Reichen und Ländern seyn!“ [5]).

Nach dem Asperg kehrt sich das Verhältnis um. Es erfolgen wohl noch gelegentliche Seitenhiebe auf gewisse Auswüchse des katholischen Kultes, wie Wallfahrten, Reliquienverehrung und Mirakelglauben [6]), aber der Hauptgegner auf dem neuen Schlachtfeld ist der zum drohenden Riesengespenst angewachsene Unglaube geworden. Man könnte fast meinen, Schubart wolle sich selber desavouieren, wenn man liest: „Alles geht jezt mit klatschender Geisel und wüthigem Grimme auf die aberglaubischen schwärmerischen Pfaffen los; wer geiselt mir aber die Seelenmörder, die Bibelfeinde, die Christusspötter?“ [7]). Denn die

1) Chr. 1776, 658. 661. 2) Chr. 1776, 831.

3) Chr. 1775, 641, vgl. auch 1788, 115.

4) Chr. 1774, 587. 5) Chr. 1775, 82.

6) Vgl. Chr. 1788, 115. 863 f. 1789, 284. Uebrigens findet Schubart 1788, 487 auch „verirrte Andacht“ verehrungswert.

7) Chr. 1790, 368.

„Irreligiosität“ ist nun auf einmal „ein weit schreklicheres Ungeheuer“ als der Aberglaube [1]). „Ehemals würgte der Aberglaube Leiber — jetzt mordet der Unglaube Seelen“ [2]). Dieser ist jetzt vollends der „Modegöze“ [3]) geworden; „nicht Skeptizismus — Apostasie zeichnet das letzte Zehend unsres Jahrhunderts aus“ [1]). Während früher einmal behauptet worden war: „Gerechtigkeit, Güte, Weisheit, diese 3. Glieder des himmlischen Bildes der Liebe machen den guten Menschen und den besten Unterthanen, nicht eine Dogmatik von Menschengrillen durchschwärmt“ [4]), so ist jetzt „Religion“ die Achse der Staatsverfassung [5]), Religionsgleichgültigkeit aber die Wurzel alles Uebels [6]), und Schubart hält es daher für richtig, daß ein Fürst die Messe besuche, auch wenn er von der Wahrheit der Religion nicht überzeugt wäre, um dem Volk ein Beispiel zu geben [7]). Denn ein Staat ohne Religion kann nicht bestehen [8]). Auch verirrte Andacht ist verehrungswert [9]), und jedenfalls ist der Abergläubische ein besserer Untertan als der Ungläubige [10]). Das erinnert doch fast an das berühmte Prinzip von der Religion, die dem Volke erhalten werden muß! [11]) Allerdings weist auch die voraspergische Chronik schon einmal darauf hin, daß „überhandnehmende Gottlosigkeit unter einem Volke der sichere Vorbothe seines Verfalles sey“; aber Schubart hatte damals wenigstens die Versicherung vorausgeschickt, er sei „kein Zelote“ [12]).

Wir sehen also: der Unterschied zwischen den beiden Perioden der Chronik ist hier zwar kein prinzipieller — das ist es, was wir oben mit dem Ausdruck Frontverschiebung sagen wollten — aber doch groß genug. Denn der neue Aufmarsch ändert Schubarts ganze Gefechtsstellung; viele Begriffe treten in eine neue Beleuchtung und ändern ihren Inhalt. Die Toleranz, seine angebetete Göttin, wird nun zur fraglichen Erscheinung. Er beginnt sie näher zu untersuchen, ihre Motive bloßzulegen, und konstatiert mit Betrübnis, daß sie nicht immer

1) Chr. 1789, 199.
2) Chr. 1788, 80. 3) Chr. 1788, 32. 4) Chr. 1776, 535.
5) Chr. 1790, 194. 6) Chr. 1790, 190. 7) Chr. 1790, 270.
8) Chr. 1790, 301. 9) Chr. 1788, 487. 10) Chr. 1787, 131.

11) Vielleicht das Stärkste in dieser Art hat der Verfechter der Toleranz sich geleistet, als er von einem Hirtenbrief des obersten Feldpriesters im kaiserlichen Kriegslager gegen die Türken meldete, der allen katholischen Offizieren ohne Ausnahme den Beichtzettel abverlange, „damit der Herr seine Hand über sie halte“, und dazu die Randbemerkung machte: „Ich kann sagen, daß mich dieser Hirtenbrief mit Wonne erfüllte.“ — Chr. 1788, 239.

12) Chr. 1776, 787.

einwandfrei sind. Oft sind es rein praktisch-staatswirtschaftliche Erwägungen: der Fürsten Herz regierte bei ihrer Einführung „oft Wahrheitstrahl; doch meistentheils — Finanz“ [1]). Köln öffnete wohlhabenden Protestanten seine Tore und Hamburg nahm während des holländischen Aufstands flüchtige reformierte Mynheers trotz seiner sonstigen Engherzigkeit mit offenen Armen auf [2]); von einer solchen Toleranz will Schubart nichts wissen [3]): „wenn sie blos aus irrdischem Vortheile duldet, die Duldungsgebühr wie eine Kloakabgabe an die Nase hält und mit eißkaltem Hohne bitterlächlend spricht: Der Habsucht ist alles Wohlgeruch! dann fluch' ich dieser Eumenide; denn sie hat nicht der Himmel, der Orkus hat sie gesandt“ [4]). Ebensowenig erkennt er sie an, wenn sie auf der Wurzel des Indifferentismus gewachsen ist. „Wehe uns, wenn die heutiges Tages in Deutschland so weit umgreifende Toleranz nicht eine Folge der Bruderliebe, sondern — wie es leider oft scheint, eine Folge der Religionsgleichgültigkeit ist“ [5]). Dann kommt es vor, daß man „unter dem feierlichen Schilde der Toleranz Hunde und Schweine ins Heiligthum führt“ [6]). Und Schubart kommt zu dem spitzfindigen Ergebnis, der „deutsche Duldungsgeist“ sei entweder zu viel oder zu wenig“ [7]).

Ebenso mißtrauisch ist er dem Begriff der Aufklärung gegenüber geworden. Bereits früher hat ihm ihre Ueberschätzung des Erkennens nicht gefallen und er hat „gewisse Philosophen und sogenannte Theologen“ gescholten, „die behaupten: Raisonnement sei mehr als Sentiment“ [8]). Nun aber konstruiert er ungescheut zwei Arten von Aufklärung, die falsche und die wahre, und letztere hat verdammte Familienähnlichkeit mit der „reinen Lehre“ der protestantischen Orthodoxie. In einem der ersten Stücke des Jahrgangs 1787 findet sich ein Leitartikel über das Thema Aufklärung, und darin steht der entscheidende Satz: „Ein Volk ist aufgeklärt, wenn es die Mittel weiß, sich zeitlich und ewig glüklich zu machen. Licht für diß Leben ist ein Unschlittlicht, das am Grabe verlöscht; nur Licht für diß und jenes Leben ist ganze, volle Aufklärung — eine Fackel Gottes, die nimmer verlöscht“ [9]). Die wahre Aufklärung bringe nur das Evangelium, wird als köstliches Logion des bekehrten Kaisers Joseph mitgeteilt [10]); die Christen allein haben das „zükende Glänzen“ dieses Sternes gesehen [11]). Wehe dem, der

---

1) Chr. 1787, 364. 2) Chr. 1787, 363. 3) Chr. 1791, 320.
4) Chr. 1787, 364. 5) Chr. 1788, 738.
6) Chr. 1788, 687. 7) Chr. 1789, 53.
8) Chr. 1776, 758. 9) Chr. 1787, 50, s. a. 1788, 850. 1789, 92.
10) Chr. 1789, 92. 11) Chr. 1788, 850.

sich durch falschen Schimmer blenden läßt! Denn was sich als „aufklärendes himmlisches Feuer“ [1]) darzustellen sucht, ist häufig nichts anderes als der Unglaube; es gehört zu den Rätseln der Zeit, daß die Dinge verkehrte Namen tragen: „Nachtvögel panegirisieren um Mitternachtszeit aus einem Felsengeklüfte — die Aufklärung; gedungene Feinde der Schrift nennen sich — Diener des göttlichen Worts“ [2]).

Schubart, der sich doch stets als Vertreter der Aufklärung fühlt und gebärdet und überall dafür angesehen wird, hält sich einer solchen Begriffsverwirrung gegenüber ungebeten für verpflichtet, Farbe zu bekennen und zu beweisen, daß er nicht geneigt ist, „die christliche Religion aufzugeben und sich selbst ein System aus Stroh und Leim aufzubaun, das weder Grund noch Halt gegen die Stürme des Lebens und Todes hat“ [3]). Er gehört vielmehr „unter die gutherzigen Leutlein, die von ganzem Herzen glauben: Einer Jungfrau Sohn seie Gott geworden, oder Gott sei Mensch geworden, um sich aufhenken zu lassen: es seien ihrer Drei, die Eins ausmachen: ich seie durch Wasser von Sünden, die ich mit begangen hatte, abgewaschen worden: mein verfaultes Fleisch und Knochen werden einstens wieder gesund und frisch auferstehen, u. d. g.“ [4]). Die Kraft des Glaubens hat ihm hinweggeholfen über die Anfechtungen des „vernünftelnden“ Denkens. Es kommt ihm auf ein Mehr oder Weniger nimmer an; im Gegenteil, sein draufgängerischer Charakter läßt ihn das Ganze dem Halben vorziehen: „Wer keinen Teufel glaubt, darf auch keinen Christus glauben“ [5]). — Wenn jetzt die Gaßnerische Sache passiert wäre, wer weiß? Mesmer hat seine Sympathien, Swedenborg ebenfalls [6]); und über Cagliostro, den König der Schwindler, ist er sich wenigstens anfangs durchaus nicht nicht im klaren [7]). Es ist jedenfalls bedenklich, wenn man die Offenbarung Johannis als das „göttlichste Buch der Schrift“ und das „erste poetische Buch in der Welt“ anspricht und sogar Klopstocks Messias darüber vergißt [8])!

Wer das Apokalyptische derart goutiert, dem mußte natürlich die Lehre vom Leben nach dem Tod ein unbedingtes Rührmichnichtan sein. Gerade an dieser aber wagte die Aufklärung zu zweifeln. Man wundert sich vielleicht heute fast ein wenig über den Mut, mit dem damals viele Männer diesem Problem gegenübertraten und die Unsterblichkeit nicht bloß theoretisch leugneten [9]), sondern ihre Ueberzeugung auch prak-

1) Chr. 1788, 348. 2) Chr. 1788, 399. 3) Chr. 1788, 473.
4) Chr. 1788, 31. 5) Chr. 1791, 312.
6) Chr. 1775, 465. 611. 1787, 22 u. a. 7) Vgl. Chr. 1790, 867. 1791, 89.
8) Chr. 1787, 157. 9) Chr. 1787, 22 f.

tisch zu beweisen strebten, indem sie mit derselben heiteren Ruhe dem Tod ins Auge sahen wie irgendein bibelfester Christenmensch [1]). Schubart heißt diese stoische oder zynische Ueberlegenheit, mit der „sich jetzt so manche Weise nach der Mode in die Arme des Todes stürzen", einen „abscheulichen Trost" und eine „scheußliche Philosophie", obgleich er die Beispiele des Prinzen Conti, Buffons und des Marschalls Richelieu nicht ohne respektvolles Gruseln erzählt. Ganz neu ist zwar auch dieser Standpunkt nicht, denn es war schon im Jahre 1776, daß Schubart gestanden hatte, er könne sich nichts Schrecklicheres denken als einen „Tod ohne Hoffnung".

Bei der Wichtigkeit der Religion und der Gefährlichkeit des Unglaubens für den Staat ist es begreiflich, wenn dieser unter Umständen im eigenen Interesse ein Wörtchen mitredet, ehe er der Wühlarbeit einer solchen Aufklärung freies Feld gewährt. Wir werden nach dem Vorhergegangenen nicht mehr besonders erstaunt sein dürfen, daß die Chronik das Wöllnerische Religionsedikt mit lauter Zustimmung begrüßt. In ihr selber lassen sich im Laufe des ersten nachaspergischen Jahrgangs verschiedene Vorzeichen dieses Schrittes nachweisen, der übrigens trotzdem damals einiges Aufsehen erregte und Schubart in manchen Augen zum Renegaten gestempelt haben mag. Bei Gelegenheit einer Erwähnung des Illuminatenordens fragt der Schreiber: „Was wollen sie dann? — Die Menschen aufklären? — Das muß die Religion thun und der Staat soll dafür sorgen, daß es durch treue Lehrer geschieht" [2]). Und dann hören wir von Friedrich Wilhelm II., er dulde nicht, daß man die Religion Jesu untergrabe und das Panier des Unglaubens aufpflanze, und er beklage die Irreführung durch die „sogenannten Aufklärer". „Der König", heißt es weiter, „ist also kein Bekenner zu der gefrornen Herzlosen Modereligion; auch kein Verehrer vom strohernen, mit Schnee überzognen Christus der neusten Schriftgelehrten, der im Feuer der Wahrheit schmilzt und Asche wird; sondern ein Anbeter des biblischen Christus, in dessen Namen auch Er — wie der Bettler am Schleebusche, Heil und ewiges Leben finden will!!!" [3]) Am 9. Juli 1788 wurde das Edikt erlassen, dessen Bekanntschaft man den eben angeführten Zeilen beinahe schon zutrauen würde; am 1. Aug. bezeichnete es Schubart als eine der wichtigsten Erscheinungen der Religionsgeschichte, nannte es ein „köstliches Edikt", von dem jeder Paragraph wert sei, „in Porphirsäulen eingegraben und vor dem Tempel

1) Chr. 1776, 547 f. 1787, 114. 139.
2) Chr. 1787, 68. 3) Chr. 1787, 196 f.

deutscher Größe aufgestellt zu werden", und wünschte dessen Nachahmung in andern deutschen „Provinzen". „Von daher, wo Frivolität, fröstlende Philosophie, Wizelei, Spottgeist, mißverstandene Gewissensfreiheit, ja offenbarer Unglaube und Lästergeist unserem Vaterlande die heißesten Wunden schlug, träuft nun auch heilender Balsam in diese Wunden. Das Edikt ist ganz im Geiste der Wahrheit und in einem männlich festen Thone geschrieben" [1]). Als die Nachricht kam, daß preußische Geistliche wegen des Edikts ihre Aemter niedergelegt hätten, blieb Schubart ungerührt und fügte der Veröffentlichung den strengen Satz hinzu: „Möchten ihre Stellen mit Männern ersezt werden, die altchristlich glauben . . . ." [2]). Allerdings unterschlägt er auch die Streitschriften nicht, die gegen das Religionsedikt erschienen, und mißbilligt die Gefangensetzung D. Würzers wegen seiner Kritik [3]), aber er bleibt bei seiner guten Meinung von Friedrich Wilhelm und wendet sich auch später noch einmal energisch gegen die „Aufklärer nach der Mode", die mit ihrem „Döchtlein von stinkendem Oele getränkt" frech dahertreten und über den Eifer des Königs spotten, der die Orthodoxie zu bewahren sucht [4]). Gerade das schätzt er hoch an diesem Monarchen, nachdem sein Vorgänger, der große Friedrich, so gleichgültig gegen alle Religion gewesen sei; „der einzige finstre Flek in seinem Lichtbilde", wie Schubart in jenen Tagen zugeben zu müssen glaubt, bei aller seiner „beinah an Idololatrie gränzenden" Ehrfurcht für diesen „grösten deutschen Mann" [5]).

Man ist gewiß berechtigt, über die unstreitigen und zum Teil großen Entgleisungen vom Wege der Toleranz den Kopf zu schütteln, zu denen seine einseitig hypertrophierte religiöse Entwicklung den entlassenen Festungshäftling bewogen hat. Aber wer so lange in dumpfer Luft — seelisch wie körperlich — gelebt hat, der kann keinen frischen Wind mehr verspüren, ohne daß er vor Erkältungen zittert; Treibhaustemperatur ist ihm lieber. Seien wir froh, daß Schubarts Denken und Empfinden auf anderen Gebieten normal blieb. Und bedenken wir, daß es hätte noch schlimmer ausfallen können. Ist es nicht ein erfreuliches Symptom, daß Schubarts Enthusiasmus für den ungläubigen Friedrich auch nach dem Asperg der alte geblieben ist? Im Innersten hat der Ueberchrist und Ueberpietist doch immer ein Gut von echter Duldung und Weitherzigkeit bewahrt, das bisweilen durch alle krankhaft gesteigerte

1) Chr. 1788, 499 f. 2) Chr. 1788, 561 f.

3) Chr. 1788, 557. 639. 1789, 31. 79 f. Was an der letzten Stelle S. 80 unter 6) steht, ist bezeichnend für den Schreiber.

4) Chr. 1789, 338. 5) Chr. 1788, 558.

Gläubigkeit und alle die Uebertreibungen seines Eifers um das „reine" Christentum hindurchblitzt: so wenn er einmal Raum verlangt auch für solche, die Gott nicht verehren [1]), oder wenn er seinen religiösen Antipoden Bahrdt empfiehlt, weil er überzeugt ist, daß dieser „ein gutes Herz habe, voll Ehrfurcht gegen Gott und Wohlwollen gegen die Menschen. Seine dogmatischen Irrthümer wird ihm der Allgute im Himmel verzeihen: da doch der Glaube, wie das Genie, nicht jedermanns Sache ist" [2]).

Von Schubarts Kampf um die Freiheit des Gewissens und Glaubens wollten wir schreiben; es ist nicht ohne Schwierigkeiten und Weitschweifigkeiten gegangen und hat zu einem nicht ganz befriedigenden Ausgang geführt. Wo die Religion anfängt, hört bei Schubart jegliche Klarheit auf. Daß die Toleranz zu seinen Idealen gehörte, das steht fest; aber ebenso sicher ist es, daß er selber manchmal an ihm gesündigt hat, und daß er es zeitweilig ganz hat zu Boden fallen lassen. Ein seltsames Schauspiel: den Ungläubigen gegen den Unglauben wettern, den Verspotter des Aberglaubens selber dem Aberglauben verfallen zu sehen! Fest aufzutreten war ihm ein zu großes Wagnis, wo es sich um das zeitliche und ewige Heil seiner Seele handelte; und so hatte er das Schicksal, nie festen Boden unter die Füße zu bekommen. Kein Wunder, daß auch der Biograph hier durch ein Chaos zu schreiten vermeint, wie sich Nägele einmal ausspricht [3]); doch psychologisch verständlich ist dieses Chaos. Und wem der Unglaube nach seiner eigenen Meinung so gefährlich geworden ist wie diesem Manne — der hält sich wohl auch für verpflichtet, öffentlich davor zu warnen. Ja Schubart mag ein Recht dazu gehabt haben; denn vielen mußte es damals ergehen wie ihm: daß sie trotz neuer Erkenntnisse noch nicht gehen konnten ohne den Zügel und Kappzaum der kirchlichen Ethik mit ihrer Strafandrohung und ihrem Lohnversprechen, daß sie nicht mit sich fertig werden konnten ohne den dogmatischen Glauben an ein historisches Erlösungsmysterium.

* * *

Ein paarmal ist es uns jetzt vorgekommen, daß Schubart die Freiheit postuliert aus dem Gefühl und der Ueberzeugung von ihrem Wert und ihrer Notwendigkeit heraus; daß er dann aber jedesmal wieder erschrickt und fürchtet, er könne zuviel verlangt haben. Es mag mit seinem willensmäßig schwach veranlagten Charakter zusammenhängen, daß er den Gedanken einer unbedingten Freiheit nicht erfassen oder nicht

1) Chr. 1789, 872. 2) Chr. 1790, 399.
3) „Aus Schubarts Leben und Wirken", S. 131.

festhalten kann, weil sie ihm nach eigener Erfahrung doch verderblich wirken zu müssen scheint; es wäre auch vielleicht damit tatsächlich der Zeit zuviel zugemutet gewesen. Sei dem, wie ihm wolle — die konservativen Einschläge und Rückschläge in Schubarts Liberalismus, wenn wir so sagen wollen, sind jedenfalls von einem guten und vernünftigen Motive diktiert: von der Rücksichtnahme auf das Wohl des Ganzen, des Staates. Aus diesem Grund will er die Freizügigkeit beschränken; darum möchte er Preßfreiheit und religiöse Toleranz auf einen gewissen Grad reduziert wissen. Und dieser gleichmäßige patriotische Hintergrund verwischt uns wohltuend den unangenehmen Eindruck greller Dissonanzen; wenn man Männer für groß achtet, die dem Vaterland ihr Gewissen opfern — dann wirft auch auf Schubarts Untreue gegen sich selber seine Liebe zum Vaterland einen versöhnenden Schimmer.

Der Staatsgedanke, die Idee der Zusammengehörigkeit und inneren Verkettung des gesamten Staatsbetriebs war damals ungleich populärer als in unserer Zeit des Klassenegoismus, nachdem Preußen das erste große Beispiel eines aus dem Mittel fürstlicher Bereicherung zum Selbstzweck gewordenen Staatsorganismus gegeben hatte. Eben damals hatte man in Deutschland oben und unten — dort mehr praktisch, hier mehr theoretisch, wie natürlich war — mit dem volkswirtschaftlichen Denken begonnen. Man hatte aufgehört, staatsökonomisch in den Tag hinein und von der Hand in den Mund zu leben, und sah sich nach Grundsätzen und Gesetzen dieses Lebens um, die man aufstellen könnte. Schubart war hell genug und interessevoll genug, um sich dabei rege zu beteiligen. Seine Chronik zeigt uns den Niederschlag dieser Beschäftigung in einer Fülle von volkswirtschaftlichen Notizen; wir sind jetzt schon so gewitzigt, daß wir dabei auf tadellose Folgerichtigkeit von vornherein Verzicht leisten, ohne uns die Freude an dem guten Willen des Schreibers durch etwaige Unklarheiten trüben zu lassen. Wir werden übrigens zu unserer angenehmen Ueberraschung entdecken, daß es diesmal nicht gar so arg ausfällt.

Die beiden nationalökonomischen Systeme des 18. Jahrhunderts sind das merkantilistische und das physiokratische. Das Merkantilsystem war die Konsequenz des fürstlichen Absolutismus, dem das Land als Krondomäne, als zu bewirtschaftender Privatbetrieb galt. Es handelte sich darum, möglichst viel klingende Münze aus diesem Betrieb herauszuschlagen; wie wertvoll der Besitz baren Goldes sei, hatte man aus der Blüte der mittelalterlichen Kaufmanns- und Seefahrerstaaten erschlossen, und vor allem die stehenden Söldnerheere, die man zum Schutz gegen

konkurrierende fürstliche Unternehmer brauchte, ließen ihn als ein dringendes Bedürfnis erscheinen. Die ganze innere und viel äußere Politik wird unter diesen Gesichtspunkt gestellt. Daher die möglichste Beschränkung der Einfuhr auf fremde Rohstoffe, um ein Abfließen des Metalls zu verhindern; daher die Begünstigung und Beaufsichtigung der verarbeitenden und darunter in erster Linie der exportierenden Industrie, eine Hilfe, die dem privaten Manufakturenunternehmer äußerst lästig werden konnte, wenn ihm nicht die Nebenbuhlerschaft eines staatlichen Betriebs die selbständige Existenz überhaupt unmöglich machte. Daher auch die hohe Schätzung der Bevölkerungsziffer und die Maßregeln zu ihrer Vermehrung, wie Begünstigung der Einwanderung und Hemmung der Auswanderung, Junggesellensteuer und Kinderprämien; denn menschliche Arbeitskraft war Kapital, und Deutschlands Vergangenheit als Kriegsschauplatz hatte es hierin gegen andere Länder ziemlich in Rückstand gebracht. Gerade das letzere war ohne Zweifel sehr bedeutungsvoll und nützlich; und auch sonst hatte der fürstliche Merkantilismus seiner egoistischen Motive unerachtet manches Gute für den Staat im Gefolge, denn das Interesse des Fürsten deckte sich im allgemeinen doch mit demjenigen des Staates. Nur daß der herausgewirtschaftete Mehrwert in den wenigsten Fällen dem Staate selber wieder zugute kam, wie es hätte sein sollen, sondern Gefahr lief, in Luxusbauten, Mätressen und italienischen Sängern angelegt zu werden [1]. Dies war für die arbeitenden Untertanen nicht erquicklich; wie denn auch der unstreitige erzieherische Wert des staatlichen Zwangs seine Grenze hatte, und dieser sich in eine hemmende und lähmende Fessel verwandeln konnte, als was ihn mehr und mehr besonders der Handel empfand. Gegen diese Mißstände richtete sich das physiokratische System mit seinem Prinzip der freien Konkurrenz, das die Aufmerksamkeit von der Handelsbilanz ablenken und auf die Bodenkultur hinwenden wollte, als der natürlichen und unversieglichen Quelle des Nationalreichtums. Während es den Kaufmann von der peinlichen Umarmung des Staates zu befreien suchte, wollte es der vernachlässigten und rücksichtslos ausgebeuteten Landwirtschaft die ihr gebührende Stellung als Basis des Staatsgebäudes wieder zurückerobern.

Das reiche Gewebe volkswirtschaftlicher Aeußerungen, welches sich aus Schubarts Chronik zusammenknüpfen läßt, hat seine Fäden den beiden erwähnten Theorien entnommen. Den Grundton bildet dabei der Merkantilismus als das zunächst in der Praxis herrschende

1) Vgl. Chr. 1775, 594.

System. Schubarts Abneigung gegen die Auswanderung, die wir schon oben angeführt haben, stimmt damit überein. Die Bevölkerungsfrage ist ihm überhaupt das wichtigste von allen ökonomischen Problemen. Er erklärt ausdrücklich, daß die erste Sorge des Patrioten diesem Thema gelten müsse, ehe man die weitere Frage aufwerfe, ob Handel oder Landwirtschaft an erster Stelle zu stehen habe. Die Bevölkerung ist die „vornehmste Stütze der Länder und die Hauptgrundlage zu ihrer Glückseeligkeit“ [1]); in einem „Gespräch von der Bevölkerung“ setzt er sich ausdrücklich mit einem Gegner auseinander, der von Ueberbevölkerung, Ueberfüllung der Berufe und Ueberhandnahme des Elends reden will. „Viel Hände an einer Last erleichtern die Schwere. Zahlen nicht 5000. Menschen leichter 20 000 fl. Abgaben als 1000. Menschen? Laß viele Hände die Erd' umwühlen, und ihre Produkte verarbeiten — müssen da nicht die Lebensmittel vervielfältigt und wohlfeiler werden? Der Staat ist die Maschine, die Menschen sind die Räder der Maschine; nimm ein Rädchen nach'm andern heraus; muß nicht die Maschine zerfallen“? [2]). Der Staat hat also alles zu tun, was zur Erhaltung und Steigerung der Bevölkerung beiträgt. Das öffentliche Gesundheitswesen soll verbessert werden. Pferde und Jagdhunde sollen nicht besser verpflegt werden als Menschen [3]); Schubart zeigt viel Aufmerksamkeit für medizinische Fortschritte und äußert sich z. B. über die aufkommende Schutzimpfung gegen Blattern [4]) und die mutmaßliche Ursache der Schwindsucht [5]). Die Heiraten, „dieser heilsame Quell der Bevölkerung“, sollen möglichst unterstützt, wirtschaftliche und physische Hemmnisse der Volksvermehrung beseitigt werden [6]); Kinderprämien wären ganz nach dem Herzen des Chronikschreibers, wie folgender Artikel beweist: „Der König von Schweden belohnt die Fruchtbarkeit der Weiber mit verschiedenen Ehren und Vorzügen. Eine Frau, die erst 45. Jahr alt ist, brachte kürzlich ihr 22 tes Kind zur Welt! S'war aber keine Zofe, keine Toilettengöttinn, sondern nur ein einfältiges Baurenweib. Die große Welt wird bald zu vornehm seyn, Kinder zu zeugen und wird wohl dieß Geschäft künftig den Bauern allein überlassen müssen“ [7]). — Der volkswirtschaftliche Gesichtspunkt ist ihm bei der Beurteilung des Eheinstituts so ausschlaggebend, daß er sich sogar nicht scheuen würde, diese alte und geheiligte Einrichtung abzuschaf-

1) Chr. 1776, 205. 2) Chr. 1775, 98.
3) Chr. 1774, 122. 1775, 100. 4) Chr. 1774, 148. 307. 1789, 845.
5) Chr. 1776, 542 ff. 6) Chr. 1775, 99 f.
7) Chr. 1776, 278.

sen, wenn damit dem Staate besser gedient wäre. Er bezeugt einmal sein Wohlgefallen an einem „Paradoxon“ über die Bevölkerung, dessen Verfasser diesen Standpunkt einnimmt, „ohne die Blize zu scheuen, die von Kanzeln und Kathedern auf ihn niederzücken werden“; das Schriftchen wird in der Chronik ausführlich besprochen; es ist deshalb bemerkenswert, weil es nur die Ehen gelten läßt, in welchen die Frau im Betriebe des Mannes arbeitet.

„Die meisten Staatsklugen sagen: vermehret die Ehen, wenn ihr den Staat bevölkern wollt. Er sagt aber: Hebt die Ehen ganz auf, wenn euch die Bevölkerung am Herzen liegt. Sehr weislich schließt er den Baurenstand davon aus, denn denen ist der Ehestand nicht zur Last, so wenig als dem gemeinen Handwerksmanne. Da tragen die Weiber so viel Beschwerde, als der Mann, und verdienen oft so viel als er. Er schrenkt sich vornehmlich auf die Stadtleute ein, wo alle Last auf dem Manne allein liegt und die Frau nur da ist, ihm Ausgaben zu verursachen. Mehr mörderisch, als gedeilich, mehr verderblich als hülfreich sind die Ehen, sagt er. Mancher rechtschaffene Mann leidet unter der Fruchtbarkeit seines Ehestands; er muß den Bissen, den er zu seiner eigenen Stärkung bedarf, unter seine Kinder vertheilen, und Nahrungssorgen verzehren die Kräfte, die er zum Besten des Staats hätte verwenden können. Man errichte also in jeder großen Stadt ein öffentliches Erziehungshaus, wo die erzeugten Kinder auf Kosten des Staates unterhalten und erzogen werden; man hebe den Unterschied des Standes und Herkommens gänzlich auf, knüpfe dadurch die Bande der Menschlichkeit fester, und bilde darin diejenigen Leute, die das Bedürfniß des Staates erheischt“ [1]).

Da die Macht eines Staates nicht auf seiner Bodenfläche, sondern auf seiner Volksmenge beruht [2]), so gibt sich Schubart alle Mühe, seine Leser mit den Hauptergebnissen der Bevölkerungsstatistik auf dem laufenden zu erhalten, soweit sie ihm zugänglich sind. Er unterrichtet sie über die Einwohnerzahlen von Württemberg, Preußen, Oesterreich, Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Italien, Schweden, Rußland, ja sogar China, das man auf 150 bis 200 Millionen schätzte [3]); das rapide Anwachsen der amerikanischen und der russischen Bevölkerung erscheint ihm bedeutungsvoll [4]); ja er scheut die Trockenheit statistischer

1) Chr. 1776, 205 f. 2) Chr. 1776, 241, vgl. 1789, 802.

3) Chr. 1775, 97. 468 f. 1776, 241 ff. 772. 1788, 751. 1789, 6 (falsch paginiert 870). 1791, 222. 487. 537.

4) Chr. 1775, 427. 1791, 166 f.

Einzelergebnisse nicht und registriert von Oesterreich, Preußen und dem Reich, sowie von Städten wie Ulm, Stuttgart, Ludwigsburg, Wien, Madrid und London die Ziffern der Geborenen und Gestorbenen, der Eheschließungen und Verwitwungen [1], nicht ohne womöglich einen Rückblick auf frühere Feststellungen zu werfen.

Die junge statistische Wissenschaft begann damals auch die Unterlagen zur Aufstellung von Handelsbilanzen zu liefern [2], worauf der Merkantilismus sein Hauptinteresse gerichtet hatte. In ihrer Passivität erblickte Schubart im Anschluß an die merkantilistische Lehre einen Grund für den Verfall des deutschen Handels, den er beim Vergleich mit früheren Zeiten konstatiert und bitterlich beklagt, da er dem Handel „großen Einfluß auf die Glückseeligkeit eines Staates“ zuerkennt.

„O der schönen Zeiten, wo der Handel mein Vaterland so hoch erhob, daß manche Handlungskompagnien in unseren ersten Städten Gesandtschaften von Königen empfiengen; wo unser Kunstfleiß und Gewerbsamkeit sich wie ein Elekterstrahl durch ganz Europa verbreitete; wo ein großer Theil des Goldes von Asien und Afrika durch unsre Hände lief, und wo selbst der stolze Britte mit Neid und Eifersucht auf Hamburg, Frankfurt, Augspurg und Nürnberg hinblikte! O der schönen, goldenen Zeiten, die unserem Vaterlande Ansehen und unsern Regenten Stärke und Macht verlieh! Aber, o wir Arme! der Handel, als der köstlichste Stein, ist aus den Regentenkronen gefallen!“ [3].

Der Fehler ist der, daß „der Deutsche vielfach als leidender Theil von Auswärtigen“ lebt: „Warum der deutsche Handel nicht blüht, wie er blühen sollte und könnte? Das war schon oft die Frage der Patrioten und wie leicht ist sie zu beantworten! Wir geben zu viel und nehmen zu wenig. Die Ausländer legen meistens ungeheure Impossten auf die Waaren, die wir ihnen zuschiken und wir lassen sie, wie Aale ins Land schlüpfen, streicheln ihnen auch wohl noch Kopf und Schwanz. Wir haben der ausländischen Waaren in Menge, versenden auf eine sehr sklavische und unwürdige Weise, unsere Konventionsmünz ins Ausland, und lassen fremdes Gold und Silber in unsern Staatsadern zirkeln“ [4]. Auf 50 Millionen Gulden gibt Schubart die Summe an, die der Deutsche jährlich für entbehrliche Dinge aus dem Land schicke [5]. Dabei schmerzt es ihn besonders, daß der größte Teil dieses Geldes nach Frank-

1) Chr. 1776, 22. 50 f. 1777, 14. 1789, 6 (870). 1791, 88. 117.
2) Chr. 1774, 250. 1791, 451.
3) Chr. 1790, 394, vgl. 1774, 251. 1775, 251 f. 611. 641. 1791, 70.
4) Chr. 1791, 135. 5) Chr. 1787, 388.

reich fließe, infolge der „leider so tief eingewurzelten Gallomanie", obwohl Deutschland sehr viele der von dort importierten Waren selber noch viel besser und dauerhafter produziere [1]). „Deutschland ist reich genug in sich, hat Landesprodukte aller Art genug, hat Meister in allen Künsten, Manufakturisten, Fabrikanten aller Art; und doch greift es nach fremdem Dunste, schikt sein Geld zu Millionen ins Ausland für zerbrechliche Waaren, für schlechte Zeichnungen mit täuschendem Lak und Tünch übermalt, für Frazen der Mode und der Eitelkeit. Ist das deutsch und bider gedacht?" [2]). Die Franzosen legen auf deutsche Erzeugnisse Zölle bis zu dreißig, ja fünfzig vom Hundert — Schubart meint, „es wäre längst uns Deutschen rühmlich und rathsam, wenn wir die französische Waaren an gleiche Ketten schmiedeten" [3]). Echt merkantilistisch: diese Sorge wegen des ins Ausland abfließenden Bargelds, die ihm auch die kostspieligen Reisen der Fürsten als Mitursache des „in Deutschland so merklich werdenden Geldmangels" verpönt erscheinen ließ [4]). „Ein armer Staat wird allmählich schwach, feig, niederträchtig und am Ende — ein Fußschemel der reichen Ausländer" [5]). Arm aber wird ein Staat, der mehr einführt als ausführt. In einem satirischen Stück über die Fürsten, angeblich aus einer „morgenländischen Zeitung" stammend, wird u. a. erzählt: „Von Deli geht die Nachricht ein, daß sich der große Mogul die Aufnahme der Handlung äußerst angelegen seyn lasse. Er hat deßwegen die weise Verordnung gemacht, daß alle Waaren, die ins Land gehen, einen kleinen Zoll etwan 50. vom 100. errichten. Den innländischen Manufakturisten und Kaufleuten aber ist es bey schwerer Strafe verboten, ihre Produkte ans Ausland zu verhandeln. Dadurch haben die Kaufleute den außerordentlichen Vortheil, daß sie ihre Waaren selber behalten dürfen" [6]).

Es fällt auf, daß Schubart in der eben zitierten ironischen Bemerkung den Großmogul auch einen starken Einfuhrzoll erheben läßt, also das, was er selber zum Schutz gegen die französische Konkurrenz angelegentlich empfiehlt. Schubart rückt hier schon ein wenig von der merkantilen Doktrin ab. Wir werden dies dahin erklären dürfen, daß er wohl den Schutzzoll befürwortete, aber nicht ohne weiteres den Finanzzoll. Und gerade unter dem letzteren Gesichtspunkt pflegte die Politik mancher absoluten Fürsten in ihrem chronischen Goldhunger das Zollwesen vorwiegend zu betrachten. Ein solches Verfahren ist schon

1) Chr. 1790, 770 f. 2) Chr. 1791, 511.
3) Chr. 1790, 770 f. 1791, 135 f. 4) Chr. 1776, 77.
5) Chr. 1790, 394. 6) Chr. 1775, 594.

an sich für den Handel bedenklich, weil ihm die übermäßige Belastung des Konsumenten die Kundschaft zu entziehen droht: wie viel mehr war es das in jenem Geduldspiel von Staaten, Deutschland geheißen, wo so und so viel Grenzzölle Binnenzölle waren und der reine Merkantilismus zu den verheerendsten Konsequenzen führen mußte. „'S ist für mich 'n großes Problem: Die großen Herren wollen die Handlung emporbringen, und tun doch alles, was der Handlung schädlich ist. — Bau 'n großen Damm, und sag zum Strom: Fleuß!" schreibt die Chronik aus Anlaß einer Erhöhung der preußischen Rheinzölle, von der ein Ruin des ganzen Rhein- und Mainhandels, „er sey auch noch so blühend", befürchtet wird [1]). So sehr Schubart Friedrichs des Großen kolonisatorische Verdienste in Polen und Werke wie etwa den Bromberger Kanal anerkennt [2]), so wenig ist er einverstanden mit der preußischen Handelspolitik: „Wenn die Handlung einmal in Preußen blühte; so wie die Staatskunst, Kriegswissenschafft, Gelehrsamkeit und Kunst daselbst blühen: so wäre dieser Staat in der That unbezwingbar. Aber die Handlung findet dort noch zu viele Hindernisse, um so wie in Engelland und Holland zu blühen" [3]). Diese Hindernisse liegen neben den staatlichen Handelsmonopolen (in Preußen auf Salz, Tabak und Kaffee) in der Zollwirtschaft, vor allem in den schädlichen Binnenzöllen [4]): „die unersättliche Mauth sperrt wie die Hyäne ihren Rachen auf und verzehrt den Bissen, den die Handluug zu ihrer äußersten Nothdurft erheischt" [5]). Schubart wünscht darum: „daß auf den Straßen und vorzüglich auf den Flüssen die erdrückenden Zölle und andere Gerechtsame abgeschaft werden möchten, da sie bekanntlich die ersten und grösten Feinde des allgemeinen Wohlstandes sind" [6]). Andererseits begrüßt er es selbstverständlich mit Genugtuung, wenn dem Handel durch Verbesserung der Straßen und Kanäle möglichster Vorschub geleistet wird [7]). Er lobt die Anstalten, die hiefür in Schwaben gemacht werden; nur sollte der Wegbau „unter der unmittelbaren Aufsicht einer beeidigten und Sachverständigen Magistratsperson, und nicht unterm gebietenden Stabe eines gewinnsüchtigen Pachters stehen" [8]).

Die Wichtigkeit der I n d u s t r i e für die staatliche Wohlfahrt sieht Schubart vollkommen ein, wenn er auch ihre Zukunft noch nicht ahnen konnte. Er sagt einmal von einem Techniker namens Blezinger, der

1) Chr. 1775, 523. 2) Chr. 1774, 421. 428.
3) Chr. 1774, 429. 4) Vgl. Chr. 1791, 316. 5) Chr. 1774, 252.
6) Chr. 1776, 802. 7) Chr. 1775, 299. 777.
8) Chr. 1775, 578.

eine Wasserbauanlage in Königsbronn geschaffen hat: „Männer, wie dieser, verdienen weit mehr, als alle Spekulatoren, und weit mehr als so viele goldne Müßiggänger in den Annalen ihres Vaterlandes zu glänzen und mit Ehre und Beyfall von ihren Mitbürgern belohnt zu werden" [1]); und er hört es gerne, wenn Regenten für Manufakturen und industrielle Anlagen Interesse zeigen und ihnen ihre Fürsorge zuwenden, wie er z. B. von dem letzten Ansbacher Markgrafen [2]), von Friedrich Wilhelm II. von Preußen [3]), von Kaiser Leopold [4]) zu melden weiß. Der König von Neapel hat seinen Beifall, weil er „das Meisterstück deutscher Gewerbsamkeit", die Schülische Zizfabrik in Augsburg besichtigt [5]) und beschließt, verschiedene deutsche Manufakturisten zu sich einzuladen [6]). Doch wenn er auch einmal von der „K. K. privilegierten Tapetenfabrik Nothnagel in Frankfurt" unter der lobenden Spitzmarke „Leopolds Aufmerksamkeit auf deutschen Kunstfleiß" berichtet [7]), so ist er doch ein entschiedener Gegner des fürstlichen Monopolwesens, das der Merkantilismus gezeitigt hat. Er zählt es mit zu den Ursachen des Handelsverfalls, daß die Fürsten Monopolisten geworden sind, „die wie Oceane die kleineren Flüsse verschlingen" [8]). Wie oben die Mauten vergleicht er auch die Monopole mit Hyänen und verlangt ihre Beseitigung [9]). England und das freie Amerika sind Beweise, wie „die Handlung unter dem Flügelschatten der heiligen Freiheit gedeihe" [10]).

Wenn wir übrigens in diesen Stellen etwas wie eine Befürwortung der Gewerbefreiheit wittern möchten, so zeigen uns andere Aeußerungen, daß wir damit gewaltig über das Ziel hinausschießen würden. Besonders merkwürdig ist eine klassische Notiz über das Zunftwesen aus der Ulmer Periode [11]): „In Frankreich ist der theure Aufwand aufs Meisterreicht, wodurch mancher sich ruinirte, eh' er zu hausen anfing, gänzlich aufgehoben worden, dann jeder, der's versteht, darf nun für sich arbeiten, und sein Handwerk treiben. Dieser Königl. Befehl hat unter den Handwerken in ganz Frankreich große Freude veranlaßt. — Die Handwerkszünfte werden, meinem Erachten nach, mit gutem Grunde zur Handhabung der Ordnung in Teutschland beybehalten. Die alte Erbarkeit, der wohlanständige Ernst und die Würde, womit die Handwerksältesten in ihren Zusammenkünften an ihre Bundes-

1) Chr. 1775, 392. 2) Chr. 1774, 494.
3) Chr. 1790, 787. 4) Chr. 1791, 250. 5) Chr. 1790, 766.
6) Chr. 1791, 141. 7) Chr. 1791, 250. 8) Chr. 1774, 252.
9) Chr. 1774, 108. 10) Chr. 1774, 74. 1791, 451, s. a. 1787, 345.
11) Chr. 1776, 228.

lade sitzen und den Unfug unter ihren Handwerksgenossen abstrafen, erhält Fleiß, Ordnung und Sittlichkeit unter ihnen und erleichtert der Obrigkeit ihre ohnehin so beschwerliche Obsorge für Ordnung und Wohlstand in allen Ständen des Staats. Nur das beständige Schmausen, womit manchem ehrlichen Manne sein dürftiger Nothpfenning entzogen wird, sollte man einschränken." — Die obrigkeitliche „Obsorge für Ordnung und Wohlstand" soll nach Schubart also ziemlich weitgehende Befugnisse in der Einschränkung der individuellen Freiheit zu beanspruchen haben. Eine der ersten und seiner Ansicht nach leider oft vernachlässigten Aufgaben der „Polizey" ist die Festsetzung der Lebensmittelpreise. Er klagt so häufig und stereotyp über die Teurung, die „mehrenteils von den Menschen, am wenigsten von Gott" kommt und über die Unverschämtheit der Bäcker, Metzger und Wirte[1]), daß man an eine fixe Idee zu glauben versucht ist, oder sich an die Zähigkeit sozialdemokratischer Preßpropaganda erinnert fühlt. Aus den beiden Perioden der Chronik je eine Beispiel. Noch im Augsburger Jahr erzählt Schubart von den guten polizeilichen Anstalten des schwedischen Königs, der unter anderem einem Wirt, der seinen Gästen einige Würste zu teuer anrechnete, hundert habe aufzählen lassen, und fügt nicht ohne Wehmut hinzu: „Wäre man überall so strenge, so würden wir auch in A —— solche Bastonnaden erleben. O Polizey, du Tochter der Ordnung, wohin bist du geflogen?" [2]). Das andere Mal lobt er aus demselben Grund den Kaiser Joseph, daß er die Polizei nicht vernachlässige, und meldet mit offenkundiger Befriedigung: „Der Viktualienpreiß ist streng bestimmt und den Mezgern und Beken, die einen höhern Preiß von Fleisch und Brot ertrozen wollten, wurde von baumstarken Schergen der Hintere so weidlich zerklopft, daß sie es gar gerne wieder beim alten Tax ließen" [3]). Aehnlich, ja noch schärfer, möchte Schubart gegen die Bankerotteure vorgegangen wissen, bei denen er in den meisten Fällen Betrug voraussetzt[4]). „Man hängt Diebe, die einige hundert Gulden gestolen haben; sollte nicht der Arm des Gerichts, solche verworfene Krämerseelen, die — gleichviel aus Bosheit oder Dummheit — die Menschen um Millionen betrügen, mit Flammen zu Tode geisseln?" [5]) lautet sein Vorschlag, bei dem ihn anscheinend die Entrüstung seine sonstigen strafrechtlichen Humanitätsgrundsätze hat vergessen lassen. Ferner

1) Chr. 1787, 343. 226. 1788, 118 f. 582. 1790, 500. 864. 1791, 28. 66 u. a. Etwas konfus lautet eine Bemerkung 1776, 525.

2) Chr. 1774, 579 f.

3) Chr. 1787, 212.

4) Chr. 1790, 770. 1791, 28.

5) Chr. 1791, 436.

ist dem Mißstand des Bettels dadurch entgegenzutreten, daß die Müßiggänger polizeilich zur Arbeit gezwungen werden; die christliche Wohltätigkeit scheint ihm ihre schwache Seite in der Großziehung solcher Faulheitsexistenzen zu haben, wo doch nur „Alte und Presthafte" unterhalten werden sollen, und zwar dann ebenfalls vom Staat [1]).

An der Lebensmittelteuerung trug nun freilich der gewinnsüchtige Staat bzw. Fürst häufig einen erklecklichen Schuldanteil, wie Schubart wohl wußte. Als einmal während der holländischen Unruhen im Kölnischen Brotmangel herrschte, weil Preußen und Holland alles aufgekauft hatten, nennt er die Anstalten der meisten Staaten in diesen Fällen „äußerst unhäuslich", weil sie um nahen Gewinns willen fernen Verlust riskieren. „Fruchtsperre räth in solchen Lagen die Staatsökonomie" [2]). Das waren Einzelfälle; ein dauernder Uebelstand waren die Lebensmittelsteuern, die von allen den Abgaben, mit denen der Absolutismus seine Kassen zu füllen suchte, am härtesten empfunden wurden und am ungerechtesten wirkten. „Bald werden die Schlehen verzollt werden, die unsere Buben von den Hecken pflücken" lautet eine bittere Bemerkung [3]); und Schubart teilt vollauf den Haß des gemeinen Mannes gegen die „Cameralisten", die „nicht weise Verwalter des Staatsschatzes, sondern Plusmacher" geworden sind [4]). In einem formell etwas verunglückten Epigramme „Thraso" charakterisiert er diesen verabscheuten Stand mit folgenden Worten:

„Der Unterthanen Last erschweren
Um seines Fürsten Schatz zu mehren;
An keinen Jammer sich zu kehren,
Und Städt' und Länder zu verheeren:
Dieß ist die hohe Wissenschaft
Die Thraso Ehr' und Reichtum schaft.
Er hat des Tigers Grausamkeit,
Des Wolfes Raubbegierd, die List
Des Fuchses, eines Hundes Neid,
Nicht seine Treu und Tapferkeit
Und keines Menschen Herz, — er ist
Ein treflicher Kameralist" [5]).

Bestimmte Abgaben werden einmal überhaupt das „Verderben eines Staats" bezeichnet; „man muß sie nach den Umständen der Provinz, der Leute, der Zeiten, und selbst nach den Begebenheiten des Zufalls

1) Chr. 1776, 9 ff. 2) Chr. 1787, 163. 3) Chr. 1775, 99.
4) Chr. 1775, 66. 5) Chr. 1775, 255.

einrichten“ [1]). Joseph, der Vielgeliebte, erntet daher begeisterte Anerkennung bei seiner Aufhebung der Lebensmittelsteuern. „Möchte gleicher Geist“, fährt Schubart fort, „auch andere Deutsche Fürsten und Regenten, sonderlich in Schwaben beseelen, wo die Klage über die täglich überhandnehmende Theurung der Lebensmittel immer himmelschreiender wird“ [2]).

Von Kaiser Leopolds Gemahlin teilt die Chronik einmal ein schönes Wort mit: wenn vom Sparen die Rede sei, dann wolle sie lieber bei sich anfangen, als bei den Untertanen, denn ihr werde es weniger lästig fallen [3]). Und dem Fürsten von Anhalt-Dessau wird der Ehrentitel Vater seines Volkes erteilt, weil er eine Kontribution an Preußen aus seiner Tasche zahlt und aus Sparsamkeit jahrelang abwesend ist [4]). Schubart hatte gewiß Grund genug, einen solchen Ausspruch und eine derartige Handlungsweise anzuführen, denn die Rücksichtslosigkeit der Regierungen gegen die Steuerzahler übertraf damals doch alle Begriffe; sogar außerhalb der Landesgrenze, wohin der Arm des Zwanges nicht mehr reichte, wußte man Steuerquellen zu erschließen auf dem Wege von Lotterieunternehmungen, einer Form der Brandschatzung des törichten Volkes, deren Verabscheuung die Chronik häufig in starken Worten Ausdruck verleiht [5]). Es war wirklich etwas daran an der Klage, daß der Handwerker umsonst seinen Schweiß am Arbeitsstuhl oder an der Feueresse vertröpfle, daß der Bauer sein Egge und Pflugschar mit Tränen benetze, weil ihm die Habsucht kaum Kleienbrot und Aussaat übriglasse, und daß ein Sturm durch das Vaterland brause, der die ersparten Pfennige auf Einen Haufen zusammenwehe [6]). Schubart hatte gegen diese merkantilistische Steuerpolitik, der bares Geld schließlich doch noch wichtiger war als der so hoch angeschlagene Artikel Bevölkerung — denn die Landeskinder waren ja nur als Mittel geschätzt und nicht als Staatszweck — außer human-patriotischen Einwänden auch noch rein wirtschaftlich begründete Bedenken. Die Goldgier der Fürsten, auch wenn sie nicht unedlen persönlichen Motiven entsprang und einzig und allein der Vermehrung des Staatsschatzes dienen sollte, die „ökonomischen Grundsätze“ oder das „Schätze sammeln der Großen“, wie er sie nennt, wollte ihm gar nicht gefallen. Er möchte gern von einem Staatsmann die Frage entscheiden lassen, ob dies eigentlich

1) Chr. 1775, 492.
2) Chr. 1787, 343. 3) Chr. 1790, 864. 4) Chr. 1775, 739.
5) Chr. 1774, 535 f. 1776, 471. 820. 1787, 77 f. 192 f. 1790, 473.
6) Chr. 1776, 250.

dem Staate nützlich oder schädlich sei; die größte Weisheit einer Regierung bestehe darin, glaubt er, wenn sie wie England kein Geld sammle und doch immer Geld habe. „Geld ist das Blut des Staats; wenn dieß nicht in seinem beständigen Kreislaufe erhalten wird; dann — Gute Nacht Gesundheit!“ meint er vergleichen zu können, oder in anderer Wendung: „Wäre die genauere Vertheilung der Säfte einem Staatskörper nicht gesünder? — Wenn alles Blut in den Kopf schießt; ist nicht ein Schlagfluß zu befürchten?“ [1]).

Bei Gelegenheit einer Nachricht aus Stockholm, die in diesem Sinne lautet, König Gustav habe „verschiedene sein Volk drückende Abgaben abgeschaft, ohne seine Einkünfte durch neuere zu vermehren“, schließt Schubart folgende Erwägung an, die er einem „menschenfreundlichen Schriftsteller“ entnommen hat: „Welche Art der Auflage ist die bequemste, um die Vortheile des Staats mit den Vortheilen der Bürger zu vereinigen? Es ist die Auflage auf liegende Gründe. Auflagen können nur auf ein jährliches Einkommen gegründet werden; denn nur ein jährliches Einkommen kann eine jährliche Ausgabe bestreiten. Nun wird man kein jährliches Einkommen finden, als das, so von dem liegenden Eigenthum herkommt. Nur dieses giebt jährlich die Auslagen wieder, welche man auf dasselbe verwandt hat, und noch drüber einen Gewinnst, über den man verfügen kann“ [2]). Hier haben wir einen Gedanken, der ganz aus dem Lehrgebäude des physiokratischen Systems hergenommen ist, das als Reaktion auf den übertriebenen Merkantilismus der Staatsraison das Wohl der Bürger und der angeblich unnatürlichen und falschen Ueberschätzung der Manufaktur den Ackerbau als einzig produktive Wirtschaftstätigkeit gegenüberstellte. Dementsprechend war ihm nicht mehr der Kaufmann und Industrieunternehmer Schoßkind des Staates, sondern der Bebauer des Bodens, der Landmann, der bisher theoretisch und praktisch stiefmütterlich behandelt worden war und an dessen Arbeitskraft und Vermögen die Fürsten nach Kräften Raubbau getrieben hatten, gleichsam als ob darin ein unzerstörbares und unerschöpfliches Kapital gegeben sei. Schubart sucht hier maßvoll einen Mittelweg zu gehen. Der Herrenbauer ist nämlich nicht nach seinem Geschmack, wie wir oben schon einmal vernommen haben (obwohl der Bauer einen Orden „wenigstens so gut verdient als mancher Hofmann, der sein strahlendes Ordensband bloß der Biegsamkeit seines Rückens zu danken hat“ [3]); aber andererseits muß er dem aufständischen böhmi-

1) Chr. 1774, 190. 1775, 492.
2) Chr. 1776, 578. 3) Chr. 1774, 122.

schen Bauer recht geben, der lieber am Galgen sterben will, als „von ewigen Frondiensten ausgemergelt ins Grab sinken“ [1]). Anläßlich jener böhmischen Bauernrevolte, schreibt er, habe eine ökonomische Gesellschaft in Prag die Frage aufgeworfen: „Ist's besser für den Staat, wenn die Bauren im Wohlstande leben, oder wenn man ihnen nur so viel läßt, als zu ihrer dürftigen Erhaltung hinreicht?“ und macht hiezu die Anmerkung: „Diese Frage muß sehr eingeschränkt werden. Ein Bauer, der zu reich wird, ist ein tolles Thier. — Wenn die Bauren in einem Land nicht mehr zu Fuß gehen mögen; wenn sie ausländische Weine trinken, und herrische Leckerbissen essen; wenn sie um große Thaler karten oder würfeln; dann muß man dem Thier Zaum und Gebiß in's Maul legen; sonst leiden andere Stände drunter Noth; denn das Geld, das der Baur verschlingt, müssen diese hergeben. Wenn aber der Baur ärger als Vieh behandelt wird; wenn er in armseligen Lumpen unter seinem Moosdache hervorkriecht, und hinterm Pfluge keucht; wenn der barbarische Grundsatz: man muß den Bauren schinden, bis weder Haut noch Fleisch mehr an seinen Knochen ist, in einem Staat ausgeübt wird, dann haut sich der Staat die rechte Hand ab, womit er's Brod dem Munde bietet. Wie leicht wär' es, diesen Text mit Beyspielen aus der neuesten deutschen Geschichte aufzuklären! Aber — der jüngere Herr von Moser preist den Staat sehr glücklich, wo die Bauren Sonntags scharlachene Brusttücher mit silbernen Borten und Knöpfen tragen. Weise Mäßigkeit ist wohl auch hier das Beste“ [2]). Jedenfalls fällt es ihm nicht ein, die Landwirtschaft nach Art der extremen Merkantilisten zu unterschätzen. Er bezeichnet es z. B. als „ein politisches Meisterwerk“, daß gerade die Engländer „die Landwirthschaft auf einen solchen Gipfel zu bringen wußten, daß wenn sie ihre auswärtigen Besizungen alle verliehren, sie doch noch immer eins der blühendsten Reiche der Welt sind“ [3]).

* * *

Es war ein tragischer circulus vitiosus, daß ein beträchtlicher Teil der auf so peinliche Weise eingetriebenen Staatseinkünfte keinen positiven Nutzen trug, auch wo der gute Wille von oben vorhanden war, sondern sofort wieder verschlungen wurde von einer Einrichtung, die eben zur Beschützung und Verteidigung des staatlichen Kapitals geschaffen war: vom stehenden Heer. Ueber die Unfreiwilligkeit und Unvermeidlichkeit dieses teuren Fürstenspielzeugs ist sich Schubart vollkommen klar: „Wie wir durch die Menschen, in deren Gesellschaft wir leben, zu

1) Chr. 1775, 585. 2) Chr. 1775, 273 f. 3) Chr. 1791, 609.

manchen Handlungen bestimmt werden, die unserer eigenen Neigung zuwider sind; so geht's auch ganzen Staaten. Mancher Staat ist sehr geneigt, friedliche Grundsätze anzunehmen; aber sein unternehmender Nachbar, der immer die Fackel der Zwietracht in der Hand schüttelt, läßt's nicht zu. Will er nicht von ihm verschlungen werden; so muß er von seinem friedlichen System abweichen ..." [1]). Er gibt auch zu, daß die großen stehenden Heere eine wirksame Friedensgarantie bilden können, denn „ihr Drohen richtet mehr aus, als ehemals der Schwerdtschlag kleiner Heere" [2]); und zwar lösen sie diese ihre jetzige Hauptaufgabe besser als die eigentlich militärische: „Mit allzugrosen Heeren ist nie nichts sonderliches ausgeführt worden. Die schwere Uebersicht des Ganzen, die Stimmung so unzähliger Teile zum Grundtone und die Schwierigkeit der herbeizuschaffenden Lebensmittel, untergraben so einen Kolossus, daß er unter seiner eigenen Macht zusammenstürzen muß" [3]). Aber trotzdem damals Deutschland allein „mehr Volk auf den Beinen hatte", als im Jahre 1724 ganz Europa[4]), zweifelte Schubart, ob man ruhiger sein könne als früher, und wäre gewiß einverstanden gewesen, wenn aus dem Gedanken eines europäischen Friedens- und Abrüstungskongresses, von dem er im August 1787 berichtet[5]), etwas hätte werden können.

Den verhältnismäßig größten Militäraufwand hatte natürlich Preußen. Die Chronik gibt 1776 an: 76 000 Mann Kavallerie, 152 000 Infanterie, 7500 Artillerie, 36 000 Miliz nebst 87 500 Soldatenkindern [6]); im April 1789: bei 3650 Quadratmeilen Fläche, 7 Millionen Einwohnern und 36 Millionen Einkünften 193 401 Mann gegenüber 213 639 nach dem Teschener Frieden [7]), und Ende desselben Jahres 207 224 Mann bei 6 Millionen Einwohnern, die allerdings nur 69 722 200 Livres kosten, gegenüber den 125 Millionen Livres, die Frankreich für seine nur 181 359 Soldaten bei 24 Millionen Bevölkerung aufwendet [8]). Als die Nationalversammlung auf 154 000 Mann herunterging, gestand Schubart, daß dies nicht zu viel sei und wünschte, daß „andere Europäische Mächte, die mit gewaltigen Heeren das Land drüken, nach gleichen Verhältnissen ihre Heere vermindern möchten" [9]). Noch einmal tauchte ihm diese Hoffnung auf, als angeblich unter die 6 Punkte des österreichisch-preußischen Bündnisvertrags vom 14. August 1791 auch die gegenseitige Abrüstung auf 200 000 bezüglich 150 000 Mann aufgenom-

1) Chr. 1774, 529. 2) Chr. 1787, 350. 3) Chr. 1788, 110.
4) Chr. 1774, 530 f. 5) Chr. 1787, 104. 6) Chr. 1776, 748.
7) Chr. 1789, 277. 8) Chr. 1789, 780.
9) Chr. 1790, 555.

men war. Er bemerkte, namentlich Preußen werde dadurch gewinnen [1]), und nennt den Plan „wahrhaftig göttlich", wenn er auch ausgeführt und das ersparte Geld „würklich zum Wohl des Landes und nicht zu Ergözungen des Fürsten" angewandt werde [2]); übrigens konstatiert er richtig, daß Preußen mit der Heeresergänzung im Kriegsfall in Nachteil geraten werde, weil die Hälfte seiner Truppen immer noch im Ausland angeworben war, und meldet schon im nächsten Stück [3]) die Weigerung der „alten Brennen", die nichts von einer Heeresreduzierung wissen wollen. „Unsrer Kriegsmacht haben wir unsere Größe zu danken. Taste man diesen Felsen an; — und der Pallast stürzt, der darauf ruht."

Mochten die Heere notwendig und in gewissem Sinne nützlich sein: die volkswirtschaftlichen Schädigungen, die damit verbunden waren, standen dem Schreiber der Chronik brennend im Vordergrund. Wie oft figuriert unter den Gründen der darniederliegenden Nationalwirtschaft der Satz: „Stehende Heere drücken das Land" [4]); wie klagt er, daß der Staat mit dem Geld, womit er Tausende beglücken könnte, Völker anwerben müsse, daß er der Werkstatt den Künstler und Handwerker, der Manufaktur den Arbeiter nehme [5]); und die Folgen sind: „die Handlung verfällt; der Kunstfleiß ermüdet, und die Künste, diese schüchternen Töchter der Ruhe und des Ueberflusses, verlassen den Hain, den Mars oder Wodans kriegerische Rosse durchwiehern" [6]). Die 10 Millionen Soldaten, welche die Friedenspräsenzstärke der gesamten europäischen Kriegsmächte darstellen, sind die Blüte der Jugend — das übrige männliche Geschlecht ist bloß noch ein Ausschuß; dieser muß nun — o Widersinn — den gesundheitstrotzenden Soldaten Brot schaffen [7]). Was der Landmann sät, verzehrt der Soldat [8]). Und so ergibt sich der ungesunde Zustand eines Staates, dessen Kräfte „sich bloß in der Vertheidigung vereinigen", und der Schubart vorkommt wie „ein großer ungeheurer Körper, mit starkem nervichtem Arm, der aber sonst am ganzen Leibe Skelet ist" [9]).

Vielleicht, daß er besser zu der Sache gesehen hätte, wenn dabei ein Volksheer in Betracht gekommen wäre, wie es die amerikanischen Staaten in ihrem Befreiungskrieg den angeworbenen Söldnern der Engländer gegenübergestellt hatten. Aber so edel es ihm erscheint, wenn der freie Mann für sein Vaterland streitet, so kläglich und entwürdigend stellt es sich ihm dar, daß die Menschen um schnöden Taglohn ihre Person ver-

1) Chr. 1791, 568 f. 2) Chr. 1791, 584. 3) Chr. 1791, 594.
4) Chr. 1774, 252. 1775, 99. 1787, 350. 1790, 436.
5) Chr. 1774, 529. 6) Chr. 1776, 18. 7) A. a. O.
8) Chr. 1775, 641. 9) Chr. 1774, 531.

handeln und ihr Leben für eine Sache aufs Spiel setzen, die ihnen fremd und gleichgültig ist; daß sie wie eine Ware gekauft und weiterverkauft werden, ohne gefragt zu werden. Es ist schmerzlich, daß gerade der Deutsche für ein besonders geeignetes Werkzeug gilt, wo es sich um die Unterjochung von Freien handelt, wie in jenem amerikanischen Feldzug, oder später einmal in der französischen Revolution. Der gedungene Soldat ist im Grunde nicht mehr als ein Sklave, nicht besser als ein Züchtling; die grausame Behandlung und die entehrenden körperlichen Strafen sind schmachvoll, aber eigentlich verdient er es nicht besser. „Schande für uns Teutsche, daß wir noch immer fortfahren, unsere tapfern Krieger mit so erniedrigenden Strafen zu entehren. Aber wenn sich der wahre Ehrgeitz, für's Vaterland zu fechten, in die elende Begierde wandelt, um schlechten Sold zu dienen, da verdients auch der Mensch, wie ein Lastthier behandelt zu werden, das für seine Disteln die Streiche des Treibers geduldig aushält"[1]). Man erinnere sich zur Illustration dieser Zeilen etwa an die patriarchalische Methode des alten Dessauers, der die neu angeworbenen Rekruten am Tage ihres Diensteintritts ohne weiteres auf der dazu bestimmten Bank ausstrecken und vom Feldwebel mit einer tüchtigen Tracht Prügel begrüßen ließ, der eine zweite verbesserte „Auflage" folgte, wenn einer darüber empfindlich schien; die also Begrüßten hatten sich nach der Prozedur in Reih und Glied aufzustellen, sich „militärisch" zu bedanken und eine Ansprache entgegenzunehmen, in der die Aussicht auf künftige Prügel das Leitmotiv darstellte. Selbstmorde waren denn auch besonders im preußischen Heer nichts Seltenes[2]); ja es grassierte unter den Soldaten der fürchterliche Aberglaube, daß man sich den erlösenden Tod am besten durch die Ermordung eines unschuldigen Kindes verschaffe, weil man auf diese Weise die Sünde des Selbstmords und die der Tötung eines Nichtabsolvierten gleichermaßen vermeide. Schubart ist über Reformen auf diesem Gebiet, wie sie Karl Theodor von Bayern versuchte[3]), hocherfreut; am meisten aber über die Neugestaltung des französischen Militärwesens, welche die Nationalversammlung beabsichtigte. Endlich bekomme Europa einmal, so hofft er, ein Heer von freien Männern, die nicht aus Sold und Zwang, sondern aus Vaterlandsliebe gleich den großen Alten ihre Waffe schwingen[4]). „Soldaten von solchen Gesinnungen beseelt, geben dem Stande — seine, in manchen Staaten schwankende Würde wieder. — Wer kann einen Soldaten ehren, dem oft von seinen eigenen Offiziers,

1) Chr. 1776, 502. 2) Chr. 1791, 181.
3) Chr. 1788, 315. 4) Chr. 1790, 79 f.

schlimmer als einem Hund begegnet wird. Dem bei elendem Solde und schlechter Behandlung allmählich das Gefühl der Menschenwürde abstirbt? O in wie manchem Betrachte beschämt uns jezt Frankreich [1])!"

Dabei wird aber die Notwendigkeit der Disziplin nicht übersehen [2]), und die Tapferkeit der deutschen Soldtruppen erntet Schubarts Bewunderung, trotzdem er wissen mußte, daß nicht antiker Heldensinn, sondern die flache Klinge dahinter stand. Er preist die Leistungen des preußischen und österreichischen Heeres [3]), sieht in der soldatischen Tüchtigkeit einen Vorzug der Deutschen vor den andern Nationen [4]) und nimmt lebhaften Anteil an militärischen Dingen und Fortschritten [5]). Er bespricht z. B. die Aenderungen in der Bekleidung und Bewaffnung nicht ohne Verständnis [6]); ja die preußischen Neuerungen unter Friedrich Wilhelm wollen ihm gar nicht gefallen [7]). „Sollten die Sieger bei Roßbach, Lissa, Zorndorf, die Schläger von 23 finstern Schlachten, die furchtbaren Vestenzertrümmerer solcher unabläßiger Veränderungen bedürfen [8])?" Der neue König scheint sich mehr seinen Großvater als seinen Onkel zum Muster gewählt zu haben — hoffentlich hat es sein Bewenden bei den abgeschafften Uniformen, mißbilligt Schubart mit ahnungsvollem Kopfschütteln: „Mögen der Veränderungen beim preußischen Heer noch so viel seyn; wenn nur der köstliche Geist bleibt, den ihm Friedrich der Grose mitzutheilen wußte — jener Geist, der gewaltige Heere niederwarf und von aller Welt angestaunt wurde" [9]).

* * *

Preußen war als Militärstaat groß geworden. Es wäre verständlich und verzeihlich gewesen, wenn sich Schubart wie viele andere große und kleine Bewunderer durch dieses Beispiel hätte verleiten lassen, die Hauptaufgabe eines Staats in der äußeren Machtentfaltung zu erblicken. Aber wie sehr er auch immer vor allem Respekt hatte, was friderizianisch und preußisch war — kritiklos war er selbst da nicht, wo er rückhaltlos anerkannte; und von einer begrifflichen Verallgemeinerung der Erscheinung des preußischen Staats zum Musterexemplar war er doch weit entfernt, so glänzend sie ihm vorkommen mochte. Denn sein Staatsideal hat die Merkmale des Kulturstaats; die geistige Erziehung und Bildung der Bürger steht beherrschend im Vordergrund, wo er sich über die Pflichten einer Regierung verbreitet oder Zukunftsbilder malt.

1) Chr. 1789, 461 f.
2) Chr. 1791, 19. 3) Chr. 1789, 99. St. 4) Chr. 1775, 155.
5) Chr. 1788, 661. 6) Chr. 1775, 300. 1787, 123.
7) Chr. 1788, 378. 8) Chr. 1789, 388. 9) Chr. 1789, 207.

Schubart zeigt sich hier wieder ganz im Strome der großen geistigen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts, die im Staate weder ein Mittel zu dynastischen Zwecken noch einen reinen Selbstzweck sehen wollte, sondern eine Veranstaltung zum Wohle aller einzelnen Mitglieder. Menschen bilden, schreibt Wieland einmal, sei der Fürsten erste Pflicht, und „feste, ewige Gründung des Menschenglüks durch Bildung des Bürgers zum Bürger" die erste heiligste Bestimmung der Staaten[1]). Und so möchte auch unser Schubart die öffentlichen Gelder in Deutschland nicht für militärischen Aufwand und nicht für „eitlen Prunk", sondern für die Erziehung der Bürger verwendet wissen[2]). In den Schulen wird der „Grund allen Menschenglüks" gelegt[3]). Schlechte Schulmeister „verderben mehr an der Menschheit, als ungerechte Amtleute und Richter. Diese schinden nur Leiber; jene aber mißstalten die Seelen im Keime"[4]).

Der Despotismus im weltlichen und im geistlichen Gewand ist noch nie ein Freund von gründlicher Schulbildung und vollends Erziehung zu selbständigem Denken gewesen. Denn der Gehorsam als des „Bürgers" erste Pflicht wird dadurch entschieden gefährdet — wenigstens wo die herrschende Macht sich ihrer erhöhten Stellung nicht mehr innerlich würdig zeigen kann. Schubart kennt dieses Mißtrauen und sein Motiv genau: „Nur Tirannen fürchten die Aufklärung ihres Volks; sie stechen ihm gleichsam durch Beraubung des Unterrichts die Augen aus, auf daß es nicht sehe, daß der Despote auch ein Mensch ist — und zwar ein schlechterer, als der Gedrükteste im ganzen Volke. Ein guter und weiser Fürst aber zündet den Leuchter selbst an, stellt ihn auf den Altar des Vaterlandes und spricht: Seht mich an meine Kinder! Hier bin ich"[5])! Nach dem Zustand des Unterrichtswesens zu schließen, müssen die meisten Regenten damals weder gut noch weise gewesen sein. „Wie elend ist nicht unsre Erziehung!", schreibt die Chronik, — „Menschenleiber überlassen wir dem Ungefähr, und für Pferde legen wir Stuttereyen an[6])!" Besonders in Schwaben werden „durch die elendesten Erziehungsanstalten" die Seelen der Mitbürger „hingemordet"[7]). Und für jene Brauchbarkeit des deutschen Söldners zur Unterjochung von Völkern liegt die Ursache „nicht eben in unsrer Staatsverfassung, sondern in unsrer meist elenden Erziehung, die den Menschen nicht groß und frei, sondern klein und sklavisch denken lehrt"[8]). Rühmliche Ausnahmen findet man in

1) Chr. 1787, 220. 2) Chr. 1775, 35. 3) Chr. 1789, 37.
4) Chr. 1787, 193. 5) Chr. 1791, 365.
6) Chr. 1775, 100, vgl. auch 1776, 299. 7) Chr. 1776, 101.
8) Chr. 1789, 473.

den Staaten Friedrichs des Großen (z. B. die Ritterakademie zu Liegnitz)[1]), im Kurfürstentum Sachsen — „Brandenburg und Sachsen sind unter den Protestanten in Deutschland die Länder, wo das Volk am besten erzogen ist" —[2]) und in Oesterreich unter Josephs Einfluß, wo die Verbesserung des Schulwesens Schubart zu einer prophetischen Schilderung der herrlichen Zustände am Anfang des 19. Jahrhunderts hinreißt, die nicht ganz in Erfüllung ging[3]). Auch die „Churfürstl. Bairische Schulordnung" Maximilian Josephs, bei deren Entstehung Schubart ein wenig mitgeholfen hatte, freilich nicht auf seiten ihres Haupturhebers, des Kanonikus Braun[4]), wird im ganzen beifällig aufgenommen[5]); und mehreremale genießen die Bemühungen des Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz um die Hebung des Schulwesens in seinem Gebiet lobende Erwähnung, der „Mut genug hatte, alten tiefgewurzelten Vorurtheilen Troz zu bieten"[6]). Karl Friedrich von Baden-Durlach ist auch hier wie überhaupt vorbildlich — sein Land gehört unter die „besteingerichtetsten" Staaten der Welt —[7]); wogegen die überschwengliche Erhebung der Anstalten Karls von Württemberg nicht ernst zu nehmen ist[8]).

Anfangs stellt Schubart einmal einen Vorzug der Protestanten vor den Katholiken in der Erziehung fest[9]), um aber bald die kleinen protestantischen Reichsstädte Schwabens noch unter die Katholischen zu stellen[10]), und am Ende zu behaupten, in Schuleinrichtungen „eilen die deutschen Katholiken mit raschen Schritten voran, indem wir (die Protestanten) von unserem Ruhme gesättigt, im Großvatersessel ganz gemächlich unser Mittagsschläflein verrichten"[11]). Die letztere Aeußerung ist nachaspergisch; aber schon vor der Gefangenschaft hat er diese Veränderung vorausgesehen: „Die erhabne Theresia sagte einmal, die Protestanten hätten mehrere Fenster, durch die das Licht zu ihnen käme: bald wird es umgekehrt seyn, wenn solche vortrefliche Erziehungsanstalten unter den Katholiken allgemein werden"[12]). Der Umschwung des katholischen Erziehungswesens datiert seit der Verdrängung der Jesuiten aus ihrer Monopolstellung in der Schule, wie sie bis zur offiziellen Aufhebung des Ordens bestanden hatte. Schubart will von den jesuitischen Verdiensten um das Schulwesen gar nichts wissen. Sie trotzen zwar

1) Chr. 1775, 321, s. a. 1774, 467.
2) Chr. 1775, 163.
3) Chr. 1774, 364 ff.
4) Ges. Schr. I, 193.
5) Chr. 1775, 132 ff.
6) Chr. 1774, 70. 190. 236. 444.
7) Chr. 1774, 447. 1776, 440.
8) Chr. 1774, 587 f.
9) Chr. 1774, 69.
10) Chr. 1774, 422.
11) Chr. 1789, 314.
12) Chr. 1776, 582.

sehr „auf ihr Verdienst um die Erziehung und Unterricht der Bürger". „Aber", fährt er fort, „mit Erlaubniß dieser würdigen Männer: iust ihre Pädagogik ist das schlechteste Verdienst, das der Orden hat. Leute von tiefer Einsicht haben gefunden, daß sich von ihren Compendien beym öffentlichen Unterrichte kaum Eins brauchen lasse"[1]. „Die Katholischen machen nun die herrlichsten Erziehungsanstalten, ohne Beystand der Jesuiten, und wir Protestanten haben schon längst in allen Theilen der Wissenschaften Meister aufzuweisen, ohne unsere Weisheit aus den Schulen oder Schriften der Jesuiten geholt zu haben"[2]. „Sind denn die Menschen vor Lojolas Zeiten Teufelsbraten und Dummköpfe gewesen, und haben wir nicht unter den Protestanten die gesittensten und verständigsten Leute, ohne daß sie gute Sitte und Verstand in Jesuiterschulen geholt hätten?"[3].

Wer sich für Schulwesen und Erziehung interessierte, sprach in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts von Basedows Reformplänen und seinen praktischen Versuchsanstalten, den Philanthropinen in Dessau, Marschlins und Heidesheim[4]. Die Pädagogik der „Philanthropen" bekämpfte damals, auf Rousseau'schen Gedankengängen fußend, die steife Gedächtnisdrillerei und unnatürliche Zwangsmethode der „Grammatici", denen die klassischen Sprachen, vor allem die lateinische, das A und O des Jugendunterrichts waren; sie bevorzugten an deren Stelle die Muttersprache und die Realfächer und suchten durch Eingehen auf die Persönlichkeit des Schülers und Anknüpfen an Erfahrung und Anschauung eine Bildung zu erzielen, die nicht bloß außerlich angelernt, sondern wirklich innerlich mit der Seele des Schülers verwachsen sein sollte. Zunächst ist auch Schubart Feuer und Flamme für die neuen Ideen. Er kann es nicht verstehen, daß man dem „Märtyrer" Basedow[5] so wenig entgegenkommt, der sich „im Eifer für die Welt verzehrt" und einstweilen sein eigenes Vermögen zusetzt. „Meinetwegen, b'haltet euer Gold, ihr Reichen, laßts durch'n Drachen bewachen; behaltet ihr Großen, den jungen Anflug von künftigen Dümmlingen und Böswichtern! — Sieh's Germania, ohne ein Zährchen zu vergießen, wenn sich einer deiner edelsten Bürger für das Beste deiner Kinder hinopfert! Schlürf' ihn 'nunter den Gifttrank einer falschen Erziehung, und schlag' dem redlichen Manne, der dir Lebenstrank darreicht, den Goldpokal aus der Hand"[6]. Auch eine Schrift des in Hol-

1) Chr. 1774, 482. 2) Chr. 1775, 106.
3) Chr. 1776, 726 f. 4) Chr. 1776, 673 ff.
5) Chr. 1775, 659. 6) Chr. 1775, 461.

land lebenden Ulmers Affsprung „die Notwendigkeit einer Schulverbesserung betreffend“, die Basedowsche Gedanken ausspricht, wird in der Chronik fast enthusiastisch angepriesen. Schubart unterschreibt sie „von Herzen“ — „s' ist alles so wahr, so einleuchtend, daß sich einer ärgern muß, wenn's nicht so ist“ [1]). Aber er hatte doch eine so starke Erinnerung an den imponierenden Eindruck bewahrt, den sein einstiger Lehrer, Rektor Thilo in Nördlingen, auf ihn gemacht haben muß [2]), daß er die Pädagogen vom alten Schlage noch nicht so rasch für erledigte Männer halten konnte. So verteidigte er zwar Affsprung noch gegen den Rektor Mertens von Augsburg, der diesem das schmeichelhafte Attribut „stultissismus omnium“ gegeben hatte, erwähnte aber doch dessen Polemik gegen „den spielenden Modegeschmack, der uns die unsterblichen Alten gern aus den Händen schlagen möchte“ — gemeint waren die Basedow'schen Grundsätze — ohne zu widersprechen [3]); er begann eine skeptische Haltung gegen den Lehrplan der Philanthropine einzunehmen, nachdem es sich erwiesen hatte, daß sie nicht recht florieren wollten [4]), und obwohl er auch künftig Unterstützung der Sache empfahl [5]), hatte er dem Erziehungsplan des Philanthropinums zu Marschlins die Anmerkung beigefügt: „Aber, mit Erlaubniß all dieser verehrungswürdigen Philanthropen — was würden unsre Väter sagen, die doch auch weidliche und stattliche Leute waren, wann sie da all diesen Wust von Menschenweisheit erblicken würden, womit unser Jahrhundert den gesunden Menschenverstand, wie Feuer mit Mist erstickt!! Menschen, die wenig wissen, aber diß wenige verdaut haben; die wenig räsonnieren, aber desto mehr handeln, sind die respektabelsten, die brauchbarsten Menschen. Hohl der Henker die Pansophiesucht unseres Jahrhunderts!!“ [6]). Er nennt gleichzeitig die Herausgabe einer griechischen Chrestomathia tragica sehr lobenswert, da man die griechischen Tragiker kaum mehr kenne [7]), und spricht von der „Unwissenheit der Allwisser“, von dem „Hacken und Schnitzeln und Hobeln und Feilen an unsren Kindern“, wobei er ohne Zweifel die Basedowsche Pädagogik im Auge hat [8]). Nach dem Asperg ist diese Abwendung noch bestimmter und rücksichtsloser in der Form geworden; dazu mag ihr Teil beigetragen haben die Er-

1) Chr. 1776, 120. 2) Ges. Schr. I, 23 ff. 29. 3) Chr. 1776, 684.

4) Chr. 1776, 673. Uebrigens meldet die Chronik 1788, 95 von dem Dessauischen Philanthropinum, daß es unter Leopolds Schutz seinen „stillen Gang“ fortgehe und beinahe dreißig Zöglinge habe.

5) Chr. 1776, 728. 6) Chr. 1776, 438. 7) Chr. 1776, 744.

8) Chr. 1776, 832.

kenntnis der offenbaren Verwandtschaft der philanthropischen Methode mit der rationalistischen Theologie, die auf den bekehrten Sünder Schubart manchmal wie ein rotes Tuch auf den Truthahn zu wirken scheint. Das Studium der Alten heißt „aller Weisheit Goldquell“ [1]), während unter der Hand „alles — und nichts könnender Pädagogen“ die schönsten Menschenanlagen verkümmern [2]). Die preußische Verfügung, daß niemand in ein Amt genommen werde, der nicht lateinisch schreiben und sprechen kann, verlangt der Chronikverfasser aufs ganze Reich ausgedehnt, wo das Studium der Alten immer mehr vernachlässigt werde [3]); und daran knüpft er eine scharfe Absage an den Philanthropismus. „Die Neopädagogischen Spielereien, Kindereien, übermäßige Freyheiten, geschäftiger Müßiggang und Verfall aller Schulzucht, hat bisher manchen jungen Menschen so übel zugerichtet, daß er unkundig der Griechischen und Lateinischen Literatur, als Krüppel am Geist ins Amt kam. Nun aber erhebt sich die alte Litteratur wieder in den Preußischen Staaten, die Lehrer werden vom Philanthropinischen Unfug entfesselt, wo der Bube, wie in der verkehrten Welt, seinem Meister sagte, was er zu thun hatte, und eine zwekmäsige Pädagogik wird im ganzen Lande eingeführt. Wer nicht im Examen besteht, bekommt weder Stipendien noch Beförderung, und von allen, die sich den Studien weihen, wird Griechisch und Lateinisch gefordert. Möchte man dies Gesez auch bey uns handhaben, wo die alte Litteratur, zum Schaden der Wissenschaft und Kunst, täglich sündlicher vernachlässiget wird. Ἑλληνιστὶ γινώσκεις; Kannst du griechisch? sollte man, wie jener Chiliarch den Paulus, alle Studenten fragen. Ohne Latein ist ohnehin aller Anspruch auf Gelehrsamkeit eitel“ [4]). Ueber eine Art von akademischem Proletariat hatte Schubart übrigens schon in der ersten Zeit seines publizistischen Wirkens abgesprochen, als er klagte, daß man Schulknaben zu Professoren mache [5]) und die Erlaubnis zum Studium streng an eigenes Vermögen und ausgezeichnete Fähigkeiten gebunden haben wollte [6]).

Auch die Basedow'schen Reformgedanken hatten diejenige Abteilung des öffentlichen Erziehungswesens auf der Seite liegen lassen, die trotz ihrer größten Wichtigkeit lange Zeit am meisten vernachlässigt worden ist: die Volksschule. Als Schubart berichtete, daß der Fürstbischof Max von Münster sein Hauptaugenmerk auf die „Landschulen“ richte, gestand er zugleich, daß sie dies „leider überall in Deutschland gar

1) Chr. 1787, 370. 2) Chr. 1787, 220.
3) Chr. 1789, 227. 4) Chr. 1789, 408. 5) Chr. 1775, 66.
6) Chr. 1774, 293. 476.

sehr bedürfen"[1]). Das Problem war hiebei in erster Linie Lehrerproblem. Die Schulmeister waren ebenso miserabel bezahlt als ihr Stand öffentlich mißachtet war; beides war kein Wunder, da bei dem Mangel einer fachlichen Vorbildung und eines geordneten Befähigungsnachweises jeder hergelaufene Mensch, ein ausgedienter Soldat oder verkrachter Student, als ultima ratio den Bakel ergreifen konnte, wenn er ein bißchen Lesen und Schreiben verstand und sich — was die Hauptsache war — mit möglichst kleinem Gehalte zufrieden gab; gar mancher ehrsame Magistrat verdingte den Posten auf dem Wege der Submission an den Meistunterbietenden. Schubart erinnert daran, daß es besser sei, ein kluger Handswerkmann oder ein brauchbarer Taglöhner zu sein als ein schlechter Schulmeister[2]). Im übrigen denkt er von dem Lehrerstande in Schwaben, den er aus eigener Anschauung kennt, nicht eben schlimm. Er bezeugt ihm öfters seine Zuneigung: man lese z. B. den „Schulmeistertrost" und die beiden launigen Provisorlieder[3]). Nicht an den Leuten fehlt es, sondern an ihrer Ausbildung: „Nach dem weiten und vieljährigen Umgang mit Schulmeistern und Provisorn dieses Landes hab' ich Anlagen, Gutwilligkeit, Strebsamkeit in so hohem Grade, aber höchst selten diejenigen religiosen, pädagogischen, musikalischen Kenntnisse bei ihnen angetroffen, die man nach den Bedürfnissen des Staats fodern könnte"[4]). Als der Fürst Alexander von Ansbach einen Teil des Lottofonds zur Errichtung eines Schulmeisterseminars verwenden will, bricht er deshalb in den Wunsch aus, man möchte doch „in Schwaben, sonderlich im Wirtembergischen" dieses Beispiel nachahmen. Denn all dem „Jammerschaden" der schlechten Schulen würde „ein wohleingerichtetes Schulmeisterseminarium" abhelfen[5]).

Sogar an den „höheren Schulen", an den Lateinschulen, war die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung der Lehrer keine beneidenswerte, während man hier an Kenntnisse und Zeit bedeutende Anforderungen stellte — freilich wohl auch mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit. Wir hören Reminiscenzen des einstigen Geislinger Präzeptors heraus, wenn wir folgenden satirisch gefärbten Artikel lesen:

„Welcher Magister hat Lust, Schulmann in — zu werden? — Er muß gut Latein, Griechisch und Hebräisch verstehen; auch etwas Französisch und Italienisch. Im Christentum, Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Historie, Geographie, Feldmessen muß er Meister sein. Informiren darf

1) Chr. 1789, 646. 2) Chr. 1789, 199.

3) Chr. a. a. O., ferner 1789, 432, s. a. Schub. Gedichte (Hauff-Reklam), 457 ff. 4) Chr. 1787, 193. 5) A. a. O.

er nicht mehr, als Tags 12 Stunden, darneben kann er sich noch mit Privatstunden etwas verdienen. Da man den Organisten mit ihm ersparen möchte; so wärs gut, wenn er die Orgel spielen, gut geigen und den Zinken aufm Turm blasen könnte. Den Geistlichen assistirt er zuweilen im Predigen und Catechisieren. Weil er die Leichen hinaussingen muß, so muß er eine sehr gute Stimm haben. Seine Besoldung besteht aus 100 Gulden an Geld, etwas Naturalien, freye Wohnung, 6 Ellen Krautland, freye Eichelnmast und eine Miststätte vor seinem Haus. Den Rang hat er gleich nach dem Burgerstädtmeister, der gegenwärtig ein Gerber ist; außer dem solls den Buben nicht erlaubt seyn, ihn mit Erbsen zu schießen. Es wäre dem Magistrat sehr lieb, wenn der Kanditat ledig wäre. Der Vorfahr im Amt hat eine sehr häusliche und gottesfürchtige Wittwe hinterlassen. Sie ist zwar schon eine Funfzgerin; kann aber doch noch lang leben, weil sie die körperlichen Unreinigkeiten durch Fontanelle ausführt" [1]).

Ein paarmal vermeinen wir moderne Töne in Bemerkungen der Chronik zum Kapitel Schulwesen zu vernehmen. So bei einem Gedanken jenes Herrn Mertens, der als neu und wahr bezeichnet wird: „Wir schmücken unsre Tempel mit vielem Aufwande aus, um dem Volk schon durch die Sinnen eine Ehrfurcht gegen diese heilige Stätte abzulocken. Sind Erziehungshäuser minder heilig? Warum wendet man nichts auf ihre Verzierung? . . . . Eine Schule, die wie ein Kerker aussieht, finster und dumpf, hat die was Angenehmes, was Anziehendes für die Sinnen der Jugend?" [2]). Oder wenn bei der französischen Revolution als das Schönste an der neuen Verfassung der Beschluß angeführt wird: „Es soll ein öffentlicher Unterricht gegründet werden, der allen Bürgern gemein ist. Kenntnisse, welche allen Menschen unentbehrlich sind, lehrt man unentgeltlich; dieser Unterricht wird stufenweis nach der Eintheilung des Reichs eingerichtet, so, daß also das ganze Königreich künftig einem grosen Gymnasium gleicht, das aus vielen Klassen besteht, die alle auf einen gemeinschaftlichen Zwek hinwürken" [3]). Ein Leben Jesu und „lehrreiche Erzählungen aus der Bibel" für Kinder hält Schubart für „viel zu trocken und langweilig geschrieben, als daß sie Kinder interessiren könnten" [4]), und verlangt, daß die Religion in der Schule nicht als Gedächtnissache, sondern als Verstandes- und Herzenssache betrieben werde [5]). Und im Anschluß an einige Verordnungen des Markgrafen von Ansbach und Bayreuth „in Ansehung der

1) Chr. 1775, 629 f. 2) Chr. 1776, 204.
3) Chr. 1791, 541. 4) Chr. 1776, 765. 5) Chr. 1775, 123.

Schulen und des Studirens" vom Jahre 1775 schreibt er: „Die Stipendien im Bayreuthischen erstrecken sich nicht bloß auf Theologen, sondern auch auf Rechtsgelehrte, Aerzte, Schulleute und Künstler. Unsere Alten haben aus frommer Einfalt ihre Stifftungen bloß auf die Geistlichen erstreckt. Den Verwaltern der Stifftungen liegt es also ob, die Bestimmung dieser milden Stifftungen zu dirigiren und sich fleißig zu erinnern, daß man nicht lauter Prediger, sondern auch Juristen, Mediciner, vorzüglich Schulleute und Künstler in einem Staate braucht. Leider, hat der geistliche Stand durch ganz Deutschland die schönsten Stifftungen und Vermächtnisse an sich gezogen!" [1]). Ein Vorschlag, den auch heute mancher unterschreiben würde!

* * *

Die deutschen Akademien sind nach Schubarts Meinung der Absicht ihres Gründers Leibniz durchaus nicht gerecht geworden und haben für das Wohl des Ganzen praktisch wenig gewirkt [2]). Ueberhaupt haben Wissenschaften und Künste lange nicht die Stellung im Staate, die ihnen nach ihrer Bedeutung zukäme; sogar der Kaiser Joseph hat „vielleicht aus Oekonomie" nicht so viel für sie getan, als man erwartet hätte [3]). Wenn es dennoch in seinen Staaten von Gelehrten und Künstlern „wimmelt", ohne daß einer hungern müßte, so kommt dies daher, daß eigentliche Genies keiner Unterstützung bedürfen, „denn die saugen, wie die Bären, aus den Tazen" [4]). So optimistisch hat sich Schubart freilich sonst nirgends mehr ausgedrückt; im allgemeinen lesen wir umgekehrt Klagen und Beschwerden über die schlechten Besoldungsverhältnisse und die wirtschaftliche Notlage der gelehrten und künstlerischen Berufe. Die Gelehrten leiden unter der Uebervorteilung durch die Buchhändler und Buchdrucker, wie ein drastisches französisches Beispiel zeigt, das aber geradesogut für Deutschland, besonders für Sachsen, passen soll: „Der Drucker Breton hat nun ein Königliches Privilegium auf seinen Almanach erhalten, der ihm — nur 40 000. Pfund einbringt. Die Gelehrten, die den Kalender machen, bekommen 3000. Pfund. Hat also der Drucker, weils schwerer ist mit der Presse, als mit dem Kopf zu arbeiten, 37 000. Pfund". . . . . „Und da will man's Klopstocken übel nehmen, wenn er gegen den Despotismus der Buchhändler eifert?" [5]). Der schlimmere Mißstand, der den Gelehrten erst eigentlich zum „Lohnknecht gewinnsüchtiger Buchhändler" [6]) machte, war der fehlende gesetz-

1) Chr. 1775, 675 f. 2) Chr. 1789, 876.
3) Chr. 1787, 281. 4) A. a. O.
5) Chr. 1775, 651 f. 6) Chr. 1776, 250.

liche Schutz des geistigen Eigentums. Der Büchernachdruck heißt mit einem beliebten Bild eine „Pestilenz", die lange im Finstern schlich und nun als Seuche am hohen Mittage verderbt [1]). Andererseits ist er allerdings wieder die einzige Waffe gegen das Monopol der sächsischen und brandenburgischen Buchhändler, die „ganz Deutschland durch hohe Preise und Kniffe in Kontribuzion setzen" [2]), und hat viel dazu beigetragen, daß die Schriften der besten Köpfe populär wurden, was die teuren Originalausgaben nicht erlaubt hätten. Aber Schubart hält ihn doch wegen seiner sittlichen und wissenschaftlichen Schattenseiten für verderblich und freut sich, daß seine Abstellung in Leopolds Wahlkapitulation aufgenommen ist. Den Schriftstellern war das wohl zu gönnen; denn die Gelehrten, die „sich aus sträflichem Phlegma mit ihrer Pfründe mästen, und nichts schreiben" [3]), waren doch wohl in der Minderzahl. Es war damals wie heute das unvermeidliche Uebel bei den Festbesoldeten, daß die Gehälter hinter den wirtschaftlichen Veränderungen dreinhinkten, weil sie immer aus einer Zeit stammen, wo der Lebensmittelpreis kleiner und die ganze Lebenshaltung einfacher war. So mußte „mancher Bidermann im Stillen bei karger Besoldung seufzen, indem Krämer und Handwerker den Preiß ihrer Waaren erhöhen, und sich so mit Stolz über die würdigsten Diener des Staates hinwegsezen" [4]). Dieser Gegensatz war um so ungerechter und empfindlicher, je höher die Leistungen des Zurückgesetzten eigentlich zu bemessen waren, daher die Chronik einmal ganz anders als oben urteilt: „Genie kann nicht hoch genug bezahlt werden, weil es außerordentlich selten ist. Wenn aber der Amtmann, der Schreiber, der Rechenmeister, und an manchen Orten der Dorfgeistliche Besoldungen genießt, wovon man oft die brauchbarsten Gelehrte und die vortreflichsten Künstler in allen Arten unterhalten könnte, dann ist freylich das Mißverhältnis auffallend und ärgerlich" [5]).

Das Los der Künstler schildert Schubart in kläglichen Tönen. Sie müssen von Krämern ihr Brot erbetteln [6]), oder sind „gezwungen, wie Taglöhner Holz zu spalten und Säcke zu tragen" [7]). Sie sind brotlos, während Juden und Plusmacher ihre Börsen füllen" [8]). „O Vaterland, was denkst du? Weist's dann nicht: Wer den Geschmack am Schönen verliert, verliert auch den Geschmack an der Tugend?" Da-

1) Chr. 1790, 473. 2) A. a. O.
3) Chr. 1776, 101. 4) Chr. 1790, 604. 5) Chr. 1776, 582.
6) Chr. 1776, 250. 7) Chr. 1776, 101.
8) Chr. 1775, 493, vgl. auch 1776, 487 f.

her wandern besonders die Musiker zum größten Teil nach dem Ausland, wo sie oft die besten und rühmlichsten Stellungen bekleiden; Schubart notiert dies bald mit Stolz [1]), bald mit vorschlagendem Bedauern [2]), daß solche Kräfte dem Vaterland verloren gehen, und daß die Musik in Deutschland selber trotz der herrlichsten Anlagen verfällt [3]). Besonders die Lage der Schauspieler ist ihm ein Anliegen. Das deutsche Theater war im Begriff, sich neben der französischen Komödie und welschen Oper zu einer gewissen Höhe emporzuschwingen [4]), wozu vor allem das leuchtende Vorbild der kurpfälzischen Nationalbühne in Mannheim [5]) beitrug. Schubart mißt dieser Entwicklung große Wichtigkeit bei, da seines Erachtens „das Theater sehr merkliche Einflüsse auf die Sitten und Gesinnungen eines Volkes hat“ [6]) und „gute wohlgeordnete Schauspiele“ einem Staate „in Absicht auf die Ausbreitung des guten Geschmacks, und guter moralischer Gesinnungen“ nützlich sind [7]); er möchte deshalb z. B. auch den Priestern dem Besuch des Theaters verstattet wissen [8]). Um so mehr tut es ihm weh, daß die Schauspieler im wirklichen Leben gesellschaftlich und wirtschaftlich eine so niedrige Rolle spielen. Die Recht- und Ehrlosigkeit des Standes ist ein schreiendes Unrecht. Denn „unter den Musen ist eine wie die andere göttlicher Natur“ [9]); „wer große und süße Empfindungen in deinem Herzen wekt, wer erhabene Gedanken und Maximen, wie Blize in deine Seele schleudert; er, der dich nach den Mühen des Tages erquickt, und deine schlummernde Freuden wekt; verdient er nicht Dank und Lohn und Ehre von allem Volke?“ [10]) Ein großes Fest, das der berühmte englische Darsteller Garrik veranstaltet hat, gibt ihm den Anlaß, als grellen Kontrast das deutsche Schauspielerelend zu schildern [11]). Ueber die Prostitution der deutschen Schauspielerinnen macht Schubart übrigens einmal eine zynisch trockene Bemerkung, ohne auf ihr etwaiges Begründetsein in der finanziellen Notlage hinzuweisen [12]). — Besonders schroff mußten diese Verhältnisse hervortreten, wenn andererseits welsche Sänger und Virtuosen oder französische Komödianten fürstliche Geschenke erhielten. Und daß man das Theater auch überschätzen konnte, nicht zum Nutzen der Volksgesundheit, das zeigten Frankreich und Italien. „Es ist eine wichtige

1) Chr. 1775, 522. 793.
2) Chr. 1777, 31. 3) Chr. 1775, 590 ff. 597 ff.
4) Chr. 1776, 470. 1787, 71. 94. 5) Chr. 1776, 629 f.
6) Chr. 1774, 234. 7) Chr. 1776, 442. 8) Chr. 1787, 124.
9) Chr. 1788, 708. 10) Chr. 1790, 32.
11) Chr. 1774, 403 f. 12) Chr. 1775, 517.

Frage in der Staatskunst, wie weit öffentliche Ergötzlichkeiten zugelassen, oder in wie ferne sie eingeschränkt werden sollen" [1]), heißt eine nachdenkliche Bemerkung; und Schubart stimmt einem schwedischen Schriftsteller bei, der behauptet, daß „viele Schauspiele allezeit ein weichliches und verderbliches Volk anzeigen" [2]).

Schubarts hohe Wertschätzung alles literarischen und künstlerischen Wesens, wie sie bei seiner eigenen Anlage natürlich war, offenbarte sich in der gespannten Aufmerksamkeit, mit welcher er die Erscheinungen des Büchermarkts, die Ereignisse des Musik- und Bühnenlebens in seiner Chronik verfolgte und besprach. Seine literarischen und musikalischen Kritiken wären es wohl wert, einmal in einer besonderen Arbeit zusammengestellt zu werden [3]); hier verbietet Thema und Raum ein näheres Eingehen. Die bildende Kunst tritt bei Schubart ihren redenden und singenden Schwestern gegenüber etwas in den Hintergrund, wie bei ihm selber das Auge zugunsten des Ohres verkürzt worden war [4]). Doch ganz ohne Bildung war er auch nicht auf diesem Gebiet; vor allem seine Pfälzer Zeit hatte ihm bei all ihrer sonstigen Unfruchtbarkeit manches Anschauungsmaterial geliefert und seine Kenntnisse bereichert. Die zeitgenössischen Meister waren dünn gesät; der kursächsische Hofmaler Mengs war ihm bekannt und wird einigemal erwähnt [5]), Chodowieckis Können schätzt er sehr hoch ein und empfiehlt seine Arbeiten aufs nachdrücklichste [6]). Daß sich Schubart auf Aesthetik der Baukunst einläßt, ist jedenfalls mehr, als man von ihm erwarten würde. Eine Vergleichung des Städtebilds von Wien und Berlin führt ihn einmal zu der Anmerkung: „Ordnung und Unordnung, regelmäsige und unregelmäsige Parthieen dicht nebeneinander, machen auf den Menschen tiefern Eindruck, als der beständige Anblik der studiertesten Ordnung. Mannheim ist schön, aber zu planmäsig, und würde, wenn nicht die Façaden der Häuser so angenehm abgeändert wären, einschläfernde Monotonie verursachen. Nach einer langen schnurebenen Straße, eine Krumme; nach einem modernen Pallast ein antiker gothischer Tempel

1) Chr. 1775, 19. 2) Chr. 1790, 186.

3) Dies ist inzwischen für den literarisch-kritischen Teil der Chronik geschehen: vgl. Wilh. Müller, Die literarische Kritik in Schubarts deutscher Chronik. Tüb. Diss. 1912.

4) Mit dieser Begründung hat sich Schubart einmal um einen herzogl. württ. Kapellmeisterposten gebracht, wie er gelegentlich in seiner Lebensbeschreibung erwähnt.

5) Vgl. Chr. 1775, 641. 6) Chr. 1776, 309. 576 u. a.

— welche Stärkung für Aug und Herz“ [1]). Die Verantwortung und Sorge für das architektonische Aeußere einer Stadt gehört nämlich auch zu den „Polizey“-Pflichten der Obrigeit; es leuchtet ihm sehr ein, daß in Stockholm die Bauherren sich vor Ausführung ihres Planes bei der „Baudeputation“ melden müssen, daher es auch solche schönen und regelmäßigen Gassen und Straßen hat: „Das sollt auch bey uns so seyn; so würden unsre Häuser weit mehr Regelmäßigkeit, Schönheit und Dauerhaftigkeit haben, und unsre Gassen und Straßen würden unserm Blicke eine angenehmere und frölichere Aussicht geben. So lang es aber jedem geschmacklosen Bürger erlaubt ist, nach seiner armseeligen Phantasie ein Kartenhäuschen hinzutändeln, so lange werden noch unsere Städte ein sehr widerliches Aussehen haben. Kann was Lächerlichers seyn, als hier ein Kolossengebäude, gleich dran ein Schneckenhaus; dann wieder ein Felsenstück mit'm unmäßigen Dachstul, daß es aussieht, wie ein Zwerg in'm Preußischen Hut: gleich drauf wieder ein Häuslein, lieblich bemalt, wie Marzipan; und dies alles ohne Ebenmaß, ohne Ordnung, ohne Plan“ [2])! Diese beiden angeführten Stellen mögen zugleich als ein klassisches Muster für Schubarts Systemlosigkeit und deshalb unter Umständen konsequente Inkonsequenz betrachtet werden. Weil er sich in Extremen gegen geschaute Extreme bewegte, so ergibt sich gar leicht der Schein des Widerspruchs; aber nur unter der irrigen Voraussetzung, die man doch unwillkürlich zu machen pflegt, daß hinter seinen Sätzen eine abgerundete und abgewogene theoretische Ansicht stehen müsse. Lassen wir jene Voraussetzung fallen, wie wir uns bei näherer Bekanntschaft mit Schubarts Charakter gezwungen sehen, dann verwandelt sich jene Inkonsequenz sofort in subjektive Folgerichtigkeit und verliert so wenigstens das Unverständliche oder Abstoßende.

* * *

Die Förderung des Schulwesens, die Pflege der Wissenschaften und schönen Künste bildete für den wesentlich ästhetisch veranlagten Schubart einen Hauptbestandteil des Begriffs der Aufklärung. Die prinzipiell ethische Bedeutung jener großen Zeitbewegung als einer Emanzipation von der Autorität blieb ihm entschieden verschleiert; wie wir oben gesehen haben, war er kein Freund des kühnen Zweifels und ganz im Gegensatz zu den typischen Vertretern der Aufklärung durchaus autoritätsbedürftig. Einen Mann wie Voltaire hat er darum sein Leben

1) Chr. 1776, 393. 2) Chr. 1775, 299 f.

lang nicht ausstehen können [1]). Ihm war die Aufklärung eine Bildungsbewegung, ein Fortschreiten von Barbarei und geistiger Verdunkelung zur Humanität, zu feinerer Kultur und vernünftigerer Lebensgestaltung. In diesem Sinne lautet die indirekte Definition des Worts in einer der ersten Nummern der Chronik [2]), wo er von den Amerikanern sagt: „. . . nach einer so langen Barbarei wird doch wenigstens die Reihe der Aufklärung auch an sie kommen", und „bald werden unsre Antipoden aufhören, auch Antipoden der Vernunft und des guten Geschmacks zu seyn". Im Dienste einer solchen Aufklärung — nicht jenes ihm verdächtigen und verhaßten Lichtes, das seine grellen Strahlen auf die Gesichter der Tafelrunde von Sanssouci warf — stand die Zeitung des schwäbischen Poeten und Patrioten, und man wird es ihr lassen müssen, daß sie ihre Aufgabe, so gut sie konnte, erfüllt hat.

Es ist einer der merkwürdigen Kontraste jener Zeit, daß neben dem Gefühlsüberschwang und der Tränenseligkeit gewisser Kreise noch ein gutes Teil der mittelalterlichen Roheit fortbestand überall da, wo Menschen anderen Menschen, und zwar eben sogenannten „Gebildeten", von Rechts wegen preisgegeben waren: vor allem also beim Militär und in der Strafrechtspflege. Erst damals begann man in Deutschland nach und nach die Folter abzuschaffen, nachdem Maria Theresia und Josef das Beispiel gegeben hatten, wofür sie den Heilruf des Chronikschreibers ernten [3]); England, Schweden und Polen waren vorangegangen [4]), das Musterkulturland Frankreich folgte bezeichnenderweise erst nach längerer Pause nach [5]). Die Zustände in den Gefängnissen, Zucht- und Irrenhäusern waren alles eher denn human; wenn Schubart in der nachaspergischen Zeit immer und immer wieder diese Klage anhebt und jede kleine Besserung registrieren zu sollen glaubt, so hören wir daraus die Erfahrung hervor, die er auf dem Asperg auch am eigenen Leibe hat machen können. „Wehe den Fürsten und Obrigkeiten, die ihre Gefangenen unmenschlich behandeln, sie fressen lassen vom Ungeziefer und modern auf faulem Stroh, und heulen beim Wasser des Elends und dem Brode der Thränen!! Ein unmenschliches Gericht wird einst ergehen über den, der nicht Menschlichkeit geübt hat." So heißt es einmal anläßlich von Reformen, die Kaiser Leopold II. auf diesem Gebiete durchführt [6]), nachdem die Chronik schon Jahre lang

---

1) Chr. 1775, 581. 1776, 76. St. (fehlt im Exemplar der Berliner Staatsbibliothek). 1790, 803. 1791, 483 f.
2) Chr. 1774, 81.
3) Chr. 1774, 378.
4) Chr. 1776, 820.
5) Chr. 1788, 147.
6) Chr. 1790, 362.

darnach verlangt hat. Das erstemal war es nur eine wenn auch verständliche Andeutung, als Schubart zu der Forderung menschlicherer Einrichtung der Staatsgefängnisse im Kirchenstaat die Bemerkung hinzufügte, daß dies auch sonst nötig sei [1]). Später aber wird er deutlicher. Der englische Sensationsprozeß gegen Hastings, den früheren indischen Gouverneur, gab Gelegenheit zu einem Lob der dortigen Untersuchungshaft [2]): „Wie hebt sich mein Herz bei dem Gedanken, daß der Brittische Genius dem Menschen da noch mit Würde begegnet, wo er der abscheulichsten Frevelthaten beschuldiget wird", und zu der Anmerkung: „In Deutschland wird jeder schwacher oder starker Verbrecher meist Hundemäßig behandelt und in jeder Rathsstube möchte man wie der Ritter mit der eisernen Hand zu Heilbronn ausrufen: Fi, wie stinkts nach armen Sündern. Daß leider auch die Missethäter in Frankreich so unter der Menschenwürde behandelt werden; hat Linguet und Archenholz zur Schmach der Nazion erwiesen. Ich glaube, daß Gott selbst, seinen gefallenen Geschöpfen noch mit Achtung begegnet" [3]). In Frankreich schuf dann die Revolution Wandel, und es ergab sich beim Bericht von der dortigen Hebung der Mißstände im Gefängniswesen erneute Ursache, auf die deutsche Misere hinzuweisen. „Möchten die Deutsche auch einen Blik auf ihr Vaterland werfen, wo die Menschheit noch in so manchem scheußlichen Kerkergeklüfte, an feuchten Wänden, in Egyptiens Nächten jammert. Wie elend sind zum Theil noch unsre Zuchthäuser und wie noch elender unsre Tollhäuser, wo der halbe Narr in wenig Tagen, zum ganzen werden muß"!! [4]). Im Jahrgang 1789 zeigt Schubart einmal eine Arbeit an: „Howard-Wagniz, Beschreibung der Zuchthäuser und Gefängnisse, vorzüglich in Deutschland", mit einer begeisterten Apostrophe der „Menschenfreunde, die sich auch des Bruders, des Menschen im Kerkergeklüft erbarmen". „Und wären sie die grösten Verbrecher; so bleiben sie Menschen" [5]) — dies ist der kurze und klassische Ausdruck von Schubarts schöner Gesinnung den Ausgestoßenen gegenüber. Die Kriminalgesetzgebung der französischen gesetzgebenden Versammlung von 1791, die „den menschlichen Herzen der Volksvertreter" Ehre machte [6]), heißt ihm ein „Meisterwerk", und er rühmt es vor allem, daß in ihr „Jugend, Blödigkeit des Geistes und Schwäche des Alters bei den Strafgesetzen so menschlich in Betracht gezogen worden" [7]). Was damals in Bestimmungen wie solchen erst leise aufzudämmern begann,

1) Chr. 1787, 70. 2) Chr. 1788, 195.
3) A. a. O. 4) Chr. 1790, 746 f. 5) Chr. 1789, 327.
6) Chr. 1791, 378. 7) Chr. 1791, 406.

psychologisches Verständnis für den Verbrecher, das zeigt uns in vollem Maße eine Notiz wie die folgende, die sich an die Empfehlung einer Geschichte des berüchtigten Räubers Hannikel knüpft: „Leser denk dir gleiche Erziehung, gleiche Umstände, gleiche Gefahren auf dem Oceane des Lebens; dann tritt an Hannikels Gerichtsstätte und verfluch' ihn, wenn du kanst“ [1])! Sehr lebhaft interessiert sich natürlich Schubart für die Versuche der Kolonialstaaten mit der Deportation, die etwas wie einen pädagogischen Gesichtspunkt in das Strafrecht hereinbrachte, abgesehen davon, daß sie den Verbrecher durch Entfernung unschädlich machte. Die Engländer legten damals eine solche Verbrechersiedelung auf Neuholland an, und die Königin Maria von Portugal ahmte ihr Beginnen in Goa nach. Schubart weist beidemal darauf hin, daß das stolze Rom auch zuerst eine Niederlassung von Gesindel gewesen sei, „und aus den Rippen der Jauner sprangen die Welteroberer hervor“. „Groß ist der Mensch. Versteh ihn zu lenken; so schafst du Teufel zu Engeln um“ [2]). Das Gedeihen der englischen Kolonie in Botany-Bai bestärkt ihn vollends in diesem kühnen Optimismus. „Der Philosoph und Christ behält sich daraus die Lehre, daß sich auch die verdorbensten Menschen bekehren können, wenn nur der Staat auch eine weise Pädagogik einführt“ [3]).

Als Josef II. die Todesstrafe aufhob, kann es uns vielleicht einen Augenblick stutzig machen, daß Schubart energisch gegen diese Maßregel seines Lieblings und aufgeklärten Mitkämpfers protestiert. Aber wenn wir die Begründung vernehmen, werden wir den auftauchenden Verdacht eines neuen Schubartischen Widerspruchs unterdrükken und am Ende unserem Klienten gegen den „menschenfreundlichen“ Kaiser Recht geben; ja wir mögen in diesem Gegensatz einen charakteristischen Unterschied der beiden Männer entdecken zu Ungunsten desjenigen auf dem Throne, der in seiner doktrinären Ueberspanntheit ein Körnlein von Schubarts praktischer Natürlichkeit hätte brauchen können. Schubart ist nämlich ein Befürworter der Todesstrafe — aus Humanität; denn die Begnadigung, die dem österreichischen Schwerverbrecher winkte, hatte fürwahr nicht viel Verlockendes. Sie bestand in „Strafen, die weit peinigender sind, als der Tod selbst“ [4]). Die schrecklichste, freilich in praxi kürzeste Form lebenslänglicher Freiheitsberaubung war ohne Zweifel das sogenannte „Schiffziehen“, bei dem die Züchtlinge mit Hals-

1) Chr. 1787, 47.
2) Chr. 1787, 393. 1789, 397, vgl. a. 1788, 69 f.
3) Chr. 1791, 72. 4) Chr. 1788, 387, vgl. auch 1787, 121.

und Hüftring an eine Kette geschmiedet und immer zu mehreren zusammengespannt die Donauschiffe stromaufwärts zu ziehen hatten, bis ihnen ein früher Tod infolge Erschöpfung und Sumpffieber Erlösung brachte. Schubart stellt diesem Verfahren mit einer etwas überschwenglichen Vorstellung die verhältnismäßige Menschlichkeit der Todesstrafe gegenüber: „Wer mordet, muß wieder gemordet werden — aber nicht langsam, mit schröklichen ausstudierten Qualen, sondern schnell zerrinne sein Blut im Sande und auch im Auge des Nachrichters blinke des Mitleids Zähre“ [1]). Leopolds II. Regierung brachte dann auch die Aufhebung des Schiffziehens (und des Brandmarkens) als einen rühmlichen Beweis von der Milde des neuen Herrschers [2]).

Daß den großen Gutsbesitzern das mittelalterliche Recht des Blutbanns entzogen wurde, findet selbstverständlich den Beifall der Chronik [3]); überhaupt begrüßt sie mit Freuden die modernen Bemühungen zur Revision der gesamten Rechtspflege, die von Oesterreich, Preußen und sogar vom Reich gemacht wurden. Ein leichtes Mißtrauen kann sie allerdings nicht unterdrücken, wie es nun einmal das Schicksal der Juristen zu sein scheint. „Gott behüt uns vor Glossatoren, die es machen wie die Pf. . . . mit der Bibel, in der heut zu Tag jeder finden kann, was er will“ [4]). Oder beim preußischen Gesetzbuch, das übrigens ein Meisterwerk gesetzgebender Weisheit sein soll: „Gott bewahre nur, so seufz' ich mit allen Preußischen Patrioten, den weisen, scharfblikenden Carmer vor Weitläufigkeit und Dunkelheit. Je einfacher, deutlicher, kürzer ein Gesezbuch ist, desto treflicher ist es und je weniger laufen die Gesetze Gefahr, übertretten zu werden“ [5]). Für den „unbeschreiblich trägen Gang“ der damaligen Rechtspflege [6]) pflegt als instruktives Schulbeispiel die Methode des Reichskammergerichts angeführt zu werden, bei dem die Prozesse erst „anfielen“, wenn der Lederriemen des betreffenden Aktenbündels durchgefressen war; als dieses damals an einem „patriotischen Berichte an die höchste Reichsversammlung, die Verbesserung des Justizwesens betreffend“ arbeitete, gibt uns Schubart eine treffende Charakteristik der Verhältnisse in dem Wunsche, der sich der Berichterstattung anfügt: „Möge Gottes Geist die würdigen Männer regieren, daß ihre Gründe, wie Blize Gottes treffen, damit doch einmal unsere gothische, steife, labyrintische, unphilosophische, oft unchristliche, über die Spanne unseres Lebensziels hinausreichende, geist- und herz-

1) Chr. 1787, 281. 2) Chr. 1790, 361. 3) Chr. 1787, 121.
4) Chr. 1787, 121. 5) Chr. 1790, 881, vgl. a. 1776, 91.
6) Chr. 1788, 796.

lose Justizverfassung abgeschaft werde. Auch wünscht ich gar sehr, daß mein liebes Vaterland mehr handeln und weniger schreiben möchte. Unsere grosen Väter müssen sich wundern, wenn sie vernehmen, daß jezt bei uns der Gänsekiel in größerem Ansehen stehe, als weiland ihres Schwerdes Schwung“ [1]). Auch den Vorwurf der Parteilichkeit und Bestechlichkeit kann er der deutschen Rechtssprechung nicht ersparen [2]), und es ist ihm ein wahrer Trost zu wissen, daß hier eine allgemein menschliche Schwäche vorliegt, der z. B. auch „die Brittische, so hochgerühmte, Gott nachahmende Gerechtigkeit“ unterliegt [3]); daß es auch dort sehr „menschle“, wie der schwäbische Provinzialismus sich kurz und gut ausdrückt, hat eben jener oben erwähnte Hastingsprozeß mit seinem auffallenden Freispruch erwiesen [4]).

* * *

Es war im 18. Jahrhundert noch keine sehr wünschenswerte Sache, in die Hände der Menschen zu fallen. Das Bewußtsein der Verantwortung für das leibliche und seelische Wohl anderer fand sich gleich wenig entwickelt, mochte man nun das Durchschnittsgewissen eines Offiziers, eines Juristen oder eines Arztes untersuchen. Gerade der letztere Beruf war keineswegs deutlich abgegrenzt gegen das Gewerbe des betrügerischen Marktschreiers und Charlatans und konnte es bei der mangelnden naturwissenschaftlichen Bildung nicht nur des gemeinen Volkes auch nicht sein. Was gab es nicht damals für unerhörte Schwindeleien im Anschluß an Mesmers Entdeckung des sogenannten tierischen Magnetismus! Wunderheilungen waren an der Tagesordnung, besonders natürlich in den katholischen Gebieten des Südostens, wo die klerikale Herrschaft dafür gesorgt hatte, daß die Fensterläden geschlossen blieben, auch wo es draußen längst zu dämmern und zu tagen begonnen hatte. Die Umgebung von Augsburg, Schwaben und Bayern, war und ist bis zu einem gewissen Grade heute noch jener dunkelste Winkel in Deutschland: wir haben schon oben betont, wie verdienstvoll es von Schubart war, daß er gerade hier mit seiner Chronik hereinleuchtete. Eben in Schwaben — wo hätte es anders sein können — spielt in den Jahren 1774 und 1775 die aufsehenerregende Affäre von den Teufelaustreibungen des P. Gaßner, der als Arzt und Priester ein gleich großer Betrüger war und ein lebendiges Beispiel dafür, daß gerade auch der Stand, bei dem man es am ehesten erwarten würde, der Priesterstand, jenes Verantwortlichkeitsgefühls vollkommen entbehrte.

1) Chr. 1791, 270. 2) Chr. 1776, 250.
3) Chr. 1788, 304. 4) Chr. 1788, 345.

P. Josef Gaßner war Exjesuit und Pfarrer zu Klösterle in Graubünden gewesen, ehe er mit seinen Heilungswundern an die Oeffentlichkeit trat. Nachdem er in Klösterle sein Talent entdeckt und als Teufelsbanner debutiert hatte, versuchte er zunächst in der Konstanzer Diözese sich einen Wirkungskreis zu schaffen, fand aber beim Bischof wenig Entgegenkommen und wurde schließlich sogar ausgewiesen und heimgeschickt. Besser ging es bei seinem zweiten Versuch in Ellwangen. Der dortige Fürstpropst, Bischof von Regensburg, erkannte offenbar die geschäftlichen Gewinnmöglichkeiten, die in der Gabe des populären und täglich mehr überlaufenen Exorzisten schlummerten, und ernannte ihn — eine einfache und wirkungsvolle Reklame — alsbald zu seinem Hofkaplan. Ellwangen war bald vielbesuchter Wallfahrtsort und genoß im reichlichen Maße alle finanziellen Vorteile eines solchen. Trotzdem beileibe nicht jeder Patient geheilt heimkam und Rückfälle gewöhnlich waren, hatte Gaßner alle Hände voll zu tun; und nicht bloß hysterische Weibspersonen und ungebildete Bauersleute fielen auf den großen Schwindel herein, sondern es entspann sich ein lebhafter Meinungsaustausch unter den Gebildeten und Gelehrten, Aerzten wie Theologen über die Gaßnerschen Kurerfolge. Wir wissen allerdings nicht, wie weit die Bewunderer und Gefolgsleute des Betrügers unter seiner Decke steckten — soweit es Exjesuiten waren, wird man es wohl annehmen dürfen —, aber wer die 20 Bände der Gaßnerschen Streitschriften in der Münchner Bibliothek durchgesehen hat, der kann nicht anders als staunen über den faustdicken Aberglauben einer ausgebildeten Teufelsdogmatik, der darin enthalten ist. Das war Barbarei in hoher Potenz; und es ist die einzige Ehrenrettung für den deutschen Katholizismus, daß aus seinen eigenen Reihen in Gestalt des prächtigen Münchner Theatiners Don Ferdinand Sterzinger der Hauptbekämpfer und Aufdecker des groben Unfugs erstand.

Schubart hat in einer Notiz in 74. Stück seines ersten Jahrgangs seine Meinung zu der Geschichte gesagt. Ihre knappe Deutlichkeit war besser als die umfassendste Abhandlung; jedenfalls genügte sie, um den Verfasser in klerikalen Kreisen zu einem der bestgehaßten Feinde der Kirche zu machen. Unter der Spitzmarke „Politisches Spreu" lesen wir: „Der Pfarrer zu Klösterle Gaßner fährt fort, den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilt Höcker, Kröpfe, Epilepsien — nicht durch Arzneyen; sondern bloß durchs Auflegen seiner hohepriesterlichen Hand. Kürzlich hat er ein herrliches Buch herausgegeben, wie man dem Teufel widerstehen soll, wenn er in Menschen und Häusern rumoret. Und

da giebts noch tausend Menschen um mich her, die diesen Narrheiten glauben — Heiliger Socrates, erbarme dich meiner! Wann hören wir doch endlich einmal auf, Schwabenstreiche zu machen" [1])! Schon einige Wochen vorher hatte er die Aufmerksamkeit Gaßners und seiner Konsorten unliebsam erregt durch einen ironischen Seitenhieb auf ihre Schundschriftstellerei, als er von dem Einschreiten des Kaisers gegen „Verstand- und Herzvergiftende Schriften" berichtete: „das Publikum verschlang diese Seelenverderblichen Bücher", heißt es über die Werke der deutschen Schriftsteller, „und ließ die herrlichen Schriften des Pfarrers im Clösterlen und die Controvers-Predigten des — zur Makulatur werden. O Zeiten! O Sitten" [2])! Und als der zitierte Artikel auch über Schubarts Haupt einen Teil der Schmähschriftenliteratur heraufbeschworen hatte, die aus exjesuitischen Kreisen zur Verteidigung des schwindelhaften Bruders hervorquoll, da war er ehrlich oder unvorsichtig genug, mit gleicher Münze heimzuzahlen und zu den alten neue Beleidigungen zu fügen. „Welch eine große Rolle spielen wir Schwaben jetzt bey den Ausländern! Wir lassen ihnen gerne ihre Haller, Jerusalem, Spalding, Mendelsohne, Klopstocke, — ihre Home und Hume, ihr Robertsons, Rousseau und Voltaire; haben wir doch Teufelsbanner, Hexen, Gespenster, und Poltergeister! Lassen ihnen ihre Aeskulape, ihre Zimmermann, Tissot, Huxham, Unzer — ihre Thede und Schmuker; haben wir doch, Heil uns! einen Mann, der mit Worten alle Seuchen und Krankheiten, die Ate von ihren Flügeln schüttelt, wegdeklamiert" [3])! Einer Bemerkung in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek folgend fordert er Gaßner höhnisch auf, seine Kunststücke doch einmal in Berlin zu zeigen: „. . . . hier, vor den Augen von 200000. Inwohnern auftreten, da im Namen Jesu Wunder wirken, — welch einen erstaunenden Erfolg müßte nicht dieß haben! Friedrich und die Starken um seinen Thron; die grösten Gelehrten und Genies unsers Vaterlandes würde Sie umringen und vielleicht selbst der Patriarch zu Fernay würde seinen philosophischen Sitz verlassen, um Sie — den Wundermann in Berlin anzustaunen; ich aber wollte 'nein bettlen, und wenn ich Sie erblickte, nicht mehr ausrufen: heiliger Sokrates, erbarme dich meiner! sondern: heiliger Gaßner, erbarme dich meiner [4])!" Später erklärt er dann freilich auf einmal, er sei fest entschlossen, über Gaßner nichts mehr zu schreiben, „nicht, weil ich den Mann und seine Teufel scheute, sondern weil ich gewisse Personen scho-

1) Chr. 1774, 589.

2) Chr. 1774, 506. Der Strich verschweigt den Namen des Paters Merz von Augsburg. 3) Chr. 1775, 159. 4) Chr. 1775, 294.

nen muß, denen ich Ehrfurcht und selbst — Dankbarkeit schuldig bin“[1]). Wer für sich hinzusetzen will: „und vor denen die ich mich fürchte“, hat vielleicht nicht ganz Unrecht; doch führt Schubart auf der folgenden Seite das Urteil eines italienischen Kollegen aus der Notizie del mondo an: „Man sollte diesem Priester und allen seines gleichen solche verführerische heilige Gauckeleyen verbieten: denn dieß läuft zuletzt dahinaus, daß die Beutel der betrognen Armen vollends gestäubt werden“. Und einen kleinen Nachtusch konnte er sich doch nicht versagen. Als er einmal eine Geschichte erzählte von dem unglücklichen Opfer eines „Schwärmers“, einem armen Mann, der sich um Geld hatte tot stellen und angeblich erwecken lassen wollen und dabei erstickte, gab er ihr die boshafte Ueberschrift „Schlüssel zu den neusten Wunderwerken“[2]).

Wir entnehmen es aus dem Vorsatz des Schweigens in dieser Sache, den er ja dann auch ausführte: obgleich Schubart alle die letzteren Ausfälle in der protestantischen Reichsstadt Ulm niedergeschrieben hatte, deren Zensur sie hatte passieren lassen, so war ihm doch hinterher gewiß nicht immer ganz wohl dabei. Es fiel ihm hie und da ein, was für gefährliche Exkurse seine Feder sich leistete; er wußte nur zu gut, wie kühn es war, gegen die Pfaffen auftreten zu wollen. Aber wenn auch sein Kampf gegen Aberglauben und Priesterlüge oft weniger auf einen heroischen Entschluß als auf die Unfähigkeit zurückgeht, seine Entrüstung zu meistern, und also sein Verdienst nicht so hoch anzuschlagen sein mag — die Tatsache ist unbestreitbar, daß er damit etwas geleistet hat für die Aufklärung in seinem und in unserem Sinne.

* * *

Was auf der einen Seite zu wenig war, das war auf der andern damals schon zu viel. Während das niedere Volk unwissend, roh und halb barbarisch dahinlebte, befanden sich die höheren Gesellschaftsklassen zum Teil bereits in einem Zustand der Ueberkultur und allzugroßen Verfeinerung. Schubart spricht von einem heruntergekommenen, verweichlichten, greisenhaften Jahrhundert[3]), und klagt in Rousseauschen Tönen über den Verlust der alten Tugenden der Einfachheit, Gründlichkeit und derben Kraft. Dabei benützt er bereits den Vergleich mit der römischen Kaiserzeit, der seither immer wieder auftaucht, wo von der Verderbtheit des Zeitalters geredet wird[4]). Klassisches Altertum und germanische Vorzeit, auch noch das ritterliche Mittelalter liefern ihm die Illustrationen des verlorenen Ideals[5]), und gelegentlich beneidet er in-

1) Chr. 1775, 394. 2) Chr. 1775, 478.
3) Chr. 1775, 281 ff. 4) Chr. 1788, 753. 5) Chr. 1775, 281 ff.

dianische oder polynesische Naturvölker um den paradiesischen Zustand ihrer Wildheit[1]). Ingrimmig spottet er über die Zivilisation des Europäers und bedauert es schmerzlich, wenn der unschuldige Otahite im bildlichen und sogar buchstäblichen Sinn von ihr angesteckt wird[2]). „Verdammt sey die Ueberfeinerung der Europäer!“[3]). Zunächst und am deutlichsten zeigt sich die Decadence im gesellschaftlichen Leben; aber auch das literarische und politische trägt ihren Stempel[4]): „Die Welt scheint jezt in einer schwülen, marklosen Erschlaffung hinzubrüten: vieles Geplauder ohne Tat; viel Geschreibsel u. Gekrizel — ohne Inhalt; vieles Donnern ohne Schlag; — alles verschlingende Anstalten, Markaussaugender Aufwand ohne Thatkraft — ohne Beharrlichkeit; Maulwurfsplane ohne Noth; Riesenplane ohne Muth; Wirkelzüge, zweklose Ausweichungen, wo Eile gilt; furchtsames Herumkriechen in der Peripherie, statt im geraden Sonnenradius ins Centrum zu stürzen.“ Der große Infektionsherd für diese europäische Kulturschwindsucht lag in Frankreich, dem Lande, das sich seit den Tagen des Sonnenkönigs sozusagen im Besitze des Bildungsmonopols befand. Dem urwüchsigen „Aalemer“ Kinde und Klopstockverehrer Schubart aber war das französische Wesen von Grund seines Herzens zuwider. Er sieht in seiner Eleganz und seinem Esprit nichts als Kleinlichkeit, Unmännlichkeit, Weichlichkeit. „Wehe dem Lande, wo Witz mehr gilt, als Verstand!“[5]). Den „unruhigen Geist“ der Franzosen vergleicht er mit Champagnerschaum[6]); und für den Leichtsinn der Französinnen führt er einmal als drastisches Beispiel den Ausspruch an: „Ich bitte Sie, Freundinn, um einen Louis d'or, dann ich hab heute nicht so viel, daß ich diesen Morgen mein Kind kann begraben lassen, und auf den Abend in die Oper gehen könnte“[7]). Da ist es ihm nun eine bittere Wahrheit, daß gerade seine deutschen Landsleute, denen es nach ihrem Nationalcharakter am wenigsten anstand[8]), weitaus am meisten Empfänglichkeit für den französischen Einfluß und eine traurige Gelehrigkeit für französische Sitten gezeigt hatten. Bei den Höfen und in den diplomatischen Zirkeln waren sie eingedrungen, und immer mehr schienen sie nach unten durchzusickern. Wehmütig berichtet die Chronik von dem Lob der Kultur und Verfeinerung der Deutschen, das Voltaire der Vernunft auf ihrer Reise durch Europa in den Mund legte, und macht dazu die Glosse: „O

1) Chr. 1776, 800. 2) Chr. 1774, 436.
3) Chr. 1775, 763, 4) Chr. 1788, 753.
5) Chr. 1775, 220, s. a. 1787, 12. 6) Chr. 1775, 404.
7) Chr. 1776, 468. 8) Chr. 1775, 716.

Vater Voltaire, sind nur zu viel kultivirt, zumal in den Gegenden, die die Franzosen bestreiften. Lieber wieder ein Bischen von der alten Rauhigkeit unsers Charakters. Eine verfeinerte Nation steigt nicht, sondern fällt; und 's Herz blutet mir, wenn ich dieß von meinem Vaterland denken sollte"[1]. „Seitdem wir Deutsche von unsern Nachbarn drüben am Rhein, die seltene Kunst gelernt haben, alle menschliche Weisheit aus Wörterbüchern zu schöpfen, und in Fingerhüten hinunterzuschlürfen", heißt es in dem großen Begrüßungsartikel „An mein Vaterland" in der ersten nachaspergischen Nummer mit Anspielung auf die Enzyklopädisten, „seitdem hat auch unser Genius beinah' ganz und gar sein ernstes Ansehen verlohren. Ja man sagt sogar, daß er sich jezt in seiner Felsengrotte im Schwarzwald von Gnomen das Haar kräuseln, von Nixen mit Eau de Lavant besprengen und von Elfen bebändern und bemaschen lasse. Auch sei seine Sprache nicht mehr die Donnersprache aus Hermanns und Luthers Zeiten — Die wiederhallt im Felsengebirge, daß es dem Streiter vom Tiberstrom Ertönte wie ein Donnersturm — Sie sei wie das Girren der Flöte in einer Mainacht, und wie das verlangende Seufzen des Mädchens, die im Mondstrahl ihres Geliebten harrt"[2]. „Wenn wir der Narrheiten satt sind, so schiken wir's nach Deutschland", läßt Schubart einmal einem Franzosen sagen, und er fühlt sich beinahe verpflichtet, den „Genius der Gallier" abzubitten, „seitdem die Gänarchie über den Rhein zu uns herüberkam" und „seitdem Kraftmänner unter uns Bücher über die neuesten Moden schreiben"[3].

Wenn man von Schubarts „des Patrioten" historischer Bedeutung sprechen will, so beruht sie nicht zum wenigsten auf der für ihn eigentlich ungewöhnlichen Energie und Ausdauer, mit der er sich hier der Zeitströmung entgegengeworfen hat. Mit allen Waffen des begeisternden und belehrenden Worts, des Spotts und der Satire, die ihm zu Gebote standen, hat er gegen den „Französismus"[4] und die „Gallomanie"[5], wie er sich ausdrückt, gekämpft. Wohl am deutlichsten und durchgreifendsten gewirkt hatte dieser Einfluß auf dem Gebiet der äußeren Lebenskultur, denn hierin waren die Franzosen wie heute noch unbestrittene Meister. Wo man Anspruch auf „Bildung" machte, da war gesellige Sitte, Kleidung, Essen und Trinken französisch. Sogar eine so biedere alte deutsche Sitte wie das Gesundheittrinken sei zur Phrase geworden, meint der wackere Zecher und ruft voll bitterer Ironie: „Ahmt, meine Brüder, die deutschen Höfe nach; verachtet deutsche Sitten und

1) Chr. 1775, 571. 2) Chr. 1787, 5. 3) Chr. 1787, 68.
4) Chr. 1774, 91. 5) Chr. 1788, 146. 203.

errinnert euch mit edlem patriotischen Stolze: daß ihr Nachahmer der großen und unsterblichen Gallier seyd“ [1]). Und unter den jeremianischen Klagen des Waldbruders Franz heißt die fünfte: „Klage, Klage Teutonia! Spottend schlagen deine Söhne dir das Brod aus der Hand, das du ihnen reichst und den Pokal voll von Saft der Mosler und Weintraube; und schlürfen aus den Pfützen der Seyne! sie achten nicht mehr des stattlichen ernsten Kittels, und hüpfen daher im Narrengewande des Auslands, geschmückt mit den Kränzen der Wollust, und singen in fremder Sprache Hurenlieder“ [2]). Einen großen Teil der Verantwortung trugen hiebei die deutschen Frauen, in deren Händen das Wächteramt der guten Sitte und die Urteilsgewalt über Mode und gesellschaftlichen Ton lag. Schubart kann ihnen herbe Vorwürfe nicht ersparen. Sie sind es, die an den Pariser Chansons und Couplets eine Freude haben, vor deren parfümiertem Geist den wahren Deutschen grauen muß: „es stinkt nach Eaudelevante“ [3]), sie sind schuldig, daß „ganze Provinzen und Königreiche von den Launen einer französischen Puzmacherin abhängen, weil sie jeden Fezen Gallischer Mode im Reliqienschimmer betrachten.“ „Frankreich hat mehr durch seine Moden, als durch seine Waffen unser Vaterland verwüstet“, meint der Schreiber konstatieren zu können [4]). „O ihr Weiber meines Vaterlandes, ihr guten bidern, einfach große Geschöpfe, wenn reißet ihr einmal im edlen Zorne die kostbaren Fezen eurer niedrigen Äfferei vom Leibe, und kleidet euch wieder, wie eure herrlichen Urmütter in Nazionaltracht?“ [5]). Aber seit die Frauen „mit Französischem Esprit tingirt“ sind, schämen sie sich allmählich „deutsche Weiber“ zu sein — Schande, daß sich deutsche Männer unter solche Frauen beugen [6])!

Ein anderes Gebiet, auf dem der französische Einfluß noch bedenklichere Folgen fürchten ließ, war das literarisch-*sprachliche*. Friedrichs des Großen Vorliebe für das Französische ist ein Beispiel, wie sogar gut deutsche und keineswegs unbedeutende Männer diesem Einfluß unterlagen waren. Das Französische war soweit oder nahe daran gewesen, offizielle Umgangssprache der führenden Kreise des deutschen Volkes zu sein. Und immer noch spielte es eine ziemliche Rolle — woran Friedrichs Vorbild zu einem guten Teile schuldig war. Schubart konnte ihm deshalb auch bei allem Enthusiasmus, mit dem er ihn

1) Chr. 1774, 142.
2) Chr. 1776, 660 f. Statt „Weintraube“ soll es wohl „Rheintraube“ heißen.
3) Chr. 1775, 716.
4) Chr. 1788, 203.
5) Chr. 1788, 336.
6) Chr. 1788, 399.

zeitlebens verehrt, ja vergöttert hat, den Vorwurf nicht ersparen, in diesem Punkte undeutsch gewesen zu sein. Einem Briefe aus Berlin, der von frederizianischer Begeisterung überströmt, fügt er die redaktionelle Notiz hinzu: „Wir stimmen dem Verfasser dieses Briefs im Lobe seines großen Monarchen völlig bey; nur den einzigen patriotischen Seufzer erlaub' er mir: Wenn doch Fridrich, Galliens Sänger nur gewohnt, sein Ohr zu Deutschlands Barden neigte!“ [1]). Und als der Preußenkönig für sein Schauspielhaus französische Schauspieler anwerben ließ, zitierte Schubart wehmütig den Klopstockischen Ausspruch, Berlin sei noch immer eifersüchtiger darauf, den zweiten Platz nach Paris, als den ersten in Deutschland zu behaupten [2]). Wo die Größten nicht vorangingen, wie hätten Kleinere nachfolgen sollen? Noch in den neunziger Jahren konnte es vorkommen, daß in Rheinsberg einem preußischen Prinzen ein Denkmal mit französischer Inschrift errichtet und von einem preußischen Prinzen enthüllt wurde, was die Chronik zu einer resignierten Bemerkung veranlaßte [3]), wie sie in früheren Tagen geschrieben hatte: „Der künftige Geschichtschreiber unserer Nation wird es unserem heutigen deutschen Adel zu einer großen Schwachheit anrechnen, daß sie eine so übertriebene Anhänglichkeit an die französische Sprache äußerten“ [4]).

Andererseits weiß Schubart dem Kaiser Josef [5]) und einem Monarchen wie Karl Theodor von der Pfalz, dem Gründer der deutschen Gesellschaft [6]), ja selbst Friedrich dem Großen in seiner Ostmarkenpolitik [7]), warmen Dank für ihre Bemühungen um Ausbreitung und Förderung der deutschen Sprache. Ebenso Männern wie Popowitsch in Wien und Leibniz, der bei seinem Plan einer Berliner Akademie auch die „Cultur der deutschen Sprache“ in Rechnung nimmt; „Gott seegne dich dafür in der Ewigkeit, deutscher Mann, Leibnitz!“ [8]). Prinz Heinrich von Preußens Liebe zum Deutschen wird hervorgehoben [9]), und über die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms heißt es bei aller Trauer um seinen verstorbenen Oheim unter anderem: „Auch weint der Patriot vor Freuden, daß nunmehr Vaterlandssprache, Vaterlandsgeist an der Spree wieder gültig wird“ [10]). Friedrich Wilhelm hatte sich einmal auf die Zueignung eines Buchs über den deutschen Stil ausdrücklich dahin geäußert, daß er die deutsche Sprache ungemein schätze und nichts mehr wünsche,

1) Chr. 1774, 324. 2) Chr. 1776, 221. 3) Chr. 1791, 482.
4) Chr. 1774, 79. St. 5) Chr. 1787, 143 ff. 150.
6) Chr. 1775, 729 ff. 7) Chr. 1775, 667.
8) Chr. 1774, 618. 621. 9) Chr. 1789, 887. 10) Chr. 1787, 27.

als ihre Vervollkommnung — da schreibt Schubart: „Als er diß sagte; so lächelten die Geister der Väter auf der Mondglanzwolke und Thuisko bot ihm den Eichenkranz“ [1]). Voll Stolz und Freude berichtet er, daß in Amerika hauptsächlich deutsch gesprochen werde [2]), daß auch in Rußland und Polen das Deutsche eine verhältnismäßig große Rolle spiele [3]).

Er selber darf mit unter die Förderer der deutschen Sprache gerechnet werden, was schon zu seiner Zeit die Allgemeine Deutsche Bibliothek ausdrücklich anerkannt [4]) und nachher wieder Strauß mit Recht betont hat [5]); denn die Chronik erschien im vernachlässigtsten Winkel Deutschlands, wo bis dahin außer Pfaffenpasquillen und Bänkelsängerbroschüren kaum ein schriftstellerisches Erzeugnis gelesen worden war. Und man mag über Schubarts Stil urteilen wie man will — er war nicht immer gleich frisch und nicht immer geschmackvoll, aber deutsch war er. Der „Stagesche Hanswurst“ konnte sich sogar manchmal zu wirklich schönen und kräftigen und vor allem zu prächtig lebendigen Bildern und Sätzen aufschwingen, die heute noch ein verwöhntes Ohr mit Vergnügen hören kann. Dabei zeigt er einen rührenden Eifer in der Ausmerzung fremden, besonders französischen Beiwerks aus der „Heldensprache“ [6]); rührend, weil er selber trotz alledem immer wieder in die böse Gewohnheit des Fremdworts verfällt und gar nicht merkt, wie tief er noch darinsteckt. „Weg mit französischem Plunder, wo wir ihn entbehren können!“ lautet sein in der Einschränkung durchaus vernünftiger Grundsatz [7]). Er schreibt Posse statt Farce [8]), Renner statt Courier [9]), er bildet das Wort Gewaltjagd statt Parforcejagd [10]); wie er in einer Reisebeschreibung das Wort „Kontur“ liest, merkt er an: Weg mit der fremden Pflaume! Warum nicht Umriß?!“ [11]), und erfindet für „Ultimatum“ den Ausdruck „Entscheidewort“ [12]). Er bedauert, keinen Ersatz für das Wort „Pendant“ zu haben: „O daß wir doch besser lernten, wie man schreiben soll, daß das Volk Augen und Mund aufreiße und die Worte verschluke, wie dürres Erdreich den Thau des Himmels. Haben wir doch einen Volkslehrer, wie ihn kein Volk hat, und das ist der liebe theure Mann Gottes Luther. Den lese man und ahme ihm nach“ [13]). Ein andermal frägt er: „Warum doch die Sprache

1) Chr. 1787, 195.
2) Chr. 1776, 218. 1787, 145. 3) Chr. 1787, 144 f.
4) 27. Band 1776, 594. 5) Strauß II, 461 f. 464 f.
6) Chr. 1774, 621. 7) Chr. 1774, 151. 8) A. a. O.
9) Chr. 1789, 51. St. u. a. 1791, 353 f. 10) Chr. 1775, 385.
11) Chr. 1791, 279. 12) Chr. 1791, 354.
13) Chr. 1789, 796.

des deutschen Reichstags noch immer so halb lateinisch ist? Sagt denn conclusum electorale, collegium, conclusum commune, puncta deliberationis mehr, als Kurfürstenschluß, Versammlung, allgemeiner Schluß, Gegenstände der Berathschlagung??"[1]). Bei der Niederschrift des schönen langen Wortes Kreisexekuzionskommission entsetzt er sich: „Greuliche Worte, die unsere deutsche Legislatoren[2]) schaffen! Unsre ganze gesezliche Sprache trägt noch immer das Gepräge der finstersten Barbaren"[3]). Das ist im letzten Jahrgang; schon im ersten heißt es: „Wenn wird einmal in Deutschland die Zeit erscheinen, wo unser Krauser Curialstil, und unsre ehlenlange Titulaturen in die Gränze des Geschmaks und der Vernunft eingeschränkt werden? .... Die Sprache des Rechts soll ernst, feierlich, gedrängt und klar seyn"[4]). Ironisch aber erzählt die Chronik als Beweis der Barbarei bei den „Itälmen" oder Kamtschadalen: Sie leiden kein fremd Wort in ihrer Sprache: Stößt ihnen etwas Neues auf: so geben sie ihm gleich einen Namen, der alsobald durchs ganze Land läuft. Man vergleich dies mit dem Harlekinskleid und der Tigerhaut der neusten Europäischen Sprachen"[5]).

Es war wie bei anderen Zeitgenossen großenteils die Reaktion gegen die modische Französelei seiner Landsleute, wenn Schubart — wenigstens im Anfang — für England, englische Literatur und englisches Wesen rückhaltlos eingenommen war. Die Engländer sind eine „vortrefliche Nation, die schon oft auf dem Gipfel zu stehen schien, wohin nur Menschenkräfte gelangen können"[6]). „Der Engelländer hat Etwas, das vor ihm keine Nation gehabt hat, und nach ihm vielleicht keine mehr haben wird. Seine Ideen reichen beynahe ins Unendliche; Großheit in seinen Entwürfen und Götterstärke in der Ausführung derselbigen; Tiefsinn in seinen Untersuchungen und eine beynahe ganz unerreichbare Laune. Hartsinnig halten sie auf ihre Regierungsform; setzen sich dem Strome der Neuerung entgegen, und wagen es mit unbeugsamen Muthe, die Wahrheit dicht an der Schranke des Gerichts, oder am Fuße des Throns zu sagen"[7]). Bewundernd meldet er: „Wilkes, der in den meisten Provinzen der Welt wegen seines ungestümen Hangs zur Freyheit schon in Zucht und Arbeitshause läge, ist kürzlich Lordmajor geworden"[8]). Dieser Freimut und Freiheitssinn hat etwas ge-

---

1) Chr. 1791, 551.
2) Ein Beispiel für viele, wie sehr Schubart in Fremdwörtern sprach.
3) Chr. 1791, 61.
4) Chr. 1774, 61 f.
5) Chr. 1776, 436.
6) Chr. 1774, 12.
7) Chr. 1774, 241.
8) Chr. 1774, 489.

waltig Imponierendes für Schubart den Freiheitsschwärmer, der er immer geblieben ist. Eine Nation mit solchem Freiheitsgefühl — und vermöge ihrer Staatsverfassung, meint er, könne sie es nie verlieren — kommt ihm unüberwindlich vor[1]). Er nennt England das Land der Freiheit[2]), die Insel der Freiheit[3]), die „Geisterinsel voll Thätigkeit und Flugkraft“[4]); es dünkt ihm, daß der Mensch nirgends so ganz in seiner Würde erscheine wie in Britannien[5]). Die Engländer sind „das erste Volk der Welt“[6]); Georg der Dritte beherrscht „das geistreichste Volk der Welt“[7]). Und der Chronist bekennt ganz offen, daß er „einer der Ekstatischesten Verehrer der Britten“ sei[8]).

Er kann es deshalb anfangs auch nicht recht verstehen, wie die amerikanischen Kolonien sich gegen ein solches Mutterland empören mögen. Aber nach kurzem Schwanken fällt in jenen amerikanischen Krieg seine Sympathie auf die Seite der Aufständischen und in seiner naiven Art beginnt er jetzt und ausgerechnet während dieser Jahre Fehler über Fehler am englischen Nationalcharakter zu entdecken. Zwar hat er vorher schon einmal auf die britische Prahlsucht hingewiesen[9]); nun aber häufen sich Ausfälle und Bemängelungen. „Die brittische Größe“, findet er, „ist nicht selten optischer Betrug“. „Ihre so hoch ausposaunte Großmuth und Menschenliebe ist meistens ein Hirngespenst“[10]). Er läßt sich aus London schreiben: „Kurz, Lieber, es ist nicht alles Gold, was gleißt. Die großen, guten, edlen, herrlichen Menschen sind hier so selten, beynah noch seltner, als in Teutschland. Nun daß hier alles den Schein von Genie hat, und doch im Grund nichts anders, als Tobsucht ist“[11]). Und: „Stimmen sie ja in Teutschland den hohen Begrif herab, den man sich von der hießigen philosophischen Denkart macht. Fuerunt Troes[12]). Die englische Größe ist zu einer guten Portion Einbildung oder beruht auf nichts als wissentlich falscher Geschichtsdarstellung ihrer Historiker. „Da ist der Engländer immer alles und andere Nationen, die ihm an Tapferkeit und Klugheit so oft überlegen sind, nichts“[13]). Hie und da aber taucht unserem Schubart sogar die prinzipielle Erkenntnis auf, daß es ebenso falsch und töricht ist, die Engländer anzustaunen und nachzuahmen, wie die Franzosen, und er

1) Chr. 1775, 187, s. a. 1776, 219. 2) Chr. 1774, 73.
3) Chr. 1775, 33. 4) Chr. 1788, 855. 5) Chr. 1788, 78.
6) Chr. 1789, 44. 7) Chr. 1789, 394 f. 8) Chr. 1788, 345.
9) Chr. 1774, 164. 10) Chr. 1775, 498 f.
11) Chr. 1776, 403 f., s. a. 1775, 817. 12) Chr. 1776, 565.
13) Chr. 1776, 446.

zieht gegen die „entehrende Anglomanie" zu Felde nicht anders als er dies so oft gegen die Gallomanie getan hat [1]. „Es ist ein ganz eigentümlicher Zug im Charakter der Deutschen, daß sie von den Ausländern weit größere Begriffe haben als von sich selbsten. In welchem Taumelkreise von Bewunderung und Nachäffung haben uns nicht die Franzosen herumgetrieben; und wer unter uns legt sein Gesicht nicht in die Falten der Ehrerbietung, wenn er das Wort Engelland ausspricht!" [2]. In einem Abschnitt „Aus der Londoner Stadtchronik" nimmt er deshalb die öfters und mit Feuer vertretene Behauptung, daß die Engländer das erste Volk der Erde seien, zu Gunsten der Deutschen so ziemlich zurück: „Unsre Musiker, Maler, Baumeister, Uhrenmacher, Silberarbeiter sind Deutsche; unsere Dichter sind ausgestorben, und wir behelfen uns jezt mit Uebersetzungen der deutschen Dichter; Leibniz fand vor Newton den Maßstab des Unendlichen; Deutsche fochten für unsere Ehre im vorigen Krieg: und noch immer behaupten wir die erste Nation in der Welt zu seyn?" [3].

Die falsche Beurteilung und Mißachtung, welche dem Deutschen im Ausland troß seinen Leistungen widerfuhr, bildet manchmal den Gegenstand von Schubarts schmerzlicher Klage in der Chronik. „Portugall und Spanien hält uns für Baurenkerls, die nichts als die Kunst verstehen, mit Dreschflegeln drein zu schlagen; Welschland für eine Art von Pavianen, Frankreich unterhält sich zuweilen mit unseren Schriftstellern, wie der Große mit Kutschern und Lakayen, bloß der Neuheit wegen; der Engelländer hält uns für Bleyköpfe, sehr geschickt, Lasten zu tragen: Und so werfen die meisten Nationen in und aus Europa sehr verächtliche Seitenblicke auf uns" [4]. Diese Verachtung ging im wesentlichen zurück eben auf jenen Mangel an nationalem Selbstbewußtsein anderen Völkern gegenüber, der die Ursache der Auslandsnachäfferei war. Gerade dieses „Schnappen nach ausländischen Vogelbeeren und Verachtung der eignen, kern- und nahrhaften Haußmannskost" [5] war es, was den Deutschen vor den nachgeahmten Fremden heruntersetzte und schändete: „Die Petitmaitressen des Auslands hohnlächeln über die Grimassen der deutschen Äffinnen" [6]. „Blos unser gloziges Anstaunen des Auslands hat uns die langjährige Verachtung und Schmach zugezogen, womit uns die Ausländer brandmahlten" [7].

---

1) Chr. 1790, 82. 2) Chr. 1774, 241.
3) Chr. 1775, 762 f. 4) Chr. 1776, 84 f., s. a. 1774, 242.
5) Chr. 1776, 831 f. 6) Chr. 1789, 8 (versehentlich 872 paginiert).
7) Chr. 1789, 15. St.

„Inzwischen möcht ich weinen vor Unmuth, daß wir Deutsche beim Auslande noch immer in so ringem Rufe stehen. In Frankreich ist das Wort Allemand ein Schimpfwort, in England sind wir niedrige Lohnknechte, in Italien geistlose Phlegmatiker, in Holland Freiheitsfeinde, in Ungarn Schurken. All dies tragen wir nicht ganz schuldlos, sondern verdienen's dadurch, daß wir so wenig unsre Nazionalwürde fühlen, daß wir feige Angaffer ausländischen Flittergolds sind, und unsere Augen vor innländischen gediegenem Golde verschließen" [1]).

Die britische Geringschätzung des Deutschen beruhte dabei in erster Linie auf jener Vermietung deutscher Truppen an England zur Niederwerfung des amerikanischen Aufstandes. „Der Deutsche ist servus servorum, sagt der Engländer. Er thut alles ums Geld. Ficht gegen sein Vaterland um Sold und Lohn, so oft man will, und Themistokles der lieber sich morden, als im Range eines Persischen Satrapen den Arm gegen sein Vaterland heben wollte, ist in den Augen der Deutschen — ein Narr" [2]). Auch hier wieder ist das mangelnde oder schlafende Nationalbewußtsein der letzte Grund dafür, daß der Deutsche sich so gut zum Söldner eignet. Schubart hält dieses Söldnerwesen für die größte Schmach seines Volkes und die häufigen Aeußerungen darüber verraten meistens eine sehr starke Erregung des Schreibers. Daß der Deutsche „fürs Geld für oder wider sein Vaterland ficht", daß er sich „um Sold und Lohn" anwerben läßt, „zu allen — gerechten oder ungerechten Kriegen", „das werfen uns die Ausländer mit Recht vor, und ich möchte heulen und mit den Zähnen knirschen, daß dieser Vorwurf wahr ist"; es ist ein Nationalflecken, den Schubart „mit Thränen wegäzen möchte" [3]). Wenn die Despoten ihr Volk unterjochen wollen, haben sie „keine Soldaten lieber als die Deutschen" [4]). Bei diesem deutschen Talent zur Untertänigkeit und zum Gehorsam ungeprüften Autoritäten gegenüber ist z. B. auch das Wachsen des päpstlichen Ansehens in Deutschland kein Wunder. „Wir Deutsche sind gar ein frommes gehorsames Völklein. Haben wir uns einmal zum Gehorsam gegen jemand gewöhnt, er mag Ansprüche auf diesen Gehorsam haben oder nicht, so sind wir schwer davon abzubringen. Daher sind wir Deutsche unter allen Völkern der Erde — die besten Unterthanen" [5]). Eine Aeußerung, die milde und resigniert klingt; anders lauten die Worte, die der Chronikschreiber einmal einem „holländischen Patrioten" in den Mund legt, allerdings um

1) Chr. 1790, 300.
2) Chr. 1787, 54.
3) Chr. 1787, 287. 1790, 768.
4) Chr. 1789, 473.
5) Chr. 1790, 338 f.

sie nachher formellerweise von einem „deutschen Patrioten“ zurückweisen zu lassen. Sie sollen angeblich aus einer holländischen Zeitung stammen, aber der Stil und die Tonart des wahren Verfassers sind zu deutlich, um den journalistischen Kunstgriff nicht erkennen zu lassen . . .: „Lacht, ihr Bataver und Schweizer!“ heißt es, nachdem ausgeführt worden ist, daß kein Volk die Worte Vaterland und Freiheit öfter im Munde führe als die Deutschen, „diese Freiheitsraser werden um geringeren Sold Fürstenknechte, sklavische Schmeichler, niedrige Söldner von Tirannen. — Diese Vaterlandsfreunde schlagen ihre Mutter Teutonia ins Antliz und kosen — um Sold und Lohn gedungen — jede Vettel des Auslands.“ Und nachdem der „holländische Patriot“ erwähnt hat, daß die deutschen Annalisten im amerikanischen Krieg wie jetzt beim holländischen Aufstand sich auf die Seite der Freiheitsunterdrücker gestellt hätten, fährt er fort: „Das machts, Hermanns unwürdige Enkel, ihr seid Fürstenknechte, zittert vor den Bütteln, die auf euch lauren, macht erlogene Päanen und Panegyren auf eure Despoten — um euren Kohl in Ruhe zu verzehren, und fühlts wie Leute, die ein unflätiges Gewerbe treiben, nicht mehr, — daß ihr stinkt“[1]).

Die phlegmatische politische Untätigkeit des Deutschen sucht Schubart übrigens mehreremale in Schutz zu nehmen, während sie anderwärts seinen heftigen Unwillen entfesselt. „In unserm lieben Vaterlande deutscher Nation geht's noch immer seinen alten Weg. — Im Ganzen genommen, alles bider und gut; aber doch phlegmatisch und langweilig. Wir Deutsche sind wie Kiesel; es muß ein guter Stahl seyn, der Feuer herauslockt“[2]). Man vergleiche damit die Stelle: „So sehr ich mein Vaterland liebe; so unausstehlich ist mir das Phlegma, womit wir auf unsere Zerstümmelungen hinbliken. Man dichtet, es sei einmal ein Phlegmatiker an einer vollen Tafel gesessen, und habe sich das Essen treflich schmeken lasen, indem große Saufänger ihm die Beine wegfrasen. — Eine alberne Dichtung; aber machten wir es wohl anders, als uns die Schweiz entschlüpfte, das paradisische Elsaß geraubt wurde, Lothringen verloren gieng, das saft und kraftvolle Brabant sich von unserm Staatskörper rieß? Ja, ja! Da saßen wir im Großvatersessel, wie Tristram Schandy; klopften die Tobaksasche auf dem Stiefelabsaze aus, und murmelten: hm! hm! hätts nicht gedacht!“[3]). Aber gelegentlich erscheint es als ein guter Charakterzug der Deutschen, daß sie „mit philosophischer Gelassenheit den Gang der Begebenheiten betrachten“ und

1) Chr. 1787, 112. 2) Chr. 1774, 507. 3) Chr. 1790, 135.

darum die zuverlässigsten Berichterstatter sind[1]); oder es wird behauptet, jenes phlegmatische Wesen, das man dem Deutschen anhängen wolle, sei nur scheinbar vorhanden. Jedenfalls: „Wenn der Deutsche den Schlaf aus den Augen wischt; so ist sein Wachen fürchterlich“[2]). Ja Schubart sucht den Vorwurf wie ein andermal dem den „Ungeschicklichkeit“ mit Beispielen zu wiederlegen, wobei er allerdings zum Teil sehr weit in die Vorgeschichte hinuntersteigt[3]).

Es sind gutgemeinte, aber ein bischen unbeholfene Versuche, die Schubart hier zur Rettung des deutschen Nationalcharakters unternimmt. Das untertänige Wesen sucht er in ähnlicher Weise einmal als eine der Ordnungsliebe verwandte Tugend hinzustellen, wobei er es aber kaum verbergen kann, daß er das selber nicht glaubt[4]). Vielleicht dachte er sich, daß er doch nicht viel ausrichten würde mit seinem Vorgehen gegen den deutschen Grundfehler. Jedenfalls war es ihm bewußt, daß er tief im Blut saß. Jene Vorliebe fürs Ausland war zu stark eingewurzelt und im Charakter des Volkes verankert, als daß Schubart oder auch die Publizistik der ganzen Periode sie hätte ausrotten können, und wenn sie noch so konsequent in ihrer Bekämpfung gewesen wäre. Verzweifelt fordert Schubart einmal die Deutschen auf, doch wenigstens die Vaterlandsliebe der Franzosen nachzuahmen[5]) — denn anders tun sies ja nicht. Oder es müßte denn ein ganz besonderer Held auftreten, der ihnen wieder zu sich selber finden hülfe. „O trät ein Luther wieder auf, der uns durchrüttelte, daß wir in neugebohrener Kraft fühlten unsre Selbstheit, unsern Adel, unsres Busens heilige Flamme, und jene Geradheit des Herzens, wodurch wir sosehr über alle Nazionen erhaben sind!“[6]). Jedenfalls ist nichts zu erreichen, solang die Jugenderziehung so wenig national orientiert ist. „Vaterlandsliebe muß schon in der Jugend geweckt werden. Aber wo läßt man in unseren Gymnasien, Lyzaeen und niedren Schulen, etwann das Denkmal der Deutschen nach Klopstock oder einem gemeinsinnigen Schriftsteller lesen und studieren. Selbst Tacitus wird da höchstselten — u. dann erst nicht zweckmäßig gelesen. Hört dann der Jüngling von Jugend auf nichts als die Namen berühmter Juden, Griechen und Römer; so nimmt er fremde Gesinnungen an und verliehrt seine Vaterländische Ichheit. Daher der Geist der Kleinheit und Nachahmung und die unter uns im-

1) Chr. 1776, 446. 2) Chr. 1791, 390.
3) Chr. 1789, 318. 1791, 90.
4) Chr. 1776, 6, vgl. 1790, 815.
5) Chr. 1788, 741, vgl. 1789, 167. 6) Chr. 1790, 300.

mer mehr zunehmende Abneigung gegen alles Heimische, Ernste, Große. O ihr, des Vaterlands Verächter, daß euch nicht einst auf dem Sterbebette die Thräne des Patrioten sengend aufs Herz falle"[1]). So ist es: das Schimpfen und Klagen über fehlenden Patriotismus hilft im Grunde wenig; nur mit positiven Mitteln kann geholfen werden. Daher empfiehlt Schubart auch unter anderem die Pflege des Liedes als Weckmittel der Liebe zur Heimat. „Durch nichts könnte unser erstorbener Patriotismus besser gewekt werden, als durch Volksreden und Volkslieder, nach Art der Schweizerlieder geformt. O Vaterland, Vaterland! wenn wischest du einmal mit zürnender Faust den Schlummer aus deinen Augen, siehst dich in deinen eignen Hainen um, und versuchst's, wo die Wünschelruthe über dem Golde deines eignen Bodens zukt!"[2]). Immer, wenn Schubart den Titel „Vaterland" über einen Artikel schreibt, „flamt dabei der so tief und langgenährte Wunsch in meinem Herzen auf, daß doch einmal Vaterlandsliebe unter dem grosen deutschen Volke allgemeiner werden möchte. So wie vom Herzen das Leben sich ergeußt, so entspringt alles Grose, Gute, Edle und Schöne in Worten, Thaten und Werken aus der Vaterlandsliebe"[3]).

* * *

Immer wieder stoßen wir auf derartige Sätze; und jedesmal scheint ein besonderer Schwung einzusetzen, eine höhere Schönheit und Verklärung aus Schubarts Sprache zu leuchten, wenn er an das Thema kommt. Ist ihm doch die Vaterlandsliebe die „Hauptsehne und Nerve des Staats"[4]), und „wo Vaterlandsliebe in einem Volke verlischt, wo Auslandsbewunderung und Auslandsnachäffung einreißt, wo das Gewürm zunimmt, das überall und nirgends zu Haus ist, da ist der Staat gewiß nicht weit vom Untergange"[5]). „O Vaterland, Vaterland, möchtest du dich auszeichnen vor allen Landen der Erde durch Großheit, Einfalt, Güte und Schönheitsgefühl in allen deinen Werken, in all deinem Thun! Möchtest du immer weniger des Auslands Sitten und Machwerk anstaunen, und deine eigenen Sitten veredlen und deinem Geisteswerk das Gepräge der Unsterblichkeit eindrücken . . ."[6]). Die ganze ans Religiöse streifende Verehrung des Mannes, die er für das heilige Ideal des Vaterlandes empfindet, und die ganz gewiß einer Begeisterung wie etwa in den Freiheitskriegen nicht im geringsten nachsteht, tritt uns entgegen, als einmal „einige Zeitungsschreiber" im ersten Revolutionsjahr von

1) Chr. 1787, 161. 2) Chr. 1788, 91.
3) Chr. 1787, 159. 4) Chr. 1789, 128.
5) Chr. 1790, 289 f. 6) Chr. 1789, 5 (869).

Friedrich Wilhelm und dem Kaiser Josef geschrieben hatten, sie „wollten den Patriotismus in Deutschland ausrotten", weil diese sich verabredet hatten, die Ruhe in Deutschland aufrecht zu erhalten: „Unsere großen Väter müssen mit Grimm auf die entarteten Buben herabschauen, die Worte niederschreiben können, welche die Heiligen im Himmel noch verfluchen. Die Thaten der großen Alten, der Griechen, Römer, Deutschen, Gallier, Britten, flossen alle aus dem heiligen Quelle des Patriotismus. Vaterland, stammelte das Kind, Vaterland lispelte der Jüngling am Busen der Braut, fürs Vaterland schwirrte das Schwerdt des Mannes in der Würgeschlacht, und der Greiß starb mit dem Seufzer: Vaterland! Diesen heiligen Vaterlandseifer ausrotten wollen? Dies himmlische Flämmlein vom Altare stehlen und ausblasen? — Welchem Deutschen ist ein solcher Gedanke nur Minutenlang erträglich!? — Brausköpfe, Schwindelhirne, Ebentheurer, wilde Thiere, die an den heilsamen Banden der Ordnung zerren, sie abschnellen, dann unser Vaterland durchrasen und verwüsten möchten; solche will Josef und Wilhelm zähmen; — nicht Patrioten; können's auch nicht, denn die schüzt der Allmächtige"[1]). Der Mißbrauch des Wortes Patriotismus kommt Schubart „ebenso greulich" vor wie falscher Religionseifer. Beispiele dafür lieferte die Zeitgeschichte besonders in den polnischen, holländischen, französischen Wirren in reicher Zahl; auch der Versuch des Schweden Benzenstierna, die russische Flotte in Kopenhagen in Brand zu stecken, wird als ein solcher Mißbrauch gekennzeichnet und verdammt[2]).

Im allgemeinen überwiegt die pessimistische Stimmung, wenn Schubart von der Lage und Z u k u n f t d e s V a t e r l a n d e s schreibt. Wir werden ihm das nicht verdenken können; es mag zum Teil auch ein wenig absichtliche Uebertreibung dahinter stecken. „Man darf weder den Hypochonder noch den Spleen haben; so wird man doch Ursachen genug zum traurigen Mißvergnügen finden, wenn man mit prüfenden Augen und redlichem Herzen auf sein Vaterland hinblickt. Leser, sey 'nmal ein Mann, verschließe die Augen nicht aus sclavischer Furcht, schau' nicht durchs Prisma einer übertriebenen Vaterlandsliebe, sondern stell' dich mit mir auf einen Berg, athme die feinern Lüfte der Freiheyt, thu die Augen weit auf und wafne dich mit dem Sehrohr der Weisheit. Was siehst du? Scheint nicht dein Vaterland um dich her in der fürchterlichsten Stille zu liegen, worauf ein Sturm folgt? Scheinen nicht deine Mitbürger muthlos Kopf und Hand sinken zu lassen? Scheint nicht die Gewerbsamkeit mitten aufm Wege stille zu stehen, vor

1) Chr. 1789, 844. 2) Chr. 1789, 269 f.

tiefem Gram, an irgend einen Felsen zu sinken, und ihren Tod zu erwarten? Die Furie Zwietracht hat da und dort ihre Fakel angesteckt und schwingt sie durch die Lüfte, um sie in Flamme zu bringen. Die ruhige Weisheit, der Friede und die Töchter der Fülle, der Geschmack von Grazien umgeben, scheinen schon irgendwo ein besseres Volk zu suchen, um es glücklich und froh zu machen." — „O, ich mag das ganze finstere Gemälde nicht ausmalen", fährt er fort. „Will die Farben um Klumpenweis hinwerfen, magst sie selber verwaschen." Und er zählt hintereinander auf die Mißstände beim Wetzlarer Reichskammergericht, wo der preußische König erst kürzlich eine Protestationsschrift hat einreichen lassen, die Reaktion in der Schulpolitik, die auf erfreuliche Anläufe gefolgt sei, den religiösen Fanatismus, der wieder seine alte Rolle zu spielen anfange, die Mißstände im Steuerwesen und der „Polizey", die fürstliche Beamtenpolitik, wo das Verdienst „nicht mehr nach Kopf, Herz und Thaten, sondern nach der Biegsamkeit unseres Rückgrads" bestimmt wird[1]). Dasselbe Lied wiederholt sich mit verschiedenen Variationen. „Es ist nichts mehr in Teutschland zu machen", diese Klage der Amerikawanderer, „die jezt von einem Ende Teutschlands zum anderen erschallt, verdiente von einem Denker, der Erfahrung hat, sehr genau untersucht zu werden"[2]). Oder man lese die neun „Klagen des Bruder Franz" im 84. Stück des Jahrgangs 1776, aus denen bereits mehrere Stellen zitiert wurden. Zerfall von Religion und Sittlichkeit, Ausländerei und Soldatenhandel, „Tyranney" und schwindende Freiheit heißen da die Symptome der nahenden Krise. „Klage, klage Teutonia, klage, daß dein Klaggesang thöne wie Löwengebrüll in den Bergklüften! — Nicht mehr, was sie waren, sind deine Söhne, nicht stark, unbezwungen, frey, einfältig, bider und fromm. Klage Teutonia, klage!" „Steinadler schweben über dir mit schlagendem Fittich, und mit dem Blicke der Vertilgung. Sie schreien nach Raub, sie wittern Raub, und kreisen fürchterlich in der Luft, niederzustürzen auf die Beute, sie mit der Klaue zu packen, und mit schwarzem krummen Schnabel zu zerreißen"[3]). Zu diesen voraspergischen Stellen gesellen sich ganz ähnliche aus der zweiten Chronik. „Was behängst du dich mit den Lumpen des Auslands und mordest deine Kinder mit fremden Gifte? Warst ehmals so ernst, so gesezt, so keusch, so mäßig, so einfach, so fromm, so stark, so gros; und bist jezt so ringsinnig, so eitel, so frech, so schwelgend, so Prunksüchtig, so glaublos, so schwach, so klein!! .... Vergiftet ist dein Herz, zerrüttet deine Schaukraft, verschraubt dein Kopf, weich dein

1) Chr. 1775, 65 f. 2) Chr. 1776, 249. 3) Chr. 1776, 657 ff.

Körper, — und ach! wie stumpf bist du für jede Pflicht, für jede Tugend, die Aufopferung und Verläugnung fordert! Selbstsüchtiger sinnlicher Genuß ist das große Ziel, nach dem du mit wilder Hize jagst. Weißt gar schön von edlen Taten, von Großheit, Menschenhuld, Freiheitssinn und Gottesfurcht — zu schwazen. Aber der Roz deines Phlegma hindert dich am Thun"[1]). „Mich wekt kein Aufschrei zur Großthat — kein Freiheitsruf, keine Vaterlandsstimme — Huhu! ist dies das Land, wo ich gebohren bin — und Teut, und Wodan — und meine Enkel Sigmar, Hermann?" spricht Thuisko einmal im einigen Szenen „aus dem großen Weltdrama"[2]).

Verhältnismäßig selten sind dem gegenüber die Stellen, wo Schubart alledem zum Trotz an der Hoffnung auf eine Besserung festhält und es wagt, eine große Zukunft zu prophezeien. In einem „Gesicht", das der Schreiber im Tempel der Germania hat, heißt es einmal folgendermaßen: „Ach deine Söhne Germania, kämpfen nicht mehr um die heilige Freiheit, deine Reisigen lassen sich wie Knechte dingen, und würgen sich um niedrigen Miethlohn. Anstarren und Nachäffen fremder Sitten hat ihre Sehnen abgespannt. Bey den Weichlingen, drüben am Rhein, holen sie weibische Moden, Seuchen und Verzagtheit .... Aber weine nicht, deutscher Mann, die Löwen erwachen, sie hören das Geschrey des Adlers, seinen Flügelschlag und Schlachtruf. Sie stürzen hervor, wie die Cherusker aus den Wäldern stürtzten, reißen abgerißene Länder aus den Armen der Fremden, und unser sind wieder ihre fetten Triften und ihre Traubenhügel. Ueber ihnen wird sich ein deutscher Kaiserthron erheben, und schrecklichen Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen." Er fügt die bedeutungsvollen Worte hinzu: „Leser, halte dieß Gesicht für keinen prophetischen Traum, 's kann wahr werden. Die Zeichen der Zeit sind dieser Vermuthung sehr günstig. Schon sind wir an Zahl, Maaß und Gewicht allen Nationen überlegen. Bleiben wir einig, wie wir's itzt sind; so werden wir bald die erste Nation der Welt sein. Ich wollt', ich könnte dieß im Wetter sagen, so ernst ist's mir"[3]). Und ein andermal lesen wir unter der Aufschrift „Vom Nationalcharakter": „Klima, Erziehung, Regierungsform, alles trägt das Seine darzu bey, diesen Charakter zu erhalten, zu bestimmen, oder gar zu verfinstern und zu vernichten. Vernichten? Das hält schwer, wenn der Stof so derb ist wie bei den Teutschen. Nachahmungsucht hat zwar einige Geken unter uns gemacht; aber man siehts jezt nur allzu deutlich, daß das Französische Luftkleid dem teutschen Riesenkörper

1) Chr. 1788, 220. 2) Chr. 1788, 93. St. 3) Chr. 1774, 418 f.

nicht passe. Wir fangen wieder an, die Franzen und Maschen herunter zu reißen, und nach 'm alten Kittel mit großen Aufschlägen und maßiven Knöpfen zu greiffen, indem unsere Voreltern so stattlich einhergiengen. Tacitus würde unter uns noch viele von jenen festen Zügen finden, womit er sein ausgeartetes Rom beschämte"[1]). Die Stelle im 3. St. 1787, wo er sich glücklich preist, ein Bürger seines Vaterlandes zu sein, ist nicht ganz ernst zu nehmen[2]); wohl dagegen die bedingte Weissagung auf kommende Größe zwei Jahrgänge später, die uns in charakteristischer Weise die bereits besprochene religiöse Eigenart der zweiten Chronik, jene antirationalistische Tendenz, erkennen läßt:

„Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt,
Die alte deutsche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt
Den Christenglauben nie verletzt,
Und Wahrheit über alles schätzt,
Nicht Irrwischlicht Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt,
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel stärkt mit Tapferkeit,
Wenn Deutschland all diß thut und hält,
So wirds das erste Land der Welt"[3]).

Schubarts Vaterlandsliebe, obwohl sie sich zu einem guten Teil an Klopstocks dichterischer Verherrlichung der germanischen Vorzeit entzündet haben mag, war doch keine blinde Schwärmerei und hat gewiß auch nichts von verranntem Chauvinismus an sich. Er wollte auch die Vorzüge anderer Nationen gelten lassen; nur von dem deutschen Nationalübel, das auf Kosten des Fremden das Eigene verachtete, wollte er nichts wissen. So schreibt er in einer Anmerkung zu einem Klopstockschen Gedicht „An die Ueberschäzer der Ausländer" folgende maßvollen Sätze: „Schäzt fremdes Verdienst, meine Brüder, das ist gerecht. Aber verachtet — auch eure ärmere Mutter nicht. — Trettet eure heimischen Schäze nicht mit Füßen; laßt nicht fliegen einen Steinadler, um zu haschen einen Kolibri; schmäht nicht die tapfern, bidern, ernsten, geistigen, grosen Bürger eures Landes und preißt — ach oft die leichtesten, mattherzigsten, frivolsten, geistlosesten, wizigsten Ausländer; denn das ist ungerecht"[4]). Und bei aller freudigen Hervorhebung der Vorzüge des deutschen Nationalcharakters sucht

1) Chr. 1776, 196. 2) Chr. 1787, 19.
3) Chr. 1789, 15. St. 4) Chr. 1787, 234.

er doch nie seine Schwächen zu vertuschen oder zu leugnen; höchstens, daß er sie ein wenig beschönigt, oder daß er neben der schlimmen auch gelegentlich die gute Seite einer deutschen Eigenschaft betont. Kriegerische Tapferkeit und militärische Befähigung sind unbestrittene Ruhmestitel der Deutschen, in denen sie selbst vor den Franzosen hervorragen[1]). Es gibt keine zuverlässigeren Bundesgenossen als sie; denn sie sind nicht allein tapfer, sondern auch treu. „Ich weiß kein Volk, das sich um so viele Nationen verdient gemacht hat, als meine lieben Landsleute. Tapferkeit und Treue äußerten sie immer gegen ihre Bundesverwandte; mit Falschheit und Undank haben sie sich selten und mit Verzagtheit niemalen befleckt“[2]). Daneben rühmt er vor allem die Einfachheit und Gediegenheit, die Lauterkeit und Ehrlichkeit des deutschen Volkscharakters. In der Vision der Neujahrsnacht 1776 auf 1777 sind die beiden Tempel der Einfalt und Größe durch einen gemeinsamen Raum verbunden, der „Teuts Halle“ genannt wird[3]). „Wir Deutsche sind ein Goldklumpen, der nur im allgemeinen Weltbrande aufgelöst werden kann: unsre Nachbarn aber spinnen ihr Gold in dünnen Drath aus, der zwar viel umspinnt, aber leicht zerreißt; gewinnt in der Extension, aber verliert in der Intension. Nur der Britte allein kann es mit dem massiven, goldschweren Karakter der Deutschen aufnehmen“[4]). Und wie er einmal von seinem sonst so verehrten England erfährt, daß die öffentliche Moral dort derart gesunken sei, daß man um fünf Schillinge einen Meineid kaufen könne, ruft er aus: „Liebe teutsche Nation sey mir gegrüßt in deiner himmlischen Einfalt! Bin ichs doch gewis, daß man unter dir Niemand finden wird, der um einen so elenden Preis sein Gewissen beschwerte“[5]. Etwas dunkel klingt eine Stelle, wo er von der „felsenfesten Masse unseres Nazionalcharakters“ spricht, „die sich nicht so leicht, wie ein Brod- oder Käselaib mit Einem Schnitte in zwei Theile theilen läßt“[6]).

Schubart mochte in seiner Geistes- und Gefühlsbestimmtheit, in seinen Tugenden und seinen Fehlern im großen Ganzen ein Kind seiner Zeit sein, und wir haben es schon oben verschiedentlich versucht, ihn als ein solches zu kennzeichnen. In diesem Einem Punkte aber hat er sich nicht gefürchtet, ihr entgegenzutreten, und andere Ansichten zu haben als seine gebildeten Landsleute: daß er mit Bewußtsein und unermüdlicher Energie, die bei seiner sonstigen Art doppelt auffallend und anerkennens-

1) Chr. 1775, 155, vgl. auch 1789, 99. St.
2) Chr. 1776, 533. 3) Chr. 1777, 1 ff. 4) Chr. 1788, 795 f.
5) Chr. 1776, 787. 6) Chr. 1791, 394.

wert ist, den nationalen Gedanken festhielt und propagierte. Schon daß er sich überhaupt mit Politik befaßte und ungeheucheltes Interesse für ihre Bewegungen empfand, stellt ihn in Gegensatz zu den meisten „Intellektuellen“ seines Zeitalters, denen der Staat in Konsequenz der individualistischen Aufklärungsphilosophie als Zufallsgebilde und Notbehelf erschien, um das zu kümmern sich nicht lohnte. Eine Stimmung, der kein besserer Vorschub geleistet werden konnte als durch den Zwangscharakter des absolutistischen Bureaukratenstaates und die elende Verfassung des zersplitterten Reiches. Es gehörte ein gut Teil Idealismus und Hoffnungsfreudigkeit dazu, damals deutsch zu denken und zu fühlen. Und es war doch zugleich so viel vornehmer und scheinbar großzügiger, sich als Weltbürger zu wissen und zu gebärden, und die demütigend engen Grenzen des „Vaterlandes“ nicht bloß hinauszuschieben, sondern sich in kühnem Geistesfluge überhaupt über alle Begrenztheit hinauszuschwingen. Aber so erhaben und begeisternd der Gedanke des „Seid umschlungen, Millionen!“ an sich sein mag, so jämmerlich präsentiert er sich da, wo er offenkundig zur Verlegenheitsphrase wird oder zur Selbstbeschwichtigung dient, um die Blöße des mangelnden Nationalbewußtseins zu decken. Schubart durchschaut die ganze Hinfälligkeit und Leerheit des kosmopolitischen Ideals seiner Zeit[1]) und gibt sich unendliche Mühe, seinen Deutschen wieder etwas von dem frischen roten Blut nationalen Bewußtseins in die Adern zu spritzen, das die seinigen so warm durchströmt. Nicht mit Unrecht hat ihm die Sammlung seiner Schriften, die 1839 in Stuttgart herauskam, auf ihrem Titelblatt den einzigen Beinamen des Patrioten gegeben. Es war gewiß kein kleiner Geist, wenn ein Kind des sterbenden römischen Reiches deutscher Nation es wagte, von einem deutschen Vaterland zu reden und auf seine zukünftige Größe zu hoffen. Und dazu noch ein Mann, der selber kein Vaterland im Sinne der Zeit hatte, der überall Gast und nirgends eingebürgert war, wo er auf seiner wechselvollen Lebensfahrt sich aufhalten machte. Oder war es vielleicht eben dieser Umstand, der Schubart die Fesseln partikularistischer Engherzigkeit erspart hat?

Das war ja der andere Ersatz für das Nationale, den man gleichzeitig hatte — ein Surrogat, dessen scheinbare Vollwertigkeit vorher und nachher manches Herz betört hat: die Hervorhebung der Stammeseigentümlichkeit, das Pochen auf die Vorzüge und traditionell geheiligten Tugenden der einzelnen Völkerschaften, die seit den Zeiten der Karo-

1) Chr. 1774, 160. 1776, 832.

linger dieses deutsche Reich ausmachten, ohne je in ihm aufzugehen. Auch Schubart ermangelt nicht des spezifisch schwäbischen Selbstbewußtseins und kehrt es hie und da deutlich hervor; er beteiligt sich sogar gelegentlich an der alten Unsitte des Stechens der einzelnen Stämme aufeinander, obwohl es ihm dabei tatsächlich nie ganz ernst war, und seine derartigen Ausführungen meist durch die Aufzeigung des gemeinsam deutschen Hinter- und Untergrunds gemildert werden. Bei der Stellung, die gerade die Schwaben im Stammeskonzert von jeher eingenommen haben, handelt es sich häufig auch um ein rein defensives Vorgehen. Wer will es dem Manne übel nehmen und nicht vielmehr hoch anschlagen, daß er auf die Ehre seiner Schwaben nichts kommen ließ? Als im Jahr 1774 eine Schrift erschien „die Ehre der Schwaben, aus der alten und mittleren Geschichte gerettet“, zeigte er sie mit der fast zornig klingenden Bemerkung an: das sei unnötig, denn noch habe niemand eine Schande der Schwaben geschrieben. „Mannthaten zeugen vor uns, daß wir Deutsche sind; daß deutsches Mark unsere Knochen stähle, und deutsches Blut unsere Adern schwelle“ . . . . Und nachdem er u. a. auf Wieland und seinen „Merkur“ verwiesen hat, fährt er fort: wenn Böotien nicht Athen werde, so sei allein schuld „die Verschiedenheit der Staatsverfassung und der Religion“. „Ein Herzogthum, Markgraf- und Fürstenthümer, — Bischöffe, Prälaten, Grafen, Baronen — Reichsstädte, große und kleine und überall andere Grundsätze, Zwietracht in der Religion, verschiedene Erziehungssysteme, Provinzialvorurtheile, steifes Halten auf's Herkommen, Gleichgültigkeit gegen das Ausland und phlegmatische Selbstzufriedenheit mit sich selber; — das mögen vielleicht die Ursachen seyn, wen Böotien nicht Athen wird“[1]). Er will sich den alten Scherz vom Schwabenalter, daß „Suevi sero resipiscunt“, nicht gefallen lassen[2]); der Schwabe hat nur nicht die Gabe oder das Bedürfnis, seine Vorzüge nach außen hervorzukehren, wie dies andere Stämme verstehen: „Der Schwabe hatte von jeher das Eigene — viel zu thun, und wenig oder nur einsylbig davon zu sprechen“[3]). Und seine Gemütswärme ist ein Reichtum, der ihn allen anderen voranstellt, wie es ein Epigramm „deutscher Provinzialwerth“ einmal hübsch zum Ausdruck bringt:

„Der Sachs ist fein; der Bremme stark;
Das Baiervolk hat Knochenmark.

1) Chr. 1774, 13 ff. Unter „Ausland“ ist hier natürlich das deutsche „Ausland“ zu verstehen.
2) Chr. 1788, 777. 3) Chr. 1790, 412.

Oestreicher haben guten Muth,
Geniessen viel, verdauen gut.
Der Frank' ist bider und gerecht,
Der brafe Hesse schlecht und recht.
Hannover, Braunschweig, Hamburgs Stadt,
Noch viel Cherusker Enkel hat;
Doch übertrifft sie alle weit
Der guten Schwaben Herzlichkeit"[1]).

Die doppelte Seite eben dieser letzteren Eigenschaft, die als Tugend und Schwäche auftreten kann, kennt er wohl: „Die Schwaben sind vor vielen deutschen Provinzen am geneigtesten zum Aberglauben; daher geben wir unsern Erzählungen so gern den Anstrich des Wunderbaren, und daher können die Exorzisten und Teufelsbanner so bequem ihr Theater unter uns aufschlagen. Aber eben dieser ihr Hang zum Aberglauben beweist wahres Leben des Herzens, Wärme, Enthusiasmus, Phantasieschwünge, und kann über kurz oder lang Genies unter uns hervorbringen. Eine vernünftelnde Nation hat weit weniger Thätigkeit, und bringt selten ein Genie hervor"[2]). Und er hat nicht bloß resignierte Augenblicke, wo ihm die Schattenseiten im Bild seiner Landsleute stärker hervortreten — etwa ähnlich wie wir dies bei seinen Aeußerungen über Deutschlands Zustand und Zukunft gesehen haben —; er gesteht offen, daß tatsächlich zur Zeit Schwaben der dunkelste Winkel Deutschlands sei und keinen Anlaß zu freudigem Selbstgefühl liefere — woran allerdings das Volk selber keine Schuld trifft, sondern diejenigen, die für seine Leitung verantwortlich sind. Als ihm einmal angeblich eine Zuschrift den Vorwurf machte, er nehme sich zu wenig seiner schwäbischen Volksgenossen an, replizierte er in bitterem Ernst: „Niemand wird geneigter seyn, Schwabens Ehre auszuposaunen, als ich, sobald mehr Stof dazu vorhanden seyn wird, als jezt. Wenn aber unsre besten Köpfe fortfahren auszuwandern; wenn unsre Gelehrte aus sträflichem Phlegma sich mit ihrer Pfründe mästen, und nichts schreiben; wenn unsre Künstler durch schlechte Behandlung gezwungen werden, wie Taglöhner Holz zu spalten und Säcke zu tragen; wenns jedem Phantasten erlaubt ist, frey unter uns zu wandeln, und das Volk am Narrenseil 'rumzuführen; wenn durch die elendesten Erziehungsanstalten die Seelen unserer Mitbürger hingemordet werden; was kann ich da sagen: sprich guter, bester Mann"[3])? Und so spricht er auch nach dem Asperg einmal halb ironisch von „unsrem verschrienen Lande, wo sonst

1) Chr. 1787, 284. 2) Chr. 1775, 809 f. 3) Chr. 1776, 101.

nur Käuzlein und Fledermäuse die Luft durchschwirrten, und wo durch den Zauberstaab des stolzen Auslandes alle Nachtgeister hingebannet wurden", allerdings mit dem Nachsatz, daß gegenwärtig dort „ein Lichtlein nach dem andern" aufgehe [1]).

Schubarts Anhänglichkeit und Liebe mochte seiner engeren Heimat gehören trotz aller Unbilden, die ihm dort entgegengewachsen waren. Aber verschiedenemal hat er sich selber mit der Absicht getragen, nach Preußen auszuwandern: und seine volle Bewunderung und unbegrenzte Verehrung gehörte dem Staate Friedrichs des Großen. Seine ganze vaterländische Begeisterung ist dorther orientiert und nicht denkbar ohne Preußen. Preußen war Deutschland. Es ist ja eine der Ironien der Geschichte, daß damals das nationale Interesse einzig verfochten wurde von einem Partikularfürsten, dessen ganze Politik gegen das Reich gerichtet und dessen literarische Bildung nicht eben deutsch war; und daß das deutsche Bewußtsein zum erstenmal wieder aufzuflackern begann, nachdem dieser Fürst dem militärischen Aufgebot des deutschen Reichs eine klägliche Niederlage bereitet hatte. Schubart mußte begeisterter Preußenfreund sein, weil er national empfand; und er wäre es wohl geworden auch ohne die starken Jugendeindrücke und das väterliche Vorbild, die ihn schon frühe in diesem Sinne beeinflußt haben. Er wäre es geblieben auch ohne das persönliche Motiv, daß er seine Befreiung vom Asperg preußischer Intervention verdankte; bei seiner Charakterbeschaffenheit hat dieser Umstand freilich stark auf ihn eingewirkt und erklärt manche Uebertreibung und naive Unwahrheit in der bedingungslos preußischen Haltung der nachaspergischen Chronik, insbesondere auch in den Urteilen über Friedrich Wilhelm, der ihm im Grunde nicht besonders sympathisch war.

Wenn es in der Chronik einmal heißt: „Kein Staat hat in einer Kürze — was sind etwann 120 Jahre im Kreislauf von Jahrtausenden — die Augen aller Welt so scharf auf sich gezogen als dieser" [2]), so ist das jedenfalls keine Uebertreibung. Und auch von den zum Teil überschwenglichen Urteilen, die uns sonst über Preußen begegnen, ist der Inhalt immer vollkommen richtig; denn es war eben tatsächlich echte Größe und Genialität, was dort lebte, und das kleine Land spielte wirklich durch seinen Friedrich „unter allen Völkern der Erde eine der ehrenvollsten Rollen" [3]). „Wie wunderbar, daß Preußens 6 Millionen Menschen in der politischen Waagschale mit den zwanzigen und mehreren Millionen anderer Weltstaaten gleich wägen! O Genius, Genius wie

1) Chr. 1788, 87 f. 2) Chr. 1787, 25. 3) Chr. 1788, 857.

groß ist deine Kraft! Ein Funke von dir wiegt ganze Fleischgebürge auf“ [1]).

* * *

Das damalige Preußen war Friedrichs des Großen Schöpfung. Und auf ihn konzentrierte sich Schubarts rückhaltlose und ans Abgöttische streifende Bewunderung und Verehrung. Wir haben für die Stellungnahme der Chronik — die übrigens hier in ihrer Zeit nicht allein steht — in der späteren Geschichte der deutschen Presse nur eine Parallele: das ist die Verherrlichung Bismarcks nach 1870 in einem Teil der deutschen Zeitungen. Fast in jeder anderen Nummer ist von Friedrich die Rede; und immer in Tönen, aus denen man die gehobene Stimmung, das begeistert schlagende Herz des Verfassers heraushört, und die sich für den halbwegs verständnisvollen Leser sehr wohl unterscheiden von den konventionellen Phrasen und handgreiflich verlogenen Schmeicheleien, die sich zuweilen einstellen, wenn von anderen gekrönten Häuptern die Rede ist. Die Beiwörter „der Große“ und „der Einzige“ sind dabei schon beinahe zu stehenden geworden [2]); das Beiwort des Großen passe Friedrich an, meint Schubart einmal, „wie dem Riesen der Harnisch“ [3]). So ganz erhaben und über alles Normale hinausgehend erscheint ihm diese Größe, daß er verschiedenemal bekennt, daß menschliche Maßstäbe hier versagen: „'s ist doch schrecklich, was der König von Preußen vor ein Mann ist. Man schwindelt hinauf nach seinem Kolossenbilde, ohne es jemals ganz zu fassen. In der Nacht der Verborgenheit thut er Wunder, die der Nachwelt ein Räthsel sein werden“ [4]). Eine Kritik seiner Politik, auch wenn sie ihm nicht verständlich ist, möchte er sich nicht erlauben: „Einem Chronikschreiber kommt es nicht zu, über so wichtige Schritte eines großen Monarchen ein Urtheil zu fällen“ [5]). Denn Friedrich ist ein Mann, „der soweit über seine Zeitgenossen hinausreicht, daß er, wie einsam, dasteht und niemand findet, dem er die Rechte bieten und sagen kann: Du bist mein Geistesbruder!“ [6]). Nur mit Cäsar kann er als Feldherr verglichen werden und ist größer als jener [7]). Allenfalls auch mit seinem Ahnherrn, dem großen Kurfürsten. „Vor hundert Jahren“, steht im 10. St. des ersten Jahrgangs zu lesen, „stand Friedrich Wilhelm der Grose mit 25 000 Mann am Rhein; was würde dieser große Churfürst sagen,

1) Chr. 1787, 402.
2) Chr. 1774, 147. 1787, 3 f. 25 f. 1788, 83. 1790, 780. 1791, 607 u. a.
3) Chr. 1787, 301 f. 4) Chr. 1775, 389.
5) Chr. 1774, 19. 6) Chr. 1790, 287. 7) Chr. 1787, 396.

wenn er seinen Uhrenkel, nach dem Verlaufe so weniger Jahre, in der gegenwärtigen Macht und Herrlichkeit erblickte?" „So große Veränderungen können ein Paar große Genies in einem Staate hervorbringen!", heißt der Zusatz, in dem die beiden zusammengefaßt werden [1]). Friedrich heißt daher auch geradezu „der Unerreichte" [2]); er ist nicht bloß mit Josef von Oesterreich der größte deutsche Herrscher des Jahrhunderts [3]), sondern mehr: „er ist der Nahme eines ganzen Jahrhunderts, und wird noch fortwürken, wenn er schon lange gestorben ist" [4]). Nicht zu kühn gesagt — die Geschichte hat dem Chronikschreiber Recht gegeben. Friedrich ist „der Unsterbliche" [5]) geblieben, und wir werden Schubart gewiß den überschwenglichen Ausdruck verzeihen, wenn er von seiner „Apotheose" [6]) redet und ihn unter dem Namen des „nordischen Wodan" schon vor seinem Tode unter die Götter aufnimmt [7]).

Populär gemacht hatte den Preußenkönig der siebenjährige Krieg. Sein unerschütterlicher Heldenmut im Kampf gegen eine europäische Koalition mußte dem Gleichgültigsten die Achtung abnötigen, die alle Größe, ganz abgesehen von persönlicher Sympathie, erweckt. Auch Schubart preist als Friedrichs Haupttugend seine nie erlahmende Tätigkeit, und die Beharrlichkeit und Ausdauer, die er auch in der späteren Friedenszeit bewies, und mit der er das schwer erschöpfte Land wieder in die Höhe brachte [8]). Als der Kanal von Bromberg fertig gestellt war, erwähnt er Alexanders Träne und meint: „Sollte nicht diese Heldenthräne schon lang' in des Kronprinzen von Preußen Augen stehen? Denn wieviel läßt ihm wohl sein Oheim noch zu thun übrig?" [9]). „Wer muß nicht in Bewunderung und Staunen ausbrechen über den großen, immer unruhigen, immer thatensinnenden Geist dieses ausserordentlichen Monarchen — dieses Weltenlenkers!" [10]).

Zwei Schwächen hatte der König auch für seinen Bewunderer Schubart. Das war seine Vorliebe für französische Literatur und Bildung und sein religiöser Indifferentismus. Von dem letzteren spricht er erst in der nachaspergischen Chronik, von der wir wissen, daß sie in diesem Punkte eine übergroße Empfindlichkeit an den Tag legt, während das Franzosentum seine aufreizende Wirkung auf das Schubartische Gemüt in dieser zweiten Periode und vollends nach dem Ausbruch der Revolution so ziemlich verloren hatte. Friedrichs Atheismus ist „ein

1) Chr. 1774, 77. 2) Chr. 1787, 277. 1790, 495.
3) Chr. 1701, 607. 4) Chr. 1776, 89. 5) Chr. 1788, 211.
6) Chr. 1787, 277. 7) Chr. 1775, 595, s. a. 1776, 829.
8) Chr. 1775, 553. 9) Chr. 1774, 421. 10) Chr. 1776, 331.

finstrer Flek in seinem Lichtbilde“[1]), und seine Aeußerungen über Religion sind „das Kleinste, Schlechteste, Unreifste was jemals Friedrich der Grose dachte, oder schrieb“. „Dieser von mir so oft gefeierte König hatte den unendschuldbaren Fehler, daß er nicht nur die christliche Religion bezweifelte, oder mit schonendem Stillschweigen verwarf, sondern sie, wie eine Todfeindin, haßte“. Es wird von „schändlichen Ausfällen“ auf Christus und die Apostel geredet und mit dem merkwürdigen, echt nachaspergisch-schubartischen Satz geschlossen: „Welches Staunen wird die Seele Friedrichs ergriffen haben, als ihm Christus in seiner Herrlichkeit zurief: Ich bin es doch, was du nicht glaubtest — der Herrscher über alles im Himmel und auf Erden!“[2]).

Uebrigens, wenn Schubart sich hier eine deutliche und sogar scharfe Kritik an seinem Idol gestattet, so weiß er, daß seine immer noch vorhandene große Verehrung ihm ein gewisses Recht dazu gibt[3]). Anderen gegenüber, die Friedrich nach seinem Tode bemängelten und zum Teil ganz die gleichen Vorwürfe erhoben, fühlt er sich sofort wieder zum Verteidiger berufen. Unter der Spitzmarke „Fridrich in Elysium“ wird einmal die Schrift eines „Oestreichischen Rüpels“ erwähnt, in der Friedrich als schlechter Schriftsteller und Mann ohne Religion hingestellt wird. Gleich hat der unglückliche Verfasser seine Maulschelle weg: „Wann werden doch die Oestreichischen Schriftsteller einmal aufhören, sich unter die Frösche zu mischen, und den Olympischen Jupiter anzuquaken?“[4]). Unter der Form von dramatischen Totengesprächen aber setzt sich Schubart im ersten nachaspergischen Jahrgang zweimal mit solchen Biographen auseinander, die ihrer Aufgabe nicht gerecht geworden sind[5]). Die Minderwertigkeit derartiger Arbeiten wird dabei mit folgender Begründung erklärt, deren Worte niemand anders als dem seligen Luther selber in den Mund gelegt sind: „Ists auch Wunder, daß es solche Schmierhansen unter den Deutschen gibt? Lassen sie sich nicht — niederträchtig genug — von Buchhändlern kommandiren: sollst diß oder jenes Buch auf die Messe liefern. Da beklexen sie denn mit toller Faust das Papier — zur Schmach der Nazion und ihrer eigenen Schande“[6]). Daß Schubart ein begeisterter Ankündiger von Friedrichs eigenen schriftstellerischen Erzeugnissen ist, die bald nach seinem Tode bei Mezler in Stuttgart erschienen[7]), versteht sich von selber; und eine Freundschaft wie die

1) Chr. 1788, 558. 2) Chr. 1790, 549. 3) Chr. 1788, 558.
4) Chr. 1789, 352. 5) Chr. 1787, 27 ff. 157 f., s. a. 213 ff.
6) Chr. 1787, 158.
7) Chr. 1789, 8 (falsch paginiert: 872), s. a. 1788, 211.

mit dem badischen Historiker Posselt war durch nichts anderes zusammengeführt worden als durch den gemeinsamen Friedrichenthusiasmus. Posselts Reden und Schriften über Friedrich werden in der Chronik ausgiebig empfohlen und ausgezogen.

Für den psychologischen Feinschmecker ist es interessant, Schubarts Urteile über den großen Friedrich zusammenzuhalten mit denen über seinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. Viele von ihnen lauten ebenso feurig und begeistert, loben ebenso überschwenglich — aber ein gewisses Etwas, vielleicht eine kleine Nuance, um die sie zu stark übertrieben sind, läßt herausfühlen, daß ihnen nicht dieselbe Wahrheit zukommt. Es mochte vielleicht auch für Schubarts Beurteilung Friedrich Wilhelms gelten, was er vom preußischen Staatswesen sagt: daß der Geist des großen Toten darin noch weiterwirke, auch wenn seine Stelle von einem Nachfolger eingenommen sei —[1]), aber je länger je mehr verstärkt sich beim Leser der Eindruck des Künstlichen, Geschraubten, Unwahren, wenn das neue Regime in Preußen verhimmelt wird. Subjektive Motive, die bei Friedrich nicht in Betracht kommen, sind dabei mit im Spiele: Dankbarkeit und Furcht. Friedrich Wilhelm hatte den Schreiber vom Asperg losgebeten, und er konnte andererseits im Persönlichen ganz im Gegensatz zu seinem Oheim keine Kritik ertragen, war überhaupt kein Freund der Presse und Preßfreiheit. Es ist bezeichnend für unseren Schubart und versöhnt uns wie schon früher Aehnliches mit seiner wirklich für Heutige schwer genießbaren gelegentlichen plumpen Kriecherei und Schmeichelei vor gekrönten Häuptern, daß er es auf die Dauer doch nicht ausgehalten hat, daß er sich mehr und mehr mit frechen Aufrichtigkeiten hervorwagt, bis er schließlich — der durch den Asperg hätte gewitzigt sein können — auch beim preußischen Hof in Ungnade fällt. Zwar so schlimm wie Anno 1777 fiel es nicht aus, aber Angst litt er genug, und sein Ende wurde nach der Aussage seines Sohnes durch die gemütliche Depression infolge dieser Affäre um ein Bedeutendes beschleunigt[2]).

In der 4. Nummer der zweiten Chronik begrüßt Schubart den neuen Preußenkönig etwas sehr voreilig als den Vollender des Systems, das Friedrich Wilhelm I. geschaffen, Friedrich der Große erweitert und gegründet habe, und hebt die „Weishait und Königsmilde" hervor, die ihn dabei auszeichne[3]). Er ist der „gütigste, beste, menschlichste" Monarch[4]); oder an einer andern Stelle: „einer der hochgeehrtesten Mon-

1) Chr. 1787, 303. 2) „Schubarts Karakter", s. Ges. Schriften.
3) Chr. 1787, 25, vgl. auch 1789, 449 f. 4) Chr. 1788, 648.

archen der Erde — nicht eben durch das Wetterleuchten eines außerordentlichen Geistes, sondern vielmehr durch die unbeschreibliche Güte und Gerechtigkeit seines Herzens"[1]). Jedenfalls „herrscht noch immer der alte Genius in den Preußischen Staaten"[2]), denn Friedrich Wilhelm hat „gleichen Riesenpfad"[3]) wie sein großer Oheim betreten. Daneben reiht sich bei späteren Erwähnungen vorzugsweise das Lob seiner Friedensfreundlichkeit[4]), über die man ziemlich verschiedener Ansicht sein konnte und die Schubart selber nicht immer so dankenswert findet. Er kann es nicht unterdrücken, daß dieses Lob allmählich etwas defensiven Charakter annimmt[5]) und sich sachte ins Gegenteil verwandelt. „Je weiter unser König in seiner Regierung vorrückt, desto zufriedener ist die Nazion mit ihm. Er lenkt vielleicht die Rosse Wodans (!) nicht so gut, wie sein Vorfahr; aber doch verräth er in all seinem Thun königlichen Muth und tiefe Staatsklugheit mit Religionseifer vereinbart. Da steht er nun als Fehdenschlichter von ganz Europa; ohne Schwerdtschlag wird er sein Ansehen erhalten, und seine Staaten mehren"[6]). Und später staunt auch Schubart über Friedrich Wilhelms „Mäßigung" bei so günstigen Umständen: „Da und dort Aufruhr, Geldmangel und schlechte Kriegszucht! Er aber mit Geld reichlich und den besten Kriegern versehen[7])!!" Nie stand Preußen auf einem glänzenderen Standpunkt — und doch benützt es alle seine Vorteile nicht. Die verpaßte Gelegenheit wird nie wieder kommen; und überhaupt: „ein monarchischer Staat, der stille steht, nimmt nicht zu, sondern ab"[8]). Daß Friedrich Wilhelm II. orthodox gesinnt war und der „fröstlenden Geist- und Herzlosen Mode-religion" der Aufklärung zürnte[9]), mußte ja den Beifall des bekehrten Schreibers finden, wie wir oben gehört haben. „Wohl uns, daß wir noch Könige und Weise haben, denen das Kreuz des Welterlösers nicht Thorheit ist!" bemerkt er im Anschluß an die Mitteilung, daß die „letztere Charwoche vom Königlichen Hause mit tiefer Andacht gefeiert worden" sei[10]). Und unter den Leistungen seiner Regierung wird nie die Fürsorge für die Religion vergessen, die mit „Wissenschaft, Heereskraft und Staatsschaz" eine unerschütterliche Säule seines Throns bildet[11]), oder zusammen mit „Duldung, Menschenglück, Volksvermehrung, Sitt-

1) Chr. 1788, 858, s. a. 1790, 107.
2) Chr. 1787, 232. 1789, 324.
3) Chr. 1787, 303, s. a. 385 f. 1790, 425.
4) Chr. 1787, 91. 232. 1790, 210. 591. 723.
5) Chr. 1788, 432.
6) Chr. 1789, 429.
7) Chr. 1789, 546.
8) Chr. 1789, 697 f.
9) Chr. 1788, 4.
10) Chr. 1788, 233.
11) Chr. 1788, 432.

lichkeit" in dem Einen Worte „wahre Aufklärung" zusammengefaßt wird [1]) — seltsame, aber echt schubartische Zusammenstellungen.

Der heikelste Punkt, an dem dann Schubart auch gestolpert ist, war die wohlbekannte Kamarillawirtschaft am Berliner Hofe. Die Chronik erwähnt schon im ersten nachaspergischen Jahrgang „eine rücksichtslose und schonungslose Schrift" mit dem Titel: „Geheime Briefe über die Preußische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Fridrich Wilhelms II.", die in Utrecht erschienen war und in der besonders die sächsischen Günstlinge des Königs wie Beier, Bischofswerder, Wöllner, Werther mitgenommen waren. Wenn Schubart dazu bemerkt, daß die politischen Skribler sich jetzt der Preßfreiheit bedienen und Sachen drukken lassen, die vor wenigen Jahren noch „Pranger, Zuchthaus oder ewige Festungsstrafen" nach sich gezogen hätten, so weiß man nicht recht, ob das in mißbilligendem oder freudig anerkennendem Tone gesagt sein soll [2]). An andern Stellen aber nimmt er den König zunächst deutlich in Schutz. Er schreibt über das Mißvergnügen der alten preußischen Patrioten mit dem gegenwärtigen Hofsystem, der König müsse „das Murren so manchen Nachtkopfes" ertragen [3]); er nennt ihn „weit über seine Angreiffer und Vertheidiger erhaben" [4]), ja er geht so weit, daß er von ihm sagt, er sei „gros durch die Männer, die ihn umgeben" [5]). Nicht viel später aber nach dieser starken Entstellung der Wahrheit und wahrscheinlich auch Verleugnung der eigenen Ansicht, erfahren wir unter dem schon etwas malitiösen Titel einer „Preußischen Hofanekdote", daß die beiden Oheime des Königs, Heinrich und Ferdinand, mit der Niederlegung des Schwarzen Adlerordens drohen, weil Wöllner, „der Stein des Anstoßes für die alten Preußen" diesen bekommen solle [6]). Noch besser kommt es im nächsten Jahrgang. Wir lesen unter der Spitzmarke „Aus der Preußen Chronika": . . . „die wichtigste Berliner Neuigkeit ist, daß der Günstling B., der stets um den König war und alle geheime Kabinetsverhandlungen wußte, plözlich von seiner Höhe fiel. Er wurde als ein Verräther erfunden, der mit den Feinden des Königs in traulichem Briefwechsel stand. Ob der König diesen Haman nicht an den höchsten Galgen knüpfte? — Nein, er verabschiedete ihn nur, und verwieß ihn aus Berlin. Nun gehts an W. . . .; schon wankt der Boden unter ihm. Wie hoch wird alsdann der beste Monarch seine alten treuen Brandenburger schäzen" [7])! Einige Nummern später lesen

1) Chr. 1788, 858.
2) Chr. 1787, 350 f. 3) Chr. 1788, 82. 4) Chr. 1790, 20 f.
5) Chr. 1790, 723. 6) Chr. 1790, 866 f. 7) Chr. 1791, 138.

wir das Dementi der Nachricht; das politische System in Berlin sei nicht geändert, Bischofswerder sei wieder da. „Der ganze Sächsische Baum steht noch tief gewurzelt im Preußischen Boden“ [1]). Und wieder acht Tage später merken wir, daß irgendwie gegen den frechen Zeitungsschreiber vorgegangen worden ist, denn er widerruft die kürzliche falsche Nachricht nochmals, schreibt sie auf falsche Korrespondenz, und versteigt sich zu dem kläglichen, wenn auch in seiner Doppelsinnigkeit nicht ungeschickten Zusatz: „Kein Mensch kann größere Hochachtung und Ehrfurcht für Männer von dieser Thätigkeit, Geisteskraft und Herzensgüte haben, als mir seit kurzem der Charakter des Obrist von Bischofswerder gegeschildert wurde“ [2]). Es war eine schlimme Sache gewesen; und gleichsam als Nachspiel leistet sich Schubart noch einmal eine übereilte, falsche Nachricht, die seinen verehrten Gönner Herzberg betraf und ihn auch um dessen Gunst gebracht zu haben scheint: am 19. Juli 1791 berichtet die Chronik von dem Rücktritt des Mannes, den sie einen „der größten und biedersten Staatsmänner unsers Jahrhunderts“ nennt, um dies am 22. Juli schon wieder zurückzunehmen und dahin zu korrigieren, daß Herzberg nur das Portefeuille des Auswärtigen abgegeben habe [3]).

Friedrich der Große mochte den nächsten Platz an Schubarts Herzen gehabt haben: den zweiten hatte der österreichische Monarch Josef der zweite. Ihm singt der Wiedererstandene in seiner ersten nachaspergischen Nummer in einer kurzen Charakteristik ein Loblied, wie es nicht lauter gesungen werden konnte. Schon seine Mutter war von Schubart verehrt worden, als „eine der ersten Büsten im Tempel weiblicher Hoheit“, als „gutherzig, fromm und edel“; „und nur dann handelte sie nicht ganz ihrer grosen Seele gemäß, wenn sich die Hohe zu Kutten herabneigte“, lautet die Einschränkung, mit der gleich die erste Nummer des Freigewordenen wieder fürstlichen Anstoß erregte. Dann kommt er auf Josef und fährt also fort: „Josef erschien, und was man in Jahrhunderten nicht that, that er in wenigen Jahren. Er trümmerte das chaotische Gebäude des Aberglaubens nieder, strebte den tiefgewurzelten Vorurtheilen von Millionen entgegen, achtete nicht Gift noch Dolchstoß, verbreitete Licht und Recht in seinen Staaten, stupfte die Eichel, wollte den Eichbaum sehen, und — sah ihn. Ein Held, der an der Spize seiner Kriegsschaar zahllosen Feinden entgegen geht, ist bei aller Gefahr doch weit gesicherter, als der Herrscher, der wie Josef mit der Fackel der Wahrheit unter ein getäuschtes, an Nacht gewöhntes Volk tritt. Alles ist anfangs sein Feind. Schwerdter hangen über ihm an Roßhaaren,

1) Chr. 1791, 187. 2) Chr. 1791, 201. 3) Chr. 1791, 478. 481.

und Todesschlünde gähnen zu seinen Füßen. Und doch schwung Josef die Fackel in die Nacht, und hebt sie noch immer hoch in der Rechten, bis es überall in seinen weiten Staaten Licht wird. Er kann sagen, wie Hadrian: Ein Kaiser muß wie die Sonne — überall leuchten und wärmen; denn er selbst ist die Sonne" [1]). Es war natürlich, daß Josef, dem das Humanitätsideal der Aufklärung deutlicher noch als Friedrich vorschwebte, Schubarts vollen Beifall genießen mußte. Die Aufhebung der Leibeigenschaft [2]), die Abschaffung der Folter [3]), die Einführung von Religions- und Preßtoleranz, waren Handlungen, die ein Mann wie Schubart nicht vergessen konnte; aber auch Verordnungen, wie der Erlaß gegen das Schminken [4]) und das Verbot des Begrabens von Toten in den Kirchen [5]) vergißt er nicht anzuführen und anzuerkennen. Wenn neben Verdiensten um Rechtspflege und Volkswirtschaft (Aufhebung von Monopolen [6]) auch noch solche auf militärischem Gebiet [7]) von ihm ausgesagt werden, so war das freilich wohl zu viel behauptet. Häufig trägt Josef den Beinamen „Vater" [8]); seine Leutseligkeit und menschliche Bescheidenheit [9]) werden hervorgehoben. Er ist der Monarch, der „Glückseligkeit und Ordnung in seinen Fußstapfen zurückläßt" [10]), „er bleibt sich immer gleich", er ist der „Menschenfreund, der Weise, der Gerechte" [11]). Am Neujahr 1788 ruft ihm der Leitartikel der Chronik zu: „auf dich blikt Germania, und nennt dich — nicht ihren Beherrscher, sondern ihren ersten Bürger" [12]). Er ist „unter der ganzen Reihe der Habsburger gewiß einer der thätigsten und geistvollsten" Kaiser [13]). Und ähnlich, wie wir es bei Friedrich dem Großen gesehen haben, fühlt sich auch hier Schubart berufen, den Verteidiger seines Lieblings gegen die Angriffe der Zeitgenossen zu spielen, die gerade in Oesterreich unter der von Josef eingeführten Preßfreiheit aus dem Boden schossen. Schubart bezeichnet einmal eine solche Schrift mit dem Titel „Warum wird der Kaiser von so wenigen geliebt?" als einen Schandfleck und bedauert den unverstandenen Vater Josef [14]). Er will das „schrekliche Wort, wenn es wahr wäre" nicht glauben, daß „dem grosen Kaiser" alles in seinen eigenen Ländern entgegen sei [15]). Das ist eine Undankbarkeit, die Schubart nicht verstehen kann. „Wenn man am Bilde Jo-

1) Chr. 1787, 3 f.
2) Chr. 1774, 106. 234. 1787, 170. 3) Chr. 1774, 378 f.
4) Chr. 1787, 243. 5) Chr. 1788, 773. 6) Chr. 1787, 171.
7) Chr. 1776, 78. St. 8) Chr. 1775, 442 f. 739. 1787, 65 u. a.
9) Chr. 1776, 78. St. 10) Chr. 1774, 11, s. a. 1787, 242.
11) Chr. 1775, 441. 12) Chr. 1788, 3. 13) Chr. 1789, 289.
14) Chr. 1787, 65. 15) Chr. 1788, 286.

sephs weilt und bedenkt, was er schon alles that; wie er so kühn dem hierarchischen Drachen auf den Kamm trat; wie er die Gewissen entfesselte; wie er die Duldung so liebevoll, als wär's seine Braut, unter sein Volk führte; wie er Licht und Recht und Vaterlandsgeist und Freiheitssinn und Wissenschaft und Kunst in seinem weiten Reiche verbreitete; wie er seinen Rießenpfad gieng, und die kleinen Schreier um sich her nicht achtete; wie er alles selbst sah, selbst wog, und wie einer der vier Lebendigen in der Apokalypse tausendäugig in die Nähe und in die Ferne schaut; wie er deutsche Sprache, deutsches Herz und deutschen Geist über alles schäzt; — und wie er nun sein Leben groß und muthig dem Grimm der Barbaren aussetzt: so muß man erstaunen über die Undankbarkeit, womit ihn jezt so viele tausend Deutsche, und selbst viele seiner Unterthanen lohnen"[1]).

Neben der allgemeinen Uebereiltheit in der Verwirklichung seiner Reformpläne war es besonders Josefs Haltung gegenüber katholischer Hierarchie und Papsttum gewesen, welche die Verhetzung der öffentlichen Meinung gegen ihn erzeugt hatte; sogar der Türkenkrieg sollte nach der Behauptung der Wiener „Pfaffen und Nonnen" ein Strafgericht wegen der aufgehobenen Klöster und Religionsneuerungen sein[2]). Aber gerade Josefs Stellung zur Kirche fand Schubarts Beifall. Es freute ihn, daß Josef seine Majestätsrechte Rom gegenüber behauptete, daß er Bischöfe ohne päpstliche Bestätigung einsetzte und Geistliche in Kriminalfällen wie Zivilverbrecher behandelte[3]). Die Aufhebung der Klöster freilich kann er nicht ohne Einschränkung loben. Eine Verminderung derselben ist ganz nach seinem Sinne, und er lobt deswegen einmal Clemens XIV.[4]). Aber er möchte zwischen würdig und unwürdig unterschieden wissen. Es gibt auch eine Art und ein Motiv der Möncherei, die er anerkennt. „Andächtige Müßiggänger", schreibt er „zur Mönchsgeschichte"[5]), „faule Bäuche, die sich auf Kosten der leichtgläubigen Einfalt erhalten, sind nun freylich in einem Staate nicht zu dulden — sind wegzurotten, wie Geschmeiß. Wenn aber der Mönch seine strengen Ordensgelübde hält; wenn er durch sein Leben erbaut, und Andacht und Gottesfurcht in jeder Familie verbreitet, wo er Zutritt finden kann; wenn Leibesgebrechen oder andere Umstände noch manchem Menschen die Einsamkeit des Klosters ehrwürdig und heilig macht; so weiß ich nicht, ob's die guten Leute verdienen, jezt auf allen Seiten so verfolgt zu werden. Das ihnen geraubte Geld wird doch meistens schlecht verwendet, und ver-

1) Chr. 1788, 326 f. 2) Chr. 1788, 347. 3) Chr. 1789, 72.
4) Chr. 1774, 66. 5) Chr. 1776, 243 ff.

rinnt dann ohne Nutzen im Sande. Ueberhaupt scheints jezt in allen Stücken Mode zu werden — nicht zu verbessern, sondern zu zerstöhren". Nach dem Asperg mehren sich Aeußerungen dieses Inhalts. Mißbrauch schließe vernünftigen Gebrauch nicht aus, heißt es von den Klöstern; ihr Charakter als Zufluchtsstätte und ihre Bedeutung als Kulturstätte wird betont. „Auch politisch betrachtet ists nicht gut, alle Klöster aufzuheben". „Ists denn besser die Kirchenschäze im Kriege vergeuden, als sie in Klöstern auf die Zeit der Noth sparen"[1]). Und Josefs Fehler, daß er seine neuen Ideen allzu unvermittelt und schroff in Taten umsetzte, ohne sich an Gewöhnung und historische Entwicklung zu kehren, wird von der Chronik zugegeben[2]).

Aber an sich, meint sie, waren die josefinischen Reformen gut. „Man wird in Bälde sehen, daß Josefs vorgehabte Reforme ein heilsamer Gedanke war; nur kam er zu früh, zu unvorbereitet"[3]). „Manchen Gedanken hatte Josef, der zwar gros war, aber in der Ausführung zerfallen mußte, weil er ganz unvorbereitet kam, und zu rasch durchgeführt werden sollte. Er war oft zu ungeduldig, um für die Nachwelt zu säen; denn er selbst wollte schon schauen die Früchte seiner Aussaat. Den ganzen Staat mit all seinen verschiedenen Sitten, Sprachen, Gesetzen unter Ein System zu bringen, dessen Schöpfer, Lenker, Bewahrer er seyn wollte; war sein liebster, stets gewälzter Gedanke"[4]). Daher die Verwirrung, in der er das Reich hinterließ, und die Schubart zu einem Vergleich des eben Verstorbenen mit dem ersten seines Namens reizt[5]). Aber es ist doch mehr bedauerndes Verständnis und liebevolles Mitleid, was Schubart beim Gedanken an den Toten und sein Werk empfindet. „Unser spät, aber sicher urtheilendes Volk erkennt täglich mehr den hohen Werth seines verewigten Kaisers. Wir haben uns schwer versündigt an ihm . . ."[6]). „Ihm gebührt der Namen des grosen Unglüklichen"[7]). „Verdienen wir nicht den bittern Vorwurf der Britten, den sie unter Josephs Büste sezten: Der von den Deutschen verkannte Deutsche. — Ja, so ists leider! Schwächere Eindrüke vertilgen bei uns die grösere — über dem summenden Goldkäfer verliehren wir, wie Buben den sonnenfliegenden Adler aus dem Gesichte". Und dazu die Anmerkung: „In der Folge möchte der Oesterreicher oft an seinen Joseph erinnert werden, wie jezt der Preuße an seinen alten

1) Chr. 1788, 726, vgl. 1789, 10. 1790, 408.
2) Chr. 1790, 408. 3) Chr. 1790, 132. 4) Chr. 1790, 151.
5) Chr. 1790, 153. 6) Chr. 1790, 189.
7) Chr. 1790, 388. 1791, 607 heißt er sogar „der Grose".

grosen Frizen"[1]. Bezeichnend ist es übrigens wieder für Schubart, wie er die Meldung von der vor seinem Tode erfolgten Bekehrung des Rationalisten Josef aufgreift. „Auch Josef war ehmals vom Irrgeist der Zeit angestekt; er kam aber, sonderlich in den lezten Jahren seiner Regiernng, zu jener lichten Ueberzeugung, die nun seine Kraft in der Schwachheit ist"[2]. Und: „Wer Josefs und Friedrichs Todesstunden miteinander vergleicht, der wird wünschen, lieber wie jener als wie dieser gestorben zu seyn"[3].

Josefs Nachfolger Leopold genießt die Verehrung des Chronikschreibers zwar nicht in so enthusiastischer Glut, wie sein Bruder, aber doch warm und ehrlich und über die konventionellen Phrasen, wie sie zeitgemäß und nötig waren, hinausgehend. Schon als er noch Großherzog von Toscana war, gehörte ihm seine Sympathie[4]. „Man bewundert einen Galliläi, des Cartes, Loke, Newton, Leibniz, daß sie die Menschen lehrten, wieder ihre Vernunft zu gebrauchen; aber ich bewundre noch mehr einen Leopold, der sein Volk lehrt, diese Vernunft zu ihrer Glückseligkeit anzuwenden"[5]. Und in der „Parentation dem 1775 ten Jahr gehalten am Grab der Zeit" schreibt er: „O Florenz, seegne das sterbende Jahr, es läst dir deinen Leopold zurück, den teutschen Sprößling weiser als Solon, menschlicher als Likurg, gefürchteter und geliebter, als je ein Gesetzgeber und Herrscher war"[6]! Besonders hervorgehoben wird auch, daß er „die großen Pachtungen, Landgüter und Domainen" in „kleinere Erbzinßgüter" verteilt habe, „um mehreren Familien Nahrung zu verschaffen und die Kultur des Bodens zu verbessern"[7]. Als er im Jahre 1790 den österreichischen Thron bestieg, zitiert Schubart zwar bei den großen Erwartungen der Wiener Chesterfields Worte: „Die Völker versprechen sich von ihren neuen Regenten zu viel; vergäsen sie nie, daß der beste Regent ein Mensch bleibt; so würde es ihnen nicht so schwer auffallen, wenn dem neuen Herrscher was Menschliches begegnet"[8], weist aber schon in der nächsten Nummer selber auf Leopolds ausgezeichnete Regierung in Toscana hin mit dem hoffnungsvollen Zusatz: „Er, der im Geringern so treu war, wird nun über Vieles gesezt"[9]. Und im folgenden berichtet die Chronik über die Restitutionspolitik Leopolds, der Josephs überstürzte Reformen zum Teil abschaffte, zum Teil erheblich zurückschnitt, ohne jeden bitteren Bei-

1) Chr. 1791, 429. 2) Chr. 1789, 417. 3) Chr. 1790, 178.
4) Chr. 1774, 66. 1775, 365. 829. 1776, 265 ff. 1788, 84 f.
5) Chr. 1776, 577 f. 6) Chr. 1776, 829.
7) Chr. 1791, 440. 8) Chr. 1790, 155. 9) Chr. 1790, 162 f.

klang oder unangenehmen Vergleich. Er behalte die Gedanken seines Bruders bei, heißt es da zuerst[1]), nähere sich aber in vielem dem System Maria Theresias. Er liebe mehr Glanz als Joseph, sei aber kein Freund eitler, nichtssagender Pracht. Es will schon etwas heißen, daß ohne irgendwelche Kritik berichtet wird, er habe seine Nobelgarde vermehrt und dabei den Ungarn den Rang über den Deutschen gegeben. Oder wollte es Schubart nicht gleich zu Anfang mit dem neuen Regenten verderben? Wollte er vorher eine gute Grundlage von Loyalität und Fürstentreue herstellen, um auf dieser allmählich auch mit der Kritik auftreten zu können? Etwas bedenklicher und zurückhaltender als das anfängliche Lob lautet folgende, immerhin noch recht freundlich gehaltene Stelle: „Der Regierungsplan Leopolds scheint eklektisch zu seyn, er amalgamiert das Beste aus der Regierung seiner Mutter und seines Bruders. Das Land bekommt gröstenteils seine alte Verfassung wieder; auch in der Kirche wird das meiste auf alten Fuß gesetzt werden". Hiezu die Anmerkung: „Ob diese schnelle Veränderung heilsam sei, ist eine schwere Frage. Da kommen schon wieder die Nachtvögel aus ihren Hölen, und glauben, sie dürfen jezt am hellen Tage schuhuen. Eine Menge dürrer Klosterbrüder und gelbhäutiger Nonnen findet sich jezt in Wien ein, und glaubt, Leopold werde schleunig wieder die alten Kloster herstellen. Auch die Katholische Zeloten kommen mit Hebeisen und Aexten, um die Bildsäule der Duldung niederzutrümmern, und ihre Altäre zu zerstören. Aber Leopolds Weisheit ist groß, und sein Herz ist gut; ihm behagen die himmlischen Reize der Duldung, ihm frommt das liebliche Licht der Aufklärung; darum werden sie sich täuschen die Nachtvögel, und dem blinden Eiferer wird Axt und Hebeisen aus den starren Händen fallen"[2]). Die Beliebtheit, die sich Leopold durch Aufhebung des josefinischen Steuersystems erwarb, veranlaßt Schubart zu der Bemerkung, daß die Oesterreicher ein königstreues Volk seien, mit dem man Wunder tun könne, wenn man es gut zu lenken wisse[3]). So geht es weiter: „Die Liebe seines Volkes und der zujauchzende Beifall auswärtiger Menschenfreunde begleiten den König Leopold bei jedem Schritte seiner erhabenen Laufbahn .... Ehrfurcht vor Gott, Religionsübung, Vaterhuld und Herrschermilde, Mäßigkeit, wohlgeordnete Tätigkeit, Wahl und Gebrauch der großen und edelsten Männer seines Reiches, zeichnet Leopolds Regierung mit jedem Tage herrlicher aus. Kann es ihm fehlen an Begünstigung von oben? — an Gottesseegen"[4])?

1) Chr. 1790, 241. 2) Chr. 1790, 259 f.
3) Chr. 1790, 289. 4) Chr. 1790, 329.

Leopold wird einmal den Namen des „weisen Glüklichen" erhalten, so wie „seinem unsterblichen Bruder der Name des großen Unglüklichen gebührt" [1]). Jedenfalls dementiert Schubart die Meldung, Leopold habe Josefs ganzes Gebäude wieder eingerissen. Duldung, Schulfürsorge und Förderung der Geisteskultur soll bleiben [2]). Und so ist es ganz recht. Leopold geht den goldenen Mittelweg. „Nicht durch Meisterstreiche des Genies, sondern durch den ruhigen Gang einer Politik, die sich immer gleich blieb, ist Oesterreich groß geworden. In diesen Gang, von dem Joseph merklich abwiech, lenkt Leopold wieder ein" [3]). Wenn man ihn auch am Anfang der Bigotterie, Furchtsamkeit und Nachgiebigkeit beschuldigte, so hat er sich doch als sehr weiser Herrscher gezeigt [4]). „Nirgends findet man bei ihm gutherzige Schwäche, wie ihn die kühnen Franken schildern, sondern Weisheit und Güte, mit männlicher Stärke geeinigt" [5]). Als einen besonderen Ruhmestitel führt Schubart auch gelegentlich Leopolds Kinderreichtum an, der unter den Fürsten für jene Zeiten freilich etwas ungewöhnliches war [6]).

Zu den Fürsten, die Schubart wirklich auch im Herzen verehrt haben mag, wenn er ihnen nach der Sitte der Zeit etwas üppigen Weihrauch spendete, gehört auch noch der Markgraf Karl Friedrich von Baden. Er rechnet ihn unter die „weisen und guten" Fürsten [7]), denn er ist „der schädlichen Neurungssucht wie der lächerlichen Aufbewahrung grauer Vorurtheile gleich gram" [8]). Sein Land heißt er einmal „die glüklichen Staaten des weisen Karl Friedrich zu Karlsruhe" [9]) und sagt ein andermal von ihm: „Baadendurlach gehört seit der weisen Regierung seines itzigen Fürsten unter die glücklichsten und besteingerichtetsten Staaten der Welt, auf den andere Provinzen mit nachahmender Eifersucht hinblicken" [10]). Als ein Beweis von dieses Fürsten moderner Gesinnung und landesväterlicher Fürsorge wird bei der Besprechung von Basedows Buch „Philanthropinischer Erziehungsplan oder vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins" berichtet: „Unter den 1600 Subscribenten auf dieß Buch ragt Se. Hochfürstl. Durchlaucht der Marggraf zu Baaden, dieser große und weltbekannte Protektor jeder guten Anstalt, kollosalisch hervor — Höchstderselbe subscribirte allein auf 300 Exemplare, und schickte kürzlich einige seiner

1) Chr. 1790, 388. 2) Chr. 1790, 408. 3) Chr. 1790, 787.
4) Chr. 1790, 823. 5) Chr. 1791, 65. 6) Chr. 1790, 349 f.
7) Chr. 1776, 830. 8) Chr. 1789, 71. 9) Chr. 1775, 778.
10) Chr. 1774, 447.

jungen Unterthanen nach Dessau und Marschlins, um die Güte und Fürtreflichkeit dieser Anstalten an eigenen Beyspielen zu prüfen" [1]).

Anders liegt der Fall bei Schubarts Lebenszerstörer und späterem Brotherrn, dem Herzog Karl von Württemberg. Was er in der zweiten Chronik in gebundener und ungebunderer Rede zum Preise dieses Monarchen vorbringt, trägt ja den Stempel der Erlogenheit an der Stirne und läßt schon durch seine Geschwollenheit keinen Zweifel an der subjektiven Unechtheit aufkommen, auch ohne daß man weiß, wie sich der Verfasser in gleichzeitigen Briefen über den Mann ausspricht. Aber auch schon die voraspergischen Stellen über Karl, soweit sie für diesen günstig lauten, waren ohne Zweifel von diplomatischer Erwägung diktiert, die es mit dem in gefährlicher Nähe herrschenden Despoten nicht verderben wollte. Gerade im ersten Jahrgang finden sich einige solcher interessanter Artikel. Als Herzog Karl dem Geschichtsschreiber Sattler Benützung der Archive erlaubte, nennt Schubart die geringfügige Sache einen Umstand, welcher „der erhabenen Denkungsart des Fürsten" „unsterblichen Ruhm" verschaffen werde [2]). Später finden wir sein Lob als des Soldaten und militärischen Organisators gesungen [3]), die herzogliche Militärschule auf der Solitude wird in den höchsten Tönen samt ihrem Stifter gefeiert [4]), und aus Rom erfahren wir nicht bloß, daß man von Carl Theodor von der Pfalz entzückt sei (den Schubart wegen seiner Verdienste um deutsche Sprache und deutsches Theater immerhin schätzte [5]), und dem er auch persönlich einigen Dank schuldete), sondern weiter: „Der wirklich große Geist des Herzogs von Würtemberg und die Majestät seines Wesens lockt auch dem stolzesten Römer Ehrfurcht ab" [6]). Noch stärker ist eine Meldung unter „Stuttgart": „Unsere Stadt wird nächstens die lang erseufzte Gnade wieder genießen, seinen Durchlauchtigsten Herzog nebst dem ganzen Hofstaat und einem großen Theile Militairstandes in ihren Mauren zu haben. Auch hat der Herzog kürzlich einen Generalpardon ausgeschrieben vor alle Deserteurs, die sich mit nächstem Monath August wieder in Ludwigsburg einfinden würden" [7]). In der nachaspergischen Chronik aber lese man die offiziellen Geburtstagsgedichte und andere Ergüsse des Hofdichters und staune, wie dieser Mann es fertig brachte, knirschend und verachtend lobzupreisen. Auffallenderweise wird zwar der Herzog in dem „deutschen Fürstensaal"

1) Chr. 1776, 440. 2) Chr. 1774, 111.
3) Chr. 1774, 341. 4) Chr. 1774, 587 ff. 5) Chr. 1775, 729 ff.
6) Chr. 1775, 57.
7) Chr. 1775, 366. Hier könnte man auch Ironie wittern.

des 44. Stücks von 1787 [1]) nicht erwähnt; aber in dem Rückblick in der letzten Nummer stehen die unglaublichen Worte: „Karl, Karl, der du in den Annalen Württembergs so hoch hervorschimmerst, mit unvergänglicher Schrift habe ich deine jüngsten Thaten aufgezeichnet (spricht der Genius des sterbenden Jahres), deinen Eifer für Gerechtigkeit, Religion, Menschenbildung, Wissenschaft, Kunst. Dein seeliges Land bildet einen Garten, drinn Bäume, Pflanzen und Blumen alle köstlich gedeihen" [2]). Und gleich in der nächsten Nummer, der Neujahrsnummer von 1788, geht es in diesem Tone weiter. Er behauptet von Karl, in dessen Licht er sich sonne: „Dir reicht die Gerechtigkeit die goldne Schale, dir flechten die Musen den unvergänglichen Lorbeer, und dir reicht die Religion eine Palme, die dir jenseits des Grabes noch schatten wird. Dein ernster Wink", fährt er fort, „gebeut dem Lobe, zu schweigen. Ich gehorche, und bringe die Segnungen des Himmels Deiner Franciska, die wie ein Schuzgeist Dich umlächelt" [3]). Und er nennt die „Donna Schmergalina" eine Verkörperung der Sanftmut, Demut und Menschenmilde, als ob er sich nicht mehr erinnerte, wie sie einst an der Seite des Herzogs zugesehen hatte, als man ihn auf dem Asperg in sein Verließ führte. Wenn eine Stelle in dem Neujahrsgedicht 1789 auf die Fürsten an Karl sich wendet:

„Und du, Karl, der Wirtemberger Seegen,
Jauchzend schlägt mit seinen vollsten Schlägen
Dir mein Herz am Zeitenschwunge zu.
Weker meiner Muse
Und ihr Schild bist du" [4])!

so ist wohl eine unfreiwillige Wahrheit in dieser Behauptung enthalten; denn Schubarts beste Gedichte waren allerdings unter dem Druck von Haß und Schmerz entstanden, dessen Veranlassung Karl Herzog gewesen war. Württembergs Einwohner heißen „die glüklichsten Provinzialen Deutschlands" [5]), und als es sich um die Frage der Errichtung einer neunten Kurwürde handelte, schrieb er: „Die gröste Hoffnung hat ein Fürst, dessen Regierungsweisheit, Patriotismus und hohen Geist schon längst unser Vaterland bewunderte — ein Fürst, den der Wirtemberger mit stolzer Freude sein nennt" [6]).

Es gehört gewiß nicht viel psychologischer und literarischer Scharf-

1) Chr. 1787, 333 ff. 2) Chr. 1787, 413. 3) Chr. 1788, 4.
4) Chr. 1789, 4 (868). 5) Chr. 1789, 522.
6) Chr. 1790, 339, s. auch noch die Neujahrsartikel von 1790 u. 1791, ferner die Stellen 1789, 97 ff. und 1790, 97 ff.

blick her, um bei einiger Kenntnis der Geschichte all diesen letzteren Stellen das Konventionelle und Phrasenhafte, ja das zynisch Erlogene auf den Kopf zuzusagen. Der damalige gebildete Leser war sich wohl kaum einmal im Zweifel, wo Schubart ernst genommen sein wollte, wenn er Fürsten pries, und wo sich hinter seinen panegyrischen Sätzen Haß und Verachtung verbarg. Auch wir heutzutage vermögen im allgemeinen bei derartigen Abschnitten falsch und echt unschwer zu unterscheiden. Sagt es doch der Schreiber — und zwar vor und nach dem Asperg – oft und deutlich genug, daß er nicht zu denen gehört, die sich vom Fürstenglanz blenden lassen und wie die Franzosen hinter jedem Purpur eine Göttlichkeit wittern[1]). Bei jeder Gelegenheit versichert er das Publikum, daß Adlige und Fürsten Menschen seien wie andere auch[2]); die rein menschliche Betrachtung ihrer Eigenschaften und Handlungen ist entscheidend für seinen Tadel wie für sein Lob, wo es aufrichtig ist. Hie und da zeigt sich etwas wie eine ästhetische Freude an äußerlicher höfischer Prachtentfaltung, die sich sogar mit patriotischem Stolze mischt; so wenn unter „Deutschland" zu lesen ist: „Kein Hof der Welt darfs in anständiger Pracht und wirklicher Größe dem Kaiserlichen bieten. Der Ausländer muß staunen, und dem Deutschen muß da vor Vaterlandsstolz der Busen schwellen, wenn man in Wien den Kaiser sieht, von Reichsfürsten umstralt, die Millionen Einkünfte haben, und die mehr als tausendjähriger Adel schmückt. Nichts ist glänzender als ein Privatconcert, das die höchsten Herrschaften unter sich selbst halten; wenn Maria Theresia den Flügel spielt, oder singt, wenn sie Joseph mit dem Violincell begleitet und alle übrige Stimmen mit Fürsten besetzt sind"[3]). Im übrigen versichert die Chronik aber ihr Interesse für Größe des Geistes und menschliche Tugend im offensichtlichen Gegensatz zu der üblichen kriecherischen und läppischen Art, mit der die damaligen Zeitungen von Hofnachrichten strotzten. „Daß Lavater die Badkur in Bad Ems gebrauche, ist mir — wenigstens so wichtig, als, wenn ich zu berichten hätte, wieviel Fürsten, Prinzen und Grafen in den verschiedenen Gesundbrunnen Deutschlands angelangt seyen, und ihrer Gesundheit pflegen"[4]). Und in der übernächsten Nummer, als von Basedows Besuch bei Lavater in Ems berichtet wird, heißt es noch einmal: „Möchte doch wissen, was sie miteinander sprächen! Lieber wollt ich da ein Mäusgen sein, als wenn zween große Fürsten, mit dem ganzen stralenden Pompe ihrer Hoheit umgeben, bey einander Besuche abstat-

1) Chr. 1776, 493. 2) Chr. a. a. O. 1789, 394.
3) Chr. 1775, 129. 4) Chr. 1774, 244.

ten"[1]). Schubart durchschaut die optische Täuschung, als welche sich der „allgemeine Wahn" von der „Götterschaft" der Großen darstellt, und die von ihnen dadurch unterhalten wird, daß sie sich „immer weiter aus unserem Gesichtspunkt entfernen". Das „Anstaunen der Großen" ist „gemeinen Seelen gewöhnlich"[2]); er aber ruft ihnen zu:

„Ihr Fürsten, einstens im Gedränge
Der unzählbaren Menschenmenge,
Wird mancher unter euch nah an der Seele stehn,
Die ihr mit Hohn als Bettler hier gesehn"[3]).

Darum gibt es für ihn auch nicht leicht etwas Kläglicheres und Menschenunwürdigeres als das Dasein der Höflinge, die „samt ihrem Großton im Grund sehr langweilige Geschöpfe sind, die ihr Puppenspiel immer nach alter Weise fortspielen"[4]). „Die Unterwürfigkeit, die die Fürsten fodern, ertödet viel zu viel ächte deusche Mannkraft; sie nimmt Rükenmark und sprizt Milch davor hinein"[5]). Als er von der Erfindung eines Automaten erfährt, der verschiedene Sprachen sprechen, schreiben und singen soll, merkt er an: „Das höchste Meisterstück der Mechanik, und äußerst beschämend für die hirnlose Höflinge, Schmeichler, Sikophanten, und fein frisirte Hohlschädel"[6]). Nirgends ist gewiß die Atmosphäre der Unwahrhaftigkeit, wie sie an den Höfen des Absolutismus herrschte, schneidender gekennzeichnet und mit bitterer Resignation geschildert worden, als in jener Fabel, die im ersten Jahrgang erzählt wird:

„In Lybien starb 'mal ein Löwe. Ein Fuchs war sein Parentator: Traurt, ihr Wälder, fieng er an, eure Zierde ist dahin! Heule, erhabene Thierversammlung! dein Haupt ist nicht mehr! Thierliebe war die Stütze seines Throns. Ordnung begleitete ihn im weiten Gebiete seines Reiches. Er war ein Freund der Wissenschafften und Künste, und — ach! er ist nicht mehr! Klaget, ihr Eichen! jammert, ihr Felsen! heulet, ihr Thiere! — Was der Kerl lügt! sagte der Luchs zum Hunde. — Des Löwen Thron waren Knochen zerrissener Thiere. Im Walde herrschte die schrecklichste Unordnung — Der Schwache war immer ein Raub des Starken. Unter seiner Regierung floh der weise Elephant in Wüsteneyen; der häusliche Biber zerstörte seine Wohnung, und starb im Flußsande; und Pavian Matz, der größte Maler an seinem Hofe, der ihn wohl 20 mal abkonterfaite, und seine Höhle in Fresco bemalte,

1) Chr. 1774, 261.
2) Chr. 1789, 388. 1776, 385.
3) Chr. 1788, 433.
4) Chr. 1776, 385.
5) Chr. 1787, 164.
6) Chr. 1788, 464.

krepierte vorgestern vor Hunger. Und das wundert Dich, Luchs? sagte der Hund. Man siehts wohl, bist noch niemal unter den Menschen gewesen“ [1]).

Die erbitterte Kritik an fürstlicher Mißwirtschaft und Mißregierung, welche in diesem Abschnitt mitenthalten ist, ist nicht vereinzelt. Wenigstens in der voraspergischen Chronik — die zweite Hälfte ist vorsichtiger und mehr von anderen Themen eingenommen — findet sich mancher explosionsartige Ausbruch des Fürstenhasses, wie ihn solche Zustände bei einem Teil des Volkes erzeugt hatten. Daß derartige Pasquille eine fingierte Einkleidung haben und allgemein gehalten sind, nimmt ihnen nichts von ihrer Schärfe und Entrüstung. Man vergleiche den Abschnitt „Aus einer Morgenländischen Zeitung“, wo das prächtige Begräbnis des Leibhengsts Seiner Sultanischen Hoheit dem Ende weisen Hemir gegenübergestellt wird: „Er erstickte an einem harten Zwieback, den sein ausgetrockneter Hals nicht mehr hinunterbringen konnte. Seine Sultanische Hoheit haben in Gnaden geruht, den Leichnam des weisen Hemirs ins Meer werfen zu lassen“. Der König in Persien hat das Filetstricken gelernt und „läßt sich das Wohl seiner Unterthanen außerordentlich angelegen seyn“, wie die übliche Zeitungsphrase satirisch zitiert wird. Die Fürstin von Elim hat aus Betrübnis über den Tod ihres Schoßhündchens „den ältlichen Kammerdiener, der ihm die Suppe zu heiß gab mutternackt fortgejagt“. Die Schlußbemerkung lautet voll trockenen Hohnes: „Der (angebliche!) Zeitungsschreiber in Konstantinopel thut sehr dick auf die Thaten der orientalischen Fürsten“ [2]).

Das Stärkste, was Schubart in dieser Art geleistet hat, ist ein Gedicht „Das Eingebinde“, welches wenige Wochen vor seiner Gefangensetzung in der Chronik erschien und eigentlich allein zu ihrer Erklärung ausreichen würde, falls es dem Herzog Karl zu Gesichte gekommen ist; denn mindestens von Einer Strophe darin mußte er sich getroffen fühlen, und der Verfasser hatte dabei wohl auch an ihn gedacht. Das Gedicht heißt:

„Frau Löwin kam im Cedernwald,
Mit einem Knäblein wohlgestalt
Ins erste Wochenbette.
Da war im ganzen Reich kein Thier,
Das nicht dem Prinzen oder ihr
Was eingebunden hätte.

---

1) Chr. 1774, 613 f. 2) Chr. 1775, 593 ff.

Der Esel trat zuerst herbey,
Und sang mit bardischem Geschrey
Ein Lied zu beider Lobe.
Sogar gedruckt verehrt' er's ihr.
Gut, sprach sie, dieß ist zart Papier,
Tragt's in die Garderobe.

Drauf goß der Tyger wohlgemut
Drey Löffel voll von seinem Blut
Dem Löwen in den Rachen:
Nun kannst Du kalt auf Leichen stehn,
Rief er, und ohne wegzusehn
Der Unschuld Thränen lachen.

Herr Fuchs strich seinen Schwanz mit Lust
Dem Kind auf Stirne, Mund und Brust,
Und sprach: Erlauchter Knabe,
Dir bring ich den Macchiavell
Gebunden in ein Lammes-Fell
Zur treuen Opfergabe.

Gleich einem Stutzer balsamiert
Ließ nun der Geißbock hochfrisirt
Sich mäkernd also hören;
Nimm hin die Kunst zum Zeitvertreib,
Der Wittwe Kind, des Armen Weib,
Hochfürstlich zu entehren.

Das nöthigste Geschenk, versetzt
Der Salamander, kömmt zuletzt;
Hier bring ich Molchpomade!
Nur brav das Herrchen mit geschmiert,
Auf daß ihm, wenn es einst krepirt,
Kein Höllen-Feuer schade [1]).

Eine solche grimmige — man möchte sagen brutale — Satire war doch eigentlich trotz der Fabeleinkleidung unerhört und mußte im höchsten Grade aufreizend wirken, weil in ihr alle Erbitterung und alle Verachtung elementar hervorbrach, die man gegen Despoten wie den Herzog Karl allgemein im Herzen trug, aber nicht auf die Zunge kommen oder gar zur Tat werden zu lassen wagte. Jedenfalls ist der zweite Vers ein genügender Schlüssel für das Verständnis der Stellen in der vor- und ebenso in der nachaspergischen Chronik, wo der Tribut erlogener Fürstenverhimmelung entrichtet wird, ohne den auch Schubart nicht bestehen zu können glaubte und nicht hätte bestehen können. Hier spricht er es ein für allemal aus, was er selber im Innersten über seine Fürstenoden in prosaischer und poetischer Form, seine Geburts-

1) Chr. 1776, 736.

tags= und Begrüßungsgedichte dachte, wie sie besonders die zweite Periode seiner Journalistik als peinliche Störungen für den heutigen Leser enthält. Nur daß es bei ihm nicht geistige Beschränktheit war, aus der sie geboren wurden; auch nicht Gutmütigkeit — Theobald Ziegler mit seiner Deutung dürfte hier ziemlich alleinstehen.

Wir glauben in dem eben zitierten Gedicht einen trefflichen Schlußakkord für die Darstellung von Schubarts des Journalisten politischer Haltung und Bedeutung gegeben zu haben. Denn auf die Bekämpfung fürstlicher Willkürherrschaft mußte damals alle Begeisterung für vaterländische und freiheitliche Ideale praktisch hinauslaufen — und Vaterland und Freiheit, wenn wir ein leider banal gewordenes Schlagwort verwenden dürfen, ist doch die Devise, unter der sich Schubarts Chronik am Geisteskampf der Zeit beteiligt, der Hintergrund, auf dem sich ihr ganzes publizistisches Dasein von Anfang bis Ende abspielt.

Daß sich aber in dieser Grundrichtung unter dem Einfluß der aspergischen Unterbrechung keineswegs eine Veränderung oder vollends ein Umschwung vollzogen hat, glauben wir im Laufe dieses Abschnitts genügend dargelegt und damit nachträglich die Berechtigung erwiesen zu haben, die beiden Chroniken, die Ulmer und die Stuttgarter, als ein Ganzes zu behandeln.

V. Die politische Berichterstattung in der Chronik.

Wer eine heutige große Tageszeitung mit der zweimal wöchentlich 8 Oktavseiten stark erscheinenden Schubartischen Chronik vergleicht, der wird sich, rein dem räumlichen Eindruck folgend, keine übertriebene Vorstellung von dem Umfang der politischen Nachrichten in einem solchen Blättchen machen. Der Herausgeber selber aber hatte wenigstens in den ersten Jahrgängen meistens den Eindruck, daß er eher zu viel als zu wenig berichte. Denn was er gern berichtet hätte, das durfte oder konnte er nicht; und was er berichten konnte, das waren zum großen Teil vage Vermutungen und zweifelhafte Gerüchte, oder in ihrer Allgemeinheit und deshalb Aehnlichkeit ermüdende und langweilige Nachrichten. Das politische Leben spielte sich im Zeitalter des Absolutismus in ungleich weiterem Umfang als gegenwärtig innerhalb der diplomatischen Kabinette ab; die Politik wurde öffentlich erst, wenn die Soldaten mar=

schierten. Und wenn Schubart an Stelle papierener Prophezeiungen oder fragwürdiger Schlachtenberichte von dem schreiben wollte, was er selber um sich herum vorgehen sah und hörte, so hinderte ihn daran meistens der Sperriegel der Zensur oder die Angst um die Existenz seines Blattes und seiner Person. Wir stoßen darum vor allem im ersten und zweiten Jahr auf eine Menge von Verwünschungen und Sarkasmen, in denen sich die seelische Spannung des Schreibers Luft macht, der nicht sagen durfte, was er wollte und selber unerquicklich und öde fand, was er von Haupt- und Staatsaktionen zu erzählen wußte.

In den ersten Nummern des ersten Jahrgangs, da er noch unter dem Eindruck der idealen Vorsätze und Entschlüsse stand, mit denen er seine Zeitung angefangen hatte, lehnt es Schubart zunächst vollkommen ab, unsichere politische Berichte zu veröffentlichen. „Die Staatsgeheimnisse, wovon itzt unsere Zeitungen in lauter Hieroglyphen sprechen, gehen mich so lange nichts an, bis sie sich von selbsten aufklären. Itzt sind sie noch ein heiliges Dunkel, in welches nur geweihten Augen zu blicken erlaubt ist“ [1]). Denn „nichts ist lächerlicher, als am Pulte in einem beräucherten Studierzimmer Staatsbeobachtungen machen“ [2]). Er will die Begebenheiten reif werden lassen und nicht nach Gerüchten haschen; „ich Chronikschreiber stehe indessen ehrfurchtsvoll im Tempel der Staatsklugheit unb warte bis der Vorhang zerreißt und ich das große Geheimniß enthüllt sehn kann“ [3]). Es ist aber klar, daß es auf die Dauer für einen politischen Zeitungsschreiber unmöglich sein mußte, an diesem lobenswerten Standpunkt festzuhalten. So druckt er denn schließlich auch ab, was andere in ihren Spalten haben und was er auf Umwegen in Erfahrung gebracht hat; aber nicht ohne sich und seine Kollegen dabei fortwährend zu ironisieren und immer wieder über die Unzuverlässigkeit und die Widersprüche der Berichte zu klagen [4]). Er spottet über das Wörtchen „Soll“ und schreibt: „dieß ist das goldne Wörtchen, womit sich die Herolde der Zeit entschuldigen, wenn sie, aus Begierde neu zu sein, fliegende Gerüchte ausposaunen“ [5]). An anderer Stelle bezeichnet er es als den „Hypogriphenschweif, woran sich die Zeitungsschreiber halten, wenn Fama sich in die Welten der Lüge verirrt [6]); und der „Man sagt“ ist ihm ein Ungeheuer mit 100 Mäulern, schielend oder blind [7]). Er spricht von den „Zeitungslügen, die wie schwarze Zugvögel sich aufs Land der Geschichte lagern“ [8]). Die Politik ist eine

1) Chr. 1774, 12. 2) Chr. 1774, 34. 3) Chr. 1774, 68, s. a. 168.
4) Chr. 1774, 97. 1787, 84. 5) Chr. 1774, 28.
6) Chr. 1776, 606. 7) Chr. 1776, 211. 8) Chr 1788, 577.

Sphinx an der Heerstraße, welche die Vorübergehenden mit Rätseln neckt [1]. In Bezug auf zahlenmäßige Berichte heißt es skeptisch: „Die Zeitungsschreiber schnellen uns zuweilen, eh wirs vermuthen, die Nullen, wie Kirschkerne ins Gesicht" [2]. Noch in seinem letzten Jahrgang 1791 läßt er „des Weisen Sehnsucht nach einer bessern Welt" beflügelt werden durch den Umstand, daß „auch dem tiefsten und sorgfältigsten Forscher der neuesten Geschichte" das meiste verborgen bleibe, „was sogar vor seinen Augen geschieht" [3]. Da weiß sich Schubart oft nicht mehr anders zu helfen, als daß er die Widersprüche der Fama nebeneinander abdruckt und es dem Leser überläßt, sich seine Ansicht zu bilden, wie es ihm paßt [4], oder er schreibt über eine politische Rundschau offenherzig den Titel: „Ein possierliches Gemisch von Wahrheit und Lügen" [5]. Die neuesten Berichte „trompeten von Krieg und flöten von Frieden, mit solcher Täuschung, daß ich nicht weiß, ob der Trompeter oder der Flöter recht hat" [6]. Befriedigung konnte ihm diese klare Einsicht in den zweifelhaften Charakter seiner politischen Berichterstattung natürlich keineswegs gewähren. Er nennt die Widersprüche in den Zeitungen „ekelhaft"; „bin fast müde", merkt er einmal an, „die widersprechenden Berichte vom Krieg und Frieden nachzuschreiben. Bald heißts: Krieg wirds geben! bald wieder: Nein! Es wird Friede bleiben! — Der hellste Beweis, daß die Zeitungsschreiber arme Sünder sind, die sich ebensowohl mit Vermuthungen behelfen müssen, als jeder Strohkopf beim Bierkrug und bey der Kaffeetasse - " [7]. Und so erteilt er gar schließlich im aufwallenden Unmut dem Leser den drastischen Ratschlag: „Wirf doch alle Zeitungen zum Fenster 'naus, und ließ — meinthalben den Eulenspiegel!" [8]. Jedenfalls erklärt er es für die Pflicht eines anständigen Journalisten, zu widerrufen, wo er falsch unterrrichtet hat [9], und weiß diese peinliche Aufgabe mit geschicktem Humor zu erledigen, wenn er z. B. sagt: „Der Generalmajor Salomon, den wir vor einiger Zeit mit unseren Amtsbrüdern begraben haben, ist als Generallieutnant wieder von den Toten auferstanden" [10].

Allerdings lassen sich den eben angeführten Stellen andere gegenübersetzen, in denen Schubart seine Zunft in Schutz zu nehmen bemüht ist. Er sucht die Geringschätzung der politischen Kombinationsgabe der

1) Chr. 1788, 397. 2) Chr. 1776, 480.
3) Chr. 1791, 9. 4) Chr. 1774, 28 f. 1788, 55. St. 1791, 297 ff.
5) Chr. 1774, 178. 6) Chr. 1791, 297. 7) Chr. 1775, 770.
8) Chr. 1775, 548. 9) Chr. 1774, 360. 1788, 490 u. a.
10) Chr. 1774, 269.

Zeitungsmänner zurückzuweisen, indem er zugleich der fürstlichen Diplomatie einen Hieb versetzt: „Als wenn wir Dümmlinge wären, die nicht gar leicht errathen könnten, was ein gekrönter Mensch, so wurmartig wie wir, in gewissen bestimmten Lagen, für Absichten und Plane haben könnte. Ihre Plane gleichen oft theatralischen Pappendekelfelsen. Man glaubt, Himmelstürmer könnten sie kaum lüpfen, und — Knaben vermögens“ [1]). Und so schiebt er auch den Vorwurf der schwankenden Berichte und häufigen Widerrufe auf die politische Maschinerie selber zurück: „Was man heute schreibt, wenn es auch zwanzig Zeitungen sagen, wenn es auch ein Duzend geheime Briefe bestätigen, muß man in der nächsten Zeitung widerrufen. Der Fehler liegt gewiß nicht am Erzähler, sondern im Gange der Sache selber. Es ist wirklich so, wie man schreibt“ [2]). Denn es liegt im Wesen der Zeitung, daß sie mit der oft langwierigen und hin- und hertastenden Entwicklung politischer Verhältnisse schrittweise parallel gehen muß und nicht erst den Mund auftun kann, wenn das fertige Ergebnis vorliegt. „Die schwankende Beantwortung dieser Frage (Krieg oder Frieden?) ist nicht Laune der Zeitungsschreiber, ist Laune der Politik, die über diese Frage selbst noch nicht entschieden hat“ [3]). „Soll man warten, bis die That in ihrer Riesen- oder Zwerggestalt vor der Welt da steht? und dann erst den Geschichtsgriffel ergreifen? — O dann gäb es ja keine Zeitungen; denn die müssen geschrieben seyn, auch wenn von der Thatgestalt kaum ein Zehen fertig ist. Und überdem scheint es in den Kabinetern der Grosen auch manchmal so bunt und so kraus durcheinander zu gehen, daß man heute ausstreicht, was man gestern ratifizirt hat. Also, Leser, erwarte von mir nichts unmögliches; sondern nur getreue Berichte von dem, was ich durch das Prisma der gedrukten und geschriebenen Berichte sehe; denn ich bin gespannt an den Wagen des Chronos und folglich ein Sklave seiner Laune“ [4]).

Das Spezifische und Tragische an dem Los des damaligen Journalisten lag nicht in dieser Unsicherheit, die seinem Stoff zuweilen eigen war: mit ihr hat es sein heutiger Nachfahre fast noch geradeso zu tun und kann sich mit denselben Erwägungen trösten, die seinerzeit Chr. Fr. D. Schubart angestellt hat. Aber das war in jenen Zeiten ein peinigendes Bewußtsein, das sich bei einem Temperament wie dem unseres Mannes bis zur Unerträglichkeit steigern konnte: daß er Dinge, die er mit eigenen Augen beobachtete und Zustände, an denen er persönlich als Mitleidender beteiligt war, in den Spalten seines Blattes nicht zur Sprache

1) Chr. 1788, 432.
2) Chr. 1789, 137.
3) Chr. 1791, 297.
4) Chr. 1789, 137 f.

bringen durfte. Gerade das, was der Zeitungsschreiber mit authentischer Sicherheit wußte, was ihm auf der Zunge lag und vielleicht auf der Seele brannte, das mußte er verschweigen und in sich hineinpressen; oder es wurde ihm von der Zensurbehörde gestrichen, wenn es ihm doch über die Lippen gesprungen war. Die Möglichkeit der publizistischen Behandlung eines Stoffes stand im geraden Verhältnis zur Entfernung seines Schauplatzes. „Indessen ists herzlich verdrießlich, daß es denen, die gerne Beobachtungen sammeln, nicht erlaubt ist, ihr Gemäld' aufzustellen. In ganz Europa liegen alle Zeitungsschreiber in Fesseln. Daher kömmts, daß man statt wahrer politischer Gemälde nur elende Schmierereyen vors Publikum hinstellen muß“ [1]). Selbst aus Preußen erfuhr man „so viel als nichts“, denn „so groß die Freyheit zu schreiben in den preußischen Staaten ist, so eingeschränkt sind daselbst die Zeitungsschreiber. Das Machtwort Spandau lähmt daselbst ihre Arme“ — eine Bemerkung, welche uns die gerühmte Zensurlässigkeit unter dem großen Friedrich in merkwürdiger Beleuchtung zeigt [2]). Es gab also auch dort „Minotaure, die unvorsichtige Annalisten verschlingen können“ [3]). Und Schubart, der im ersten Stück des Chronikjahrgangs dereinst unter „Deutschland“ versichert hatte: „Dieser Artikel soll immer der erste sein, den wir mit dem wärmsten Herzen beleuchten werden“ [4]), der bei der Wiederaufnahme der Zeitung nach der Gefangenschaft auch wirklich die ersten Zeilen an sein Vaterland gerichtet hat [5]), mußte bald resigniert bedauern: „Diesen Artikel, den ich so gern mit dem wärmsten Herzen bearbeiten möchte, muß ich leider! wie meine Kollegen, so kalt behandeln, als wenns für mich und meine Leser der uninteressanteste Gegenstand wäre“ [6]). Es war und blieb zunächst ein frommer Wunsch, wenn er für jede deutsche „Provinz“ nach einem öffentlichen Blatt verlangte, „worin alles, was im Lande vorgeht, angezeigt, beschrieben und darüber räsonnirt würde“ [7]). So flüchtete sich seine sehnsüchtige Phantasie in das gelobte Land der Schweiz, und er schrieb: „Ein Zeitungsschreiber nach dem Ideal, das ich mir von ihm bilde, müßte hier in irgend einem Thal seine Hütte aufschlagen; unparteyische Correspondenzen müßten ihn mit Nahrung versorgen; keine Censur müßt' ihn einschränken, frey und deutsch herauszusagen, was ihm auf'm Herzen brennt; sein Schutzgeist müßte die Wahrheit, und seine Führerinn die Freyheit sein“ [8]).

1) Chr. 1775, 169. 2) Chr. 1775, 162.
3) Chr. 1774, 355. 4) Chr. 1774, 5. 5) Chr. 1787, 1, s. a. 159.
6) Chr. 1775, 697. 7) Chr. 1775, 698 f. 8) Chr. 1775, 188.

Der notgedrungene Ausweg, den seine Kollegen gingen: daß sie ihre Zeitungen in Ermangelung von Besserem mit ausführlichen Hofberichten und allerhand „vermischten“ Neuigkeiten füllten, wird von Schubart stolz abgelehnt. Er spottet und ereifert sich in seiner Chronik des öfteren darüber. „Meine Freunde, die Zeitungsschreiber“, klagt die Neugierde, „buhlen entweder mit der Lüge, oder schlagen sich an Schädel, weil sie nichts wissen, als was jedermann weiß. Ihre Blätter hallen von dem schaalen Geschwätz nichtsbedeutender Kleinigkeiten wieder. Jeder Fürst ist ihnen ein Zeus, dessen Donnerkeul sie fürchten, und jeder Stern an der Brust der Großen ein Komet, dessen Einflüsse sie fürchten. Daher ihr lächerlich pomphafter Ton, womit sie von den Feyerlichkeiten der Höfe sprechen; daher der Galimathias von Panegyren, den sie über einen Fürsten ausgießen, der eine menschliche That that, die jeder brave Kerl schon oft im Verborgnen, vielleicht mit zehnmal lauterern Absichten that; daher das Aufwärmen alter Histörchen, die jedes fromme Mütterchen schon oft in Otto's Krankentrost erbaute“ [1]). Auch mit Skandalgeschichten und Sensationsberichten, erklärt Schubart, wolle er seine Zeitung nicht beflecken [2]); und gegen Unglücks- und Witterungsstatistik empfindet er eine instinktive Abneigung. „Feuersbrünste und Wetterschäden, wenn sie nicht von ganz besonderen Umständen begleitet sind, laß' ich aus meiner Chronik weg“ [3]). „Eigentlich sollte ein jeder Chronikschreiber auch ein Metheorolog seyn, aber ich weiß nicht, welcher Widerwille mich anwandelt, so oft ich von Wetter und Wetterschäden reden soll“ [4]).

Es ist für uns ein günstiger Umstand, daß Schubart die eine Hälfte seiner Zeitung in einer Reichsstadt, die andere unter dem Scepter eines absoluten Fürsten verfaßt hat. Manches durfte er dort sagen, was hier verspönt war; und umgekehrt waren hier Rücksichten nicht zu nehmen, von denen dort seine Existenz und die seines Blattes abhängig gewesen war. Aber wenn wir die politischen Nachrichten in der Chronik nach Ländern rubrizieren, wie es die heutigen Zeitungen zu machen pflegen [5]), so finden wir doch, was wir nicht anders erwarten konnten: daß weitaus der größte Prozentsatz sich auf die politischen Geschehnisse außerhalb Deutschlands verteilt.

1) Chr. 1776, 793 f. 2) Chr. 1774, 20.
3) Chr. 1775, 438. 4) Chr 1775, 549.

5) Schubart verfuhr selten nach dieser Methode, da sie ihm wie alles Schematische zuwider war. Dafür ist er unerschöpflich in der Erfindung von Spitzmarken und in der Einkleidung von Nachrichten in Gespräche, Monologe, Erzählungen.

Der Schwerpunkt der europäischen Politik lag ja allerdings in der Zeit vom siebenjährigen Krieg bis zur französischen Revolution im Osten. Dementsprechend beschäftigen sich die Leitartikel und Notizen der Schubartischen Chronik zu einem großen Teil mit Rußland, den beiden Türkenkriegen und der Polenfrage; daneben tritt der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg in den voraspergischen, die französische Revolution in der nachaspergischen Chronik beherrschend in den Vordergrund. Das Grundthema und -problem der innerdeutschen Politik: das Verhältnis von Preußen und Oesterreich innerhalb der Verfassung des Römischen Reichs, wird wohl auch immer wieder angeschlagen, und man merkt, wie stark das Interesse des Schreibers dafür ist; aber im Verhältnis zu ihrer Aktualität und Bedeutung werden die darauf bezüglichen Geschehnisse doch lange nicht gebührend gewürdigt. Vielleicht wäre es für diese Dinge besser gewesen und wir könnten mehr davon lesen, wenn Schubart jene Gabe der lebendigen persönlichen Auffassung und Darstellung nicht gehabt hätte. Objektiv zu berichten war ihm nahezu eine Unmöglichkeit; da verstehen wir es, daß er sich umsomehr beschränkte, je näher und deshalb gefährlicher für ihn eine Sache sich abspielte, und daß es ihm unter Umständen noch am wenigsten schwer fiel, ganz zu schweigen oder nur anzudeuten.

Gleich die ersten Nummern der Chronik führen uns hinein in die letzte Phase des russisch-türkischen Kriegs von 1769—1774 mit der endgültigen Niederlage der Türkei, in den Aufstand Pugatschews, in die polnischen Wirren. Mit Polen, dem „Hirsch, den die Hunde zerreißen“[1]), hat der humane Schreiber häufig Mitleid wegen seiner Uneinigkeit und Ohnmacht, das sich bei den ewig wiederkehrenden verfrühten Meldungen und Gerüchten von der bevorstehenden Annexion der Städte Danzig und Thorn durch Preußen bis zu warmen Sympathiekundgebungen steigert. Die französische Unterstützung der Türken und der antirussischen Partei in Polen veranlaßt ihn zu einer sarkastischen Bemerkung über Neutralität: „Sonst hieß das Wort neutral so viel als — keinen Antheil, weder offenbar noch heimlich, an den Streitigkeiten eines andern nehmen. Nun ist aber diese Bedeutung veraltet. Frankreich kann Officiere nach Pohlen schicken, und den Türken ihre Artillerie verbessern, — und doch neutral seyn“[2]). Die russischen Siegesnachrichten sind Schubart wegen ihrer brutalen Uebertreibung stets zweifelhaft und widerwärtig, was er ebenfalls häufig und meist recht drastisch ausspricht[3]). Dagegen

1) Chr. 1774, 163. 2) Chr. 1774, 113.
3) Chr. 1774, 247 f. 353 u. a.

zeigt er manchmal eine mehr oder weniger verschleierte Neigung für die Türken, die sich während des großen österreichisch-russischen Türkenkriegs noch steigert, obwohl er andererseits wieder zu mangelhaft von der Wirklichkeit unterrichtet ist, um nicht durch den Glanz der Kaiserin Katharina und Potemkins Schwindeleien geblendet zu sein. Rußland ist „ein fruchtbares Gebirge von Macht und Ansehen", und „vielleicht schon im 19ten Jahrhundert hat Rußland eine Monarchie errichtet, die noch größer und dauernder als die Römische ist"[1]) — eine Prophezeiung, die immerhin damals wahrscheinlicher erscheinen mußte, als die von Italiens künftiger Einheit unter Sardiniens Herrschaft[2]). Das eine ist ihm dabei unerklärlich: wo die russische Regierung immer wieder die riesigen Summen hernimmt, mit denen besonders jener Günstling so barbarisch wirtschaftete[3]). Und das Ergebnis des Friedens von Kutschuk-Kainardsche scheint ihm für Rußland so gering zu sein, daß er den Satz aufstellt: „Ich weiß nicht leicht in der Geschichte einen Krieg, der mit größern Erwartungen anfieng, und mit getäuschtern Hoffnungen aufhörte als diesen"[4]). Daß Oesterreich dabei dämpfend eingewirkt habe, wird angedeutet[5]). Im April 1775, als die polnische Verfassungsänderung vom Reichstag beschlossen wurde, beklagt Schubart aufs neue die unglückliche Nation und zitiert aus dem von ihm empfohlenen „Traktat über den Zustand Polens": „Armes Polen, wie tief bist du herabgesunken" . . . . „Deine ehemalige Vasallen sind Deine Gesetzgeber geworden"[6]). Uebrigens spricht er schon ziemlich frühe[7]) von einer weiteren Teilung Polens und führt auch einmal eine Stelle aus einem „Schreiben eines Freunds aus Elbingen an seinen Freund in Warschau" an, in der von Mitleid nichts zu verspüren ist: „Pohlen geschieht recht. Gehts doch im gemeinen Leben auch so. Ein Mensch, der sich nicht zu regieren weiß, gereicht dem Staate zur Last. Damit er also keinen Unfug treibe, so muß er sich von Fremden regieren lassen. Die Anwendung ist leicht!"[8]). In der zweiten Chronik zeigt Schubart anfänglich trotz immer gleich verzweifelter Lage Polens („im Innern ist und bleibt Wust und Elend")[9]) einen hartnäckigen Optimismus: „Pohlen wird in neuer Herrlichkeit am Staatenhimmel aufstralen"[10]) — „bald wird sich die Nacht verziehen, und Polen wird sich aus seiner gegenwärtigen Anarchie erheben, das An-

---

1) Chr. 1775, 11. 2) Chr. 1774, 522.
3) Chr. 1789, 219. 1790, 35. 306. 389 f., s. a. 1787, 358. 1788, 217. 1789, 626. 830. 4) Chr. 1774, 313. 5) Chr. 1774, 282.
6) Chr. 1775, 253. 7) Chr. 1774, 502. 8) Chr. 1774, 484.
9) Chr. 1789, 451. 10) Chr. 1789, 2 (866).

sehen des Königs herstellen und gründen, den Schwindelgeist der Magnaten und den wilden Troz der Edelleute zähmen, Licht und Recht handhaben, und so wieder der politischen Glückseeligkeit fähig werden“[1]). Hinter diesen Hoffnungen stand subjektiver Wunsch und die objektive Tatsache der preußisch-polnischen Annäherung, die sich bald als trügerisch herausstellte. Als der polnische Reichstag, genauer die Generalkonföderation, im Vertrauen auf Preußens Freundschaft ernstlich an eine Verfassungsänderung herangetreten war, schrieb Schubart von einer „Wiedergeburt“ Polens[2]) und nach dem Abschluß des preußisch-polnischen Bündnisses, das er zuerst etwas verfrüht auf 15. März 1790 datiert[3]), freute er sich mit den Polen, „weil dadurch ihre Staatsverfassung und Freiheit auf immer gegründet ist“[4]). Als er von dem endgültigen Abschluß des Vertrages am 27. März berichtete, ließ er sich zu der Prophezeiung hinreißen: „Traun! ein Tag, von welchem eine neue Epoke der Pohlnischen Geschichte beginnt“[5]). Er erklärte dann auch später, die „lauten und geheimen Berichte“ von der bevorstehenden neuen Teilung nicht glauben zu können[6]), obwohl er wissen mußte, daß Preußens Absichten nicht ganz rein waren und es vielleicht auch nicht sein konnten einem solchen zerrütteten Staat gegenüber, von dem er selber schreibt: „Die Pohlen sind noch halb wild, folglich ohne System und nicht zuverlässig genug“[7]). Wir werden ihm übrigens in der Verurteilung der polnischen Politik vor allem Rußlands beistimmen, mitsamt der Einschränkung, daß dem Schwachen im gewissen Sinne Recht geschieht, wenn ihn der Starke vergewaltigt: „Wir müssen die Menschen aus unsern Staaten verjagen, sagte König Löwe auf einem Thierreichstage. Ja wir müssen, brüllten seine Geheimeräthe. Wann wir können, sezte der Fuchs hinzu. Solche stolze Vorsäze haben jezt auch die Polen, ohne ihre Unkraft dabei in Rechnung zu bringen“[8]). Er fährt fort: „Indessen ists wahr, daß man mit keinem Reich der Welt so despotisch und willkührlich verfährt, als mit Polen. So oft's noch den Nachbarn behagt; so nimmt man Provinzen weg, läßt, ohne anzufragen, gewaltige Heere einrücken; kauft, um selbstgemachte Preise, Früchte auf; verweißt seinen Bundesgenossen für zu leistenden Beistand, auf Polnische Provinzen, und macht Plane, dem armen Lande ohne Wissen und Willen, einen König aufzudringen. Freilich Stoff zu Patriotenseufzern“. Es handelte sich hier um das Gerücht von einem russisch-preußischen Ver-

1) Chr. 1789, 163, s. a. 1788, 135. 2) Chr. 1790, 44.
3) Chr. 1790, 233. 4) Chr. 1790, 253. 5) Chr. 1790, 269.
6) Chr. 1791, 517. 7) Chr. 1790, 68. 8) Chr. 1788, 113 f.

trag, bei dem Preußen für Geld- und Truppenunterstützung mit polnischen Gebieten bezahlt werden sollte. „Solche Nachrichten sind mir unter allen die unbegreiflichsten. Was ist alle Politik, die sich nicht auf Recht und Gerechtigkeit stützt! Die das heilige Gesez von Mein und Dein wie einen faulen Apfel mit Füßen tritt! Warum soll Pohlen Provinzen hergeben, um seinem Nachbar die Waffen damit zu stählen? — Doch im politischen Kathechismus kommt manches Gebot vor, das mit den Geboten des religiosen Kathechismus nicht zusammenklingt“[1]).

Der Krieg Oesterreichs und Rußlands gegen die Türkei, der gerade in die Jahre der nachaspergischen Chronik fällt, liefert wenigstens bis zum Ausbruch der französischen Revolution den Hauptstoff beinahe für jede einzelne Nummer. Zugleich bietet er, auch im Hinblick auf die in der Luft liegende Gefahr eines Weltkrieges, den Anlaß zu zahlreichen Reflexionen über Krieg und Frieden im allgemeinen, bei denen Schubart charakteristischerweise je nach Stimmung fast ebenso oft für den einen wie für den andern Zustand als den gesunden und notwendigen eintritt. Bald möchte er mit Xenophon sprechen: „Nicht einmal große Anlässe berechtigen zum Kriege“[2]), und empfindet „Menschenwonnen“, wenn er seinen Lesern den allgemeinen Frieden in Aussicht stellen zu können glaubt[3]); bald zitiert er aus demselben Xenophon und aus Thukydides, daß ein langer Friede schädlich sei[4]), und ruft beinahe begeistert: „Wie groß, wie stark, wie ehrwürdig macht der Krieg die Menschen! Sie gleichen da oft den fließenden Strömen, voll lieblich duftenden gesunden Wassers, wenn sie im langen trägen Frieden einer stinkenden Lache gleichen“[5]). Ewiger Friede paßt erst für die entsündigte Menschheit des kommenden Gottesreiches — hier klingt wieder aspergische Apokalyptik durch — „jetzt ist uns der Krieg so nützlich, wie das Gewitter der Saat“[6]). In der voraspergischen Chronik hatte sich der Verfasser übrigens auch schon ähnlich verhalten. Er hatte um Frieden gebetet[7]) und von den Kriegsenthusiasten behauptet: „sie wissen nicht, was sie begehren“[8]). Er hatte den letzteren, Soldaten, Kaufleuten (!), Wirten, Aerzten, Dichtern und Zeitungsschreibern sogar egoistische Motive vorgeworfen: „O ihr Thoren, ihr Unmenschen ihr; sollen Blutströme vergossen werden, euren Geldgeitz, oder oft gar nur eure Neubegierde zu stillen? Sollen tausend Bettler werden, um sechs unter euch reich zu

1) Chr. 1788, 26. 2) Chr. 1789, 178. 3) Chr. 1790, 608.
4) Chr. 1787, 319. 1790, 315.
5) Chr. 1789, 804, s. a. 1787, 76. 85. 1788, 5. 107. 554. 1789, 58. 1791, 593 f.
6) Chr. 1787, 319 f. 7) Chr. 1776, 804. 8) Chr. 1775, 435.

machen? — Gewiß der Mensch weiß nicht, was er wünscht, sonst würden seine Wünsche nicht so oft das Gepräge der Thorheit haben. Im Frieden brüllt alles: Krieg, Krieg, Krieg!! Und so bald es Krieg ist, so stellt man Bußtäg an, und singt „Verleih uns Fried genädiglich [1])!" Ein andermal aber hatte es mit philosophischer Mäßigung geheißen: „Tief-forschende Staatsmänner, unsere Home, Robertson, Montesquieu und selbst der friedfertige Rousseau haben schon längst den Satz erwiesen, daß Krieg und Frieden in der besten Welt abwechseln müssen. Ein beständiger Krieg verwandelt die Menschen in reißende Wölfe, und ein beständiger Friede verwandelt sie in lasttragende Esel. Zur Verhütung dieser beiden Abartungen hat die Vorsicht vor gut befunden, Krieg und Frieden, wie Wetter und Sonnenstrahl, abwechseln zu lassen" [2]).

Wenn Schubart besonders in den Jahren 1789 und 1790 im allgemeinen mehr die angeblich förderlichen Wirkungen des Krieges hervorkehrte, so blinzelte er dabei mit erkennbarer Deutlichkeit nach Preußen hin. Aeußerungen wie diese: „Durch den Krieg werden die Alten geübt und junge Helden geweckt, wie dies die Beispiele der Russen, Oestreicher und Schweden beweisen" [3]) und das Grotiussche Zitat: „wer bei großen Anlässen das Schwerd nicht zükt, kommt bald in den Ruf — erst des friedfertigen, dann des guten, dann des blöden, dann des feigen Mannes" [4]) sind auf Preußen bezogen; und er spricht es einmal ganz offen aus: „Ein kriegerischer Staat zehrt sich im langen Frieden mehr ab, als im Kriege; daher will Preußen seine Macht wieder reiben, die alten Helden üben, und die jungen weken; und so der Welt zeigen, daß jene Kraft noch nicht vergeudet sei, die sich im siebenjährigen Kriege mit der Welt schlug" [5]). Das war, als noch die Wage spielte zwischen dem unfähigen Zauderer Friedrich Wilhelm II. und dem klugen und entschlossenen Grafen Hertzberg, der der Mann gewesen wäre, die für Preußen so außerordentlich günstige Lage, vor allem die Notlage Oesterreichs, auszunutzen. Er hatte mit richtigem politischem Blick gemeinsam mit England die Unterstützung der Türken und des Königs Gustav von Schweden gegen Rußland ins Werk gesetzt, und es war ihm sogar gelungen, dieses in Polen aus dem Sattel zu heben. Im Januar 1790 war ein preußisch-türkisches Bündnis geschlossen worden, und ein ebensolches mit Polen stand bevor, in dem die Abtretung von Thorn und Danzig der Preis gewesen wäre. Preußen hatte mobil gemacht; ein preußisch-polnisches Heer sollte den Türken zugeführt werden. Da starb Joseph und

1) Chr. 1776, 762. 2) Chr. 1776, 314. 3) Chr. 1790, 391.
4) Chr. 1789, 178 f. 5) Chr. 1790, 266.

gleichzeitig gelang es der preußischen Hofklique, Hertzberg zu verdrängen. Die beiden Souveräne Leopold und Friedrich Wilhelm trafen eine unmittelbare Uebereinkunft, durch welche die ganze Politik Hertzbergs zunichte gemacht wurde; und die Reichenbacher Konvention, in der sogar Hertzbergs Versuch, Danzig und Thorn noch zu gewinnen, von seinem Herrn durchkreuzt wurde, bildete eine glatte Niederlage Preußens. Das Verhältnis zu Rußland, das Friedrich der Große geschaffen hatte, war endgültig gelockert, und der Gegensatz zu Oesterreich war durch die Vereinbarung nur scheinbar gehoben.

Schubart zeigt immer großes Verständnis für Hertzbergs Größe und ist von der Richtigkeit seiner Politik vollkommen überzeugt. Darum verfolgt er auch die immer mehr zutage tretende Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen mit wahrem Bedauern und ist betrübt und erbittert, — bedenken wir seine tiefe Preußenverehrung—, daß die Geschichte diesen Verlauf nahm. Nachdem er mehreremale hervorgehoben hatte, daß der Moment für die Gewinnung von Danzig und Thorn gekommen sei[1]), und die Bereitwilligkeit dieser Städte selber zur Unterwerfung unter Preußen betont hatte[2]), auch Englands Protest erwähnt[3]), schrieb Schubart Mitte 1789: „Wenn Preußen den gegenwärtigen glüklichen Zeitpunkt nicht benüzt, so hat es viel versäumt. Oestreich und Rußland werden mit den Türken Friede machen, und mit ihrer Kraft dann wieder auf Preußen drüken. Unmöglich wird alsdann die Besiznehmung von Danzig, Thoren, Posen und Kalisch werden“[4]). Und als Preußens Verzicht eine ausgemachte Sache war, bedauerte er die Städte (trotz seines einstigen Eintretens für ihre „Freiheit“ — er ist politisch reifer geworden!), daß sie nicht preußisch werden: — „O wie wohl würde beeden Städten der Flügelschatten des preußischen Adlers thun[5])!“ Von Preußen aber sagt er: „Die Preußen hätten schon mehrmalen Danzig ohne Rumor besezen können; sie haben aber immer das Tempo versäumt, und auf Momente gerechnet, die nun so bald nicht erscheinen werden“[6]). Mühsam versucht er später einmal eine Entschuldigung für den Fehler zu stammeln, indem er von einer „Verläugnung“ redet, welche die Erwerbung verworfen habe, „ich denke aus Liebe zum Frieden, wiewohl die Lage Preußens dadurch mehr verschlimmert, als verbessert wurde“[7]). „Preußen spielt im gegenwärtigen Weltgetümmel eine unbegreifliche

1) Chr. 1788, 664. 716.
2) Chr. 1789, 14. 406 f.
3) Chr. 1789, 411.
4) Chr. 1789, 485.
5) Chr. 1790, 554, s. a. 212.
6) Chr. 1790, 650.
7) Chr. 1791, 30 f.

Rolle", hatte er schon 1788 geschrieben. „Es scheint zwischen der Partei der Kaiserhöfe und ihrer mächtigen Gegenpartei balanziren zu wollen; daher macht es Komplimente rechts und links, und das ehemalige große, furchtbare, wie Berge Gottes eingewurzelte Staatssystem, scheint seit einiger Zeit etwas zu wanken". Sollten einmal „Männlein" statt Giganten in Preußen die Oberhand bekommen, fährt er fort, „nun dann so hat Preußen sein Schiksal mit mehreren Staaten gemeinsam. Es begann im Donnerfluge der Größe, und starb an der Hektik der Kleinheit"[1]). Seit Ende 1789 verzweifelt er ganz an der preußischen Politik, die „das Tempo versäumt habe"; er findet es unbegreiflich, daß Friedrich Wilhelm „die siegreichen Fortschritte der Kaiserhöfe" sogar gern sehe[2]). Und im Rückblick auf die ganze verpfuschte Sache entdeckt er sogar einmal die moralische Mangelhaftigkeit in den politischen Fehlern. „Das preußische Betragen gegen seine Bundesgenossen ist mir zu hoch, ich kann es nicht begreifen. Weder Schweden, noch Polen, noch die Türken konnten sich dessen freuen. Was wird hierüber die Geschichtsmuse sagen, die sich ernst und furchtlos dem Zeitenbuche naht, und die grosen und kleinen, die guten und schlimmen Thaten der Beherrscher aufzeichnet[3])!?"

Die österreichisch-preußische Verständigung, die in Reichenbach zustande kam, war für Schubart entschieden eine fragliche Größe. Er ist in seiner ganzen journalistischen Tätigkeit mit dem Problem Preußen-Oesterreich nie recht fertig geworden; seine Aeußerungen sind auch auf diesem Gebiet schwankend und widersprechend, auch wohl nicht immer ernst zu nehmen. Im allgemeinen zeigt er großes Verständnis für die Notwendigkeit und Bedeutung des preußisch-österreichischen Dualismus; hier und da aber hat er großdeutsche Anwandlungen, in denen er ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Haltung etwa Preußen und Oesterreich auffordert, keinen Bruderzwist anzufangen, sondern lieber gemeinsam gegen die Türken zu ziehen[4]), oder einen ewigen Bund zwischen Preußen und Oesterreich herbeisehnt. „Wäre dies nicht zuträglicher für beede hohe Häuser, als das ewige Augenrollen aufeinander, und das blutige Katowort: Deleatur Carthago[5])?!" Freilich zweifelt er dann gleich wieder, ob dieses Bündnis auch „dem wahren Heil Deutschlands — der bürgerlichen und Religionsfreiheit" zuträglich sei[6]). Schon im Anfang seiner Publizistik hatte er in betreff der Preußen und Oesterreicher

1) Chr. 1788, 503 f. 2) Chr. 1789, 812. 818. 3) Chr. 1791, 538.
4) Chr. 1790, 202. 5) Chr. 1790, 228, s. a. 1790, 284. 1791, 420. 456.
6) Chr. 1791, 530.

geurteilt: „Es ist nicht gut, daß diese und jene Freunde sind[1])!“ und diese Ansicht gleich in seinem ersten Jahrgang nach dem Asperg wieder aufgenommen. — Ein solches Bündnis, meint er, wäre ein sicherer Schutz Deutschlands nach außen, „aber ist auch Deutschlands innres Glük durch diesen Bund gesichert? — Scheint sich nicht vielmehr die Freiheit der Deutschen auf die Antipathie des Adlers mit zwei Köpfen und des Adlers mit Einem Kopf zu stüzen? — Mit dem trüben Blike banger Ahndung sieht der Vaterlandsfreund hinaus in die Zukunft. — Die Einzelnen Staaten, die wie Gelenke einer schönen Kette ineinander griffen, sind versunken und über ihren Trümmern hebt sich der Fuß des Alleinherrschers —“[2]). Und obwohl einer seiner Korrespondenten dies „ein eselgraues Vorurtheil“ nennt, spricht er von der Unnatürlichkeit einer solchen Verbindung[3]) und glaubt feststellen zu können: „Aller Hofverbeugungen ungeachtet, schielt doch der Oestreicher immer gegen Preußen, wie der Franzose gegen den Britten, wie weil. der Karthager gegen den Römer“[4]). So schreibt er 1791 nach der Pillnitzer Zusammenkunft: „Wird dies Bündnis dem deutschen Reiche frommen oder schaden? Was ist die Macht des ganzen übrigen Deutschland gegen Oestreichs und Preußens verbündete Macht? . . . Wer vermag diese zu überwinden, wenn sie die Arme zu unserer Unterjochung heben wollten!?“ „Jezt sichert uns zwar Leopolds Gerechtigkeitsliebe und Friedrich Wilhelms Patriotismus; werden wir aber auch in Zukunft so gesichert seyn[5])?! Kurz darauf hören wir allerdings wieder von den Vorteilen dieses Bundes, der „ewigen Frieden und inneres Volksheil“ garantiere[6]). „Wer kann uns antasten, wenn wir alle Eins sind!?“ ruft er aus, als alle deutschen Fürsten zum Beitritt aufgefordert werden sollten, merkt aber gleich wieder an: „Ja wenn wir alle Eins sind! Aber nur ein Gott müßte dies Wunder würken.“ Und wieder kommt er auf den alten Satz hinaus: „Wenn Löw und Adler Freunde sind, so darf der Wald, so darf die Luft erbeben“[7]).

Es stimmt mit Schubarts antiösterreichischer Gesinnung, daß er Friedrichs des Großen letzte Tat, die Gründung des Fürstenbundes, über die Maßen verherrlicht. Er sieht darin eine Sicherung der „deutschen Freiheit“[8]), deren „olimpische Aegide“ er ihn nennt[9]); er definiert ihn mit Müller als einen Schutz der Reichsverfassung gegen Willkür und Ge-

1) Chr. 1774, 259.
2) Chr. 1787, 104, s. a. 91. 3) Chr. 1788, 105, s. a. 33 ff.
4) Chr. 1788, 215 f. 5) Chr. 1791, 567 f. 6) Chr. 1791, 593.
7) Chr. 1791, 610 f. 8) Chr. 1787, 4. 19 u. a. 9) Chr. 1787, 264.

walt, und spricht von der „theuer erworbenen, tapfer erhaltenen Libertät“, die er verteidige [1]). So sonderbar uns diese Wertschätzung eines Schrittes erscheinen muß, durch den eine Reform der kläglichen Reichsverfassung unmöglich gemacht war, deren Uebelstände gerade Schubart deutlich empfinden mußte, — so verständlich ist sie andererseits angesichts der drohenden Austausch- und Vergrößerungspläne Habsburgs, das damals eine Eroberungspolitik trieb, wie sie nur in der russischen ein Gegenstück hatte. Da schien es ihm doch wünschenswerter für Deutschland, im preußischen Schlepptau zu schwimmen, als unter Oesterreichs Herrschaft zu kommen; und tatsächlich wäre ein österreichischer Primat damals kein Glück gewesen. Preußen aber, so träumte der Chronikschreiber vergeblich, „Preußen — an der Spitze des deutschen Bundes und mit Engelland und Holland in eine dreifache Schnur verflochten, zu welcher Höhe von Ansehen und Macht könnt' es jezt aufsteigen; wenn es Entschlossenheit genug hätte, seine glükliche Lage zu benuzen [2])!“

Es muß für den „Untertanen“ des 18. Jahrhunderts und vor allem für einen Zeitungsschreiber wie unsern Schubart ein eigentümliches Gefühl gewesen sein: der andauernde Zustand der Unsicherheit und Ungewißheit in politischen Dingen, das Bewußtsein vollkommener Passivität gegenüber den Ereignissen und Erscheinungen auf dem europäischen Theater, die alle so nahe zusammenhingen, daß man nie wissen konnte, ob morgen Krieg oder Frieden sein werde. Durch die ganze Chronik geht dieses fortwährende Raten, Vermuten und Prophezeien eines kommenden großen Krieges oder definitiven Friedens. So kann es z. B. heißen: „Unser Europa wird immer reifer zu einer großen — von tiefen Staatsforschern längst vorhergesehenen Revolution“ [3]), nachdem nicht allzulange vorher behauptet worden ist: „Europa hat keine merkwürdige Revolution mehr zu befürchten, weil eigentlich keiner dem andern in der Staatsklugheit mehr überlegen ist und die Staatsfehler ungefähr gleichen Schritt miteinander halten“ [4]). Denn das wußte Schubart wohl, daß einige wenige Menschen diese ganze europäische Politik machten, daß sie gewissermaßen eine Privatangelegenheit der paar Höfe war, die sich auf dem Schachbrett gegenüberstanden. „Die europäischen Kriege hangen alle aufs engste zusamen — der Schauplatz mag am Dnieper oder am Rhein seyn“ [5]). Oder wie „ein politischer Spizkopf“ schreibt: „Das neue politische System von Europa sei ein Spinnengewebe, dessen Fäden an die Höfe herumgeknüpft, alle vibriren, wenn Einer berührt wird“ [6]).

1) Chr. 1787, 329. 2) Chr. 1788, 696. 3) Chr. 1787, 26 St.
4) Chr. 1787, 85. 5) Chr. 1787, 175. 6) Chr. 1788, 381.

Aber außerhalb dieses Apparates schwieg die Geschichte, und an eine politische Presse im Sinne einer Personifikation der mitarbeitenden öffentlichen Meinung dachte niemand. Tief in den Hüllen des Kabinetts waren die „Allerhöchst-Höchst- und hohe Höfe“ beschäftigt, wie Schubart bald zornig, bald humoristisch klagte, „und lassen keinen Zeitungsschreiber auf Gottes Erdboden wissen, was sie tun“ [1]). Dabei hätte es ihm an Interesse und Verständnis keineswegs gefehlt, wie wir schon gesehen haben. Wenn er nur hätte schreiben können und dürfen! Wenn man nach den Grundsätzen der Physiognomik jeden einzelnen europäischen Staat untersuchen wollte, „welch ein reichhaltiges, aber auch welch ein unendlich delikates Thema wäre dieß! Montesquieu und Lavater in einer Person müßten mirs bearbeiten, und in Boston bey Warwell drucken lassen!“ [2]). Aber so mußte er sich damit begnügen, mehr oder weniger wahrscheinliche Berichte von den fernen Kriegsschauplätzen abzudrucken und die diplomatischen Konstellationen zu zeichnen, wie sie sich für den Außenstehenden beständig zu verschieben und zu verändern schienen. Schubart hat übrigens die große Umlagerung, die eine Folge der Hertzbergschen Politik war, in ihrer Bedeutung erkannt oder wenigstens geahnt, wenn er einmal besonders darauf hinweist: „Die seit Jahrhunderten Freunde waren, werden nun Feinde; und hundertjährige Feinde schlingen sich am Altare der Eintracht in trauliche Brüderbande zusammen. England, Rußlands treuster Freund, verbindet sich mit seinen Feinden. Frankreich, auf welches die Russen mit verachtendem Stolze hinzubliken pflegte, wird nun als Bundesfreundin gesucht. Der Franzose zerreißt jezt das Band, das ihn seit anderthalbhundert Jahren mit Schweden verknüpfte“ [3]). Und an sich war es richtig gewesen: „Wenn die große Verbindung von Oestreich, Rußland und Frankreich, wenn die Gegenverbindung Preußens, Englands und Schwedens .... Europa nicht aus seiner Apathie herausdonnern sollte; so könnt' es nur der Wetterstral des Gerichts thun“ [4]). Auch was er in einer seiner letzten Nummern über den mutmaßlichen Verlauf eines kommenden „großen politischen Dramas“ schreibt, verrät keine üble Divinationsgabe, wenn es auch nicht genau so gekommen ist. Der Titel soll heißen: „Der Europäische Fürstenbund“, und der Gang der Handlung: „Erster Akt: Angriff auf Frankreich. Wiederhergestellte Königsgewalt. Zweiter Akt: Ländertausch. Säkularisirungen. Reform deutscher Reichsstädte. Dritter Akt: Allgemeiner Friede; Gegründet auf die in den genauesten

1) Chr. 1775, 353.
2) Chr. 1776, 147.
3) Chr. 1789, 201.
4) Chr. 1787, 85.

Verhältnissen stehende Gewalt der Fürsten mit der Freiheit des Volks"[1]). Aber es war jedenfalls kein Wunder, wenn Schubart des ewigen Intrigierens der Kabinette, des fortgesetzten Rüstens und Drohens ohne loszuschlagen, der langwierigen Verhandlungen und Gesandtschaften hie und da überdrüssig wurde und Aeußerungen tat, die vielleicht manchmal oberflächlich anmuten. „Sonst hinderten Kriege die grösten Höfe Europas an der Ausführung großer Absichten und Plane, jezt thun es eigne Allianzen", bemerkt er einmal ungeduldig[2]); oder er spottet: „Ueberall will man nicht kriegen, sondern nur drohen; nicht seine Macht brauchen, sondern nur seine Macht zeigen — und das ist ja hübsch friedlich und christlich"[3]). Vernünftiger klingt es da schon, wenn er schreibt: „Nichts ist kostbarer, als langweilige Staatsunterhandlungen, indessen die Heere schon gewafnet im Feld stehen. Roß und Mann wird unmuthig und krank, Kampfbegierde erlischt, Tapferkeit erlahmt und die wechselseitige Achtung der Krieger verschwindet"[4]). Und nicht ganz unrecht möchte er auch haben, wenn er im Jahre 1790 als Grund für die zögernde und zaudernde auswärtige Politik gewisser Mächte die Furcht vor inneren Unruhen angab: „Man ist mistrauisch gegen die auswärtige Höfe, mistrauisch gegen sich, weil fast kein Hof vermuthen darf, daß sein Volk mit der Regierung zufrieden sey"[5]).

„Europa sitzt wie ein altes Weib in der Sonne und erzählt ihren Kindern Mährlein, indessen in Kolumbus Welt alles gährt und braust"[6]), steht Ende April 1776 einmal in einem Leitartikel. Es war klar, daß jenem Aufstand in Amerika, bei dem zum erstenmal für Schubarts und seiner Zeitgenossen Erfahrung Politik gemacht wurde nicht von Höflingen, sondern von einem Volk, die ganze Aufmerksamkeit der Chronik sich zuwandte. Freilich hatte die Berichterstattung unter großen Schwierigkeiten zu leiden; denn die englischen Nachrichten waren beinahe ebensowenig vertrauenswürdig wie die russischen aus der Türkei — nur daß die englischen Zeitungen größtenteils die Rebellenparteieinnahmen[7]) und dementsprechend die Erfolge ihrer eigenen Regierung stets zu verkleinern suchten. Als die zuverlässigsten Meldungen bezeichnet Schubart immer noch die Briefe deutscher Soldaten, Offiziere und Feldgeistlichen vom Kriegsschauplatz, deren er auch mehrere seinen Lesern mitteilt[8]). Und zuweilen — das möge gleich gesagt sein — zeigt er sich auch dieses

1) Chr. 1791, 508. 2) Chr. 1788, 35. 3) Chr. 1790, 464.
4) Chr. 1790, 398. 5) Chr. 1790, 297.
6) Chr. 1776, 273. 7) Chr. 1776, 56. St. 74. St.
8) Chr. 1776, 245 f. 445 f. 524.

Stoffes überdrüssig und spricht von dem „ewigen Gewäsche von den Kolonisten“, das man wiederkäuen müsse [1]).

Das Betragen der Engländer gegen die „Bostonianer“ hatte die Chronik schon im Juli 1774 für „unpolitisch“ erklärt [2]); Schubart hatte auf die starke Bevölkerungszunahme der Kolonisten hingewiesen und bereits vorausgesehen, was kommen werde: „Man darf eben nicht den Adlerblick eines politischen Sehers haben, um den vielleicht ganz nahen Fall vorauszusehen, daß die muthigen Bostonianer die Fesseln der Knechtschaft abstreifen, und sich selbst regieren werden“ [3]). Bald schreibt er noch bestimmter von der Nähe einer großen entscheidenden Revolution in Amerika [4]), und im Juni 1775 erfahren die Leser den Ausbruch des Krieges [5]). Als bemerkenswert wird dabei öfters die Tatsache berichtet, daß die Kolonisten auf Seite ihrer Gegner mehr Freunde als Feinde hätten und daß man in London auf ihren Erfolg wette [6]), was Schubart höchst sonderbar und unpädagogisch findet. „Wenn man den ungehorsamen Sohn noch streichelt, ihm Geld und Zuckerwerk giebt; so muß er in kurzem seinen Eltern übern Kopf wachsen“ [7]). Mehr und mehr wächst die Sympathie des Schreibers für die Aufständischen. Bewundernd konstatiert er: Männer und Weiber, Greise und Knaben, wollen lieber den letzten Tropfen Bluts verspritzen, als ihren Nacken dem Joch des Despotismus leihen“; das Volksheer der Amerikaner ist ihm lieber „als unsre um ein paar Groschen Taggeld gedungne Sklaven in Europa“ [8]). „Nicht in Europa, wo Knechte und Sklaven mit Schellen an Händen und Füßen Schanzarbeiten thun, sondern dort in Amerika wird bald der Göttinn Freyheit ein Tempel errichtet werden“ [9]). Und als es hieß, die Deutschamerikaner aus der Pfalz und Würzburg seien „die einzige, die England getreu bleiben“, — was Schubart unter anderen Umständen als Illustration einer deutschen Tugend verwendet hätte —, zitierte er dazu eine Glosse des „brittischen Magazins“, daß die Deutschen eben unter allen Nationen das beste Geschick zum Sklaven hätten [10]). Dagegen rühmt er den Mut und die Entschlossenheit, die Ueberlegung und Klugheit der Kolonisten [11]), und kennzeichnet ihre Eigenart einmal nicht übel in dem Satz: „Der Charakter der Kolonisten hat etwas ganz eignes, eine Art von pietistischem Heroismus, wie wann Herrnhut und

1) Chr. 1775, 432. 681.
2) Chr. 1774, 242.
3) Chr. 1774, 242, s. a. 292.
4) Chr. 1775, 83.
5) Chr. 1775, 377.
6) A. a. O., s. a. 1775, 33 ff. 126. 637. 1776, 401 ff.
7) A. a. O.
8) Chr. 1775, 585.
9) Chr. 1775, 637.
10) Chr. 1776, 6.
11) Chr. 1776, 668.

Sparta in eins zusammenflösse“ [1]). Von dem baldigen Sieg ihrer Sache zeigt er sich fast durchweg überzeugt, weist auch den Vorwurf zurück, der in dem Wort „Rebellen“ liegt [2]) und der ihm für die „Provinzen der Freyheit“ [3]) nicht gerechtfertigt erscheint. „Ihr glücklichen Antipoden“, ruft er ihnen zu, „kämpft noch eine kurze Zeit den Kampf der Ehre, zeugt Curiusse, Brutusse, Regulusse, Catone, dann wälzt euch vor Freuden unterm Baum der heiligen Freiheit“ [4]). „Wenn die Provinzen in ihrer Einigkeit so fortfahren, so ist es unmöglich, sie zu unterjochen“ [5]). „Die Amerikaner werden sich gewis frey machen und nach der Prophezeihung eines politischen Sehers noch vor 1876 vielleicht den ersten Freystaat in der Welt bilden“ [6]). Und der amerikanische Fortschrittsgeist wird den Deutschen als Vorbild angelegentlich empfohlen [7]). Denn „Amerika wird doch 'nmal die Gesetzgeberin der Welt“ [8]).

Trotz seiner offenen Parteinahme für die Aufständischen gibt sich Schubart Mühe, objektiv zu bleiben und auch den Royalisten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er veröffentlicht einigemale englandfreundliche Berichte [9]), ja hat selber zwischendurch Stimmungen, in denen er zweifelt, ob die Helden von Boston nicht doch am Ende „betrogne Freiheitsverteidiger“ seien [10]). In einen inneren Konflikt versetzte ihn namentlich der Umstand, daß die Truppen der englischen Regierung größtenteils deutsche Landeskinder waren. Er brachte es doch nicht fertig, in einem Atem sowohl die Tapferkeit der Freiheitskämpfer als der braven Hannoveraner und Hessen hervorzuheben. An sich wäre das ja denkbar gewesen, aber ihm war es unmöglich; darum werden ihm die Berichte, in denen er von den Leistungen der deutschen Soldaten spricht, unwillkürlich und unter der Hand zu englandfreundlichen. Noch mehr: er war ja bis zum Ausbruch des Konflikts ein Verehrer Englands gewesen und trotz seiner amerikanischen Parteinahme eigentlich geblieben. So kann er sich schließlich sogar zu dem Wunsche des englischen Sieges versteigen: „Die Klagen, die jetzt alle Ständ' in Engelland über diesen Krieg erheben, schneiden mir durchs Herz, und ich möchte gar zu gerne mein liebes Engelland beruhiget, und meine Brüder, die Teutschen, wieder zu Haus sehen“ [11]). Und „darf ich dich anflehen, guter Himmel, auch für meine Brüder, die Teutschen in Amerika, daß sie dort Fried' erkämpfen, und

---

1) Chr. 1776, 324. 2) Chr. 1775, 565.
3) Chr. 1775, 245. 4) Chr. 1775, 561.
5) Chr. 1776, 308. 6) Chr. 1776, 401 f. 7) Chr. 1775, 35.
8) Chr. 1776, 697. 9) Chr. 1776, 245 f. 737 f.
10) Chr. 1776, 831. 11) Chr. 1777, 9.

bald zurückkommen mit der Siegskrone zum alten Vater, zum Weib und zur Braut?“ [1]).

Der Verkauf dieser deutschen Truppen durch ihre Landesherrn an England hatte selbstverständlich seine tiefste Entrüstung hervorgerufen. Voll ohnmächtigen Grimmes sind die Berichte, in denen er aufzählt, wie viel Mann und Regimenter wieder von Kassel oder Braunschweig geliefert würden und um welchen Preis. Zu der moralischen Ungeheuerlichkeit kam die politische Gefährlichkeit einer derartigen Entblößung von Streitkräften. „Unbegreiflich ist mir die Kaltblütigkeit, womit wir's ansehen, daß der Kern teutscher Soldaten jetzt über's Meer schwimmt, um Leuten, die sie nie beleidigt haben, den Schedel 'neinzuschlagen“ [2]). „Einem teutschen Patrioten muß das Herz bluten, wenn er sieht, wie unnütz seine besten Krieger hingeopfert werden. Die Provinzialen mögen besiegt werden oder nicht; so haben wir keinen Nutzen, sondern den bittersten Schaden davon. Bräch' ein Feind ein, wer sollte das nackte Land schützen? Mit Recht wird jetzt in Regenspurg die Frage beherzigt: Ist es einem Reichsstand erlaubt, ohne beim allerhöchsten Tribunal anzufragen, seine Truppen in ferne Lande zu schicken?“ [3]). „Sollten wir Teutsche für das stolze brittische Volk unser Blut verspritzen, die, wenn wir alles gethan haben, uns noch feige Kerls schimpfen?“ [4]).

Eine Zeitlang hatte Schubart die Wirkung des amerikanischen Abfalls auf das Mutterland für so tiefgreifend gehalten, daß er ernstliche Sorge für Englands Lage empfand. Er befürchtete Staatsbankerott und Revolution [5]); rechnete mit völligem Ruin des englischen Handels und sagte den Untergang des Reiches voraus, wenn noch ein Krieg dazu komme. „Welchem Weltbürger muß dieser Gedanke nicht Thränen auspressen?“ fügte er in seiner überschwenglichen Sprache hinzu [6]). Aber dann besann er sich wieder und beteuerte, daß er an den Untergang Englands nicht glauben könne. „Diese Klagen, die nun die Engelländer beständig wiederkäuen, sind würklich übertrieben; — denn eine große Nation liebt's Uebertriebene. Der Engelländer thut Wunder, wenn seine Kräfte durch einen großen Anlaß aufgefordert werden. Die Sachen in Amerika sind eben nicht so verzweifelt schlimm, als man sie uns in den öffentlichen Nachrichten vormalt“ [7]). Wie unsicher er aber in dieser Sache doch war, ersehen wir daraus, daß er wenige Nummern später

1) Chr. 1777, 8. 2) Chr. 1776, 157.
3) Chr. 1776, 662. 4) Chr. 1776, 547.
5) Chr. 1776, 106. 193 f. 6) Chr. 1776, 102.
7) Chr. 1776, 217 f., s. a. 523.

in einem „Politischen A B C“ unter England wieder schrieb: „Dein großer Nationalgeist ist zur Zwergengestalt unseres ausgearteten Jahrhunderts zusammen geschrumpft. Nord-Amerika ist verloren; die Westindischen Inseln sind in Gefahr“. Ja sogar: „der teutsche Kaiser wird auf Deine Kosten sich in Ostindien festsetzen“ ....[1]).

England erholte sich jedenfalls rascher von dem Aderlaß, als Schubart gedacht hätte. Mit den Prophezeihungen von Amerikas Größe haben aber er und seine Gewährsmänner ziemlich Recht behalten. „Eh das 19. Jahrhundert beginnt“, führt er 1776 von einem „neuen politischen Grübler“ an, „wird ganz Amerika frey sein“ [2]). Und er vermutet, „daß im Jahr 1900. die Amerikanischen Freystaaten für die Seemächte furchtbarer seyn werden, als Rußland, das vielleicht bis dorthin noch manchen Stoß leiden kann“ [3]). Noch merkwürdiger sind die Vorahnungen, die in der nachaspergischen Chronik ausgesprochen sind, nachdem Amerika inzwischen wirklich frei geworden war und eine Verfassung einzuführen im Begriff stand, die Schubarts Achtung und aufrichtiges Einverständnis besaß [4]), so daß er anführen konnte: „dreizehn goldne Pforten stehen in diesem Freistaate den Schlachtopfern der Intoleranz und des Despotismus offen“ [5]). Schon in der zweiten Nummer der zweiten Chronik lesen wir: „Washington ist mehr als Brutus, und so lange sein Geist in diesen Freien athmet, so lange werden sie gros und unüberwindlich bleiben. Wann die übrige Weltstaaten beinah' erschlaft sind, so werden hier noch Thaten geschehen, die der Menschheit würdig sind. Von Boston und Philadelphia aus wird Licht ins Innerste von Colombona strömen und nach und nach die rohe Natur des Wilden an Zahmheit gewöhnen“ [6]). Der Neujahrs-Artikel von 1789 schreibt: „Amerika, du wirst sichtbar zu einer Größe hinwachsen, die im Neunzehnten Jahrhundert den Neid und das Staunen der Völker weken wird“ [7]). Und im gleichen Jahrgang ließ sich der Verfasser in der Seherbegeisterung so weit fortreißen, daß er nichts weniger als den Idealstaat seiner Träume in das Land jenseits des Ozeans verlegte: „Wenn Aufruhr, unglükliche Kriege, politische Wirren, Religionshaß, Sittenverderb, Grundlosigkeit in Wissenschaften, Kleinheitsgeschmak in Künsten, wie Nachtvögel über Europa schweben werden; so wird es licht seyn in Amerika. Aechte Freiheit, reine Gottesverehrung, gründliche Wissen-

1) Chr. 1776, 642.
2) Chr. 1776, 667, s. a. 401.
3) Chr. 1776, 667.
4) Chr. 1787, 328.
5) Chr. 1787, 148.
6) Chr. 1787, 10 f.
7) Chr. 1789, 867.

schaft, richtiges Schönheitsgefühl, und fromme Sitte, wird daselbst zu Hause seyn“ [1]).

Das gewaltigste historische Geschehen, das Christian Friedrich Daniel Schubart erlebte, war die französische Revolution. Die Ereignisse, die in diesen Zusammenhang gehören, hatten ihn persönlich so stark gefangen genommen, daß er sogar auf seinem Totenbette noch lebhaftes Interesse für die Entwicklung der Dinge in Frankreich zeigte; und in seiner Publizistik trat dieses Thema bald so ausschließlich in den Vordergrund, daß er seinetwegen sogar den Titel seiner Zeitung änderte und aus der „Vaterlandschronik“ eine bloße „Chronik“ machte; „weil ich meist mehr vom Auslande, als vom Innlande zu schreiben habe“ [2]). Er stand nicht an, die „große Geburtsstunde“ Frankreichs mit der Reformation zu vergleichen [3]), ja sie für eine Begebenheit zu erklären, „der nach der Kirchenreformazion schwerlich eine an Wichtigkeit gleicht“ [4]). Seine ganze Haltung dem Franzosentum gegenüber hat er unter dem Eindruck der Revolution revidiert und korrigiert [5]); aus einem Hasser und Verächter der oberflächlichen Franzosen wird er ein Freund und Verehrer der „Neufranken“, nachdem er gemerkt zu haben glaubt, daß die „franzmännische Freiheitsgluth nicht Strohfeuer, wie man anfangs wähnte, sondern Altarfeuer“ [6]) sei. Und bis ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm — Anfang Oktober 1791, kurz nachdem sich die Nationalversammlung aufgelöst hatte — blieb er diesem seinem Enthusiasmus getreu und ließ sich durch kritische und ungläubige Stimmen um ihn herum nicht oder nicht mehr als vorübergehend irre machen.

Ueber die Vorbedingungen und Vorboten der Revolution: den finanziellen Zusammenbruch des französischen Staates [7]), die Teurung und das Elend des unter der Adelsherrschaft geknechteten Volkes [8]), die Gärung im Lande, die sich schon längere Zeit in einzelnen Explosionen Luft machte [9]), läßt die Chronik ihre Leser nicht im Unklaren. Allerdings hatte Schubart eine Zeitlang von der Genialität Neckers noch eine Sanierung der Staatskasse erwartet [10]), und die Wirkung der auch in die breiteren Schichten dringenden Aufklärungsschriftsteller, überhaupt die Bedeutung der „Aufklärung“, hatte er nicht begriffen, wenn er ein-

1) Chr. 1789, 726.
2) Chr. 1789, 908.
3) Chr. 1790, 433.
4) Chr. 1791, 101.
5) Chr. 1788, 330.
6) Chr. 1790, 175, vgl. schon 1789, 450.
7) Chr. 1787, 27. St.
8) Chr. 1787, 138. 1789, 12.
9) Chr. 1787, 26. St. 1788, 329 ff. 396. 469 ff. 1789, 326.
10) Chr. 1788, 629. 707. 1789, 42. 107.

mal schrieb, die selbst in „unserem aufgeklärten Europa" ausbrechenden Empörungen seien „ein sicherer Beweis, daß die jezige, so weit leuchtende Aufklärung die Menschen noch nicht zahm genug gemacht habe"[1]). Aber schon Mitte des Jahres 1788 vergleicht er mit einem nachaspergischen Lieblingsbild Frankreich mit einem „Kessel von Erz, auf dem Kohlenfeuer der innern Zwietracht sprudlend"[2]) und erwähnt eine Stelle aus einem Pariser Schreiben, welche behauptet: „Noch nie sind wir dem Ausbruche eines verderbenden Bürgerkrieges näher gewesen als jezt"[3]). Im August desselben Jahres berichtet er von einer Eingabe der Geistlichkeit an den König mit den Forderungen: die alte Reichsverfassung wieder herzustellen, keine Auflage ohne Einwilligung der Stände zu machen, und keinen Gerichtshof für Repräsentanten der Nation erkennen, als die Stände des Reichs allein, und fügt ahnungsvoll hinzu: „Die Zeit deutet jezt auf die Wiederholung jener gräßlichen Blutszenen, wo die Guisen die Fakel der Empörung schwangen, und die schönen Gefilde Frankreichs weit umher vom Bürgerblut rauchten"[4]). Von einem äußeren Kriege hätte sich Schubart einen heilsam ablenkenden Einfluß versprochen[5]) und rechnete auch noch damit, nachdem der Stein schon ins Rollen gekommen war[6]); aber der Konflikt mit England, der in der Luft gelegen hatte, war nicht zur Verdichtung gekommen, und ebensowenig wurde etwas aus der Teilnahme an einem Streite Englands mit Spanien. Die mehrfach angekündigte[7]) Versammlung der drei Stände — „möchte diese erhabene Versammlung alle Uebel von Grund aus heilen, an denen der Staat so lange schon leidet!"[8]) — war eröffnet worden nach der Angabe der Chronik am 4. Mai 1789; da sprach der Verfasser von Frankreich als von „einem Schif, das im vollen Sturme segelt"[9]), nannte aber gleichzeitig den Kongreß den „Einen Stralenpunkt", in dem jetzt Frankreich der Welt seine ganze Herrlichkeit zeige[10]).

Es dauerte nun allerdings eine ziemliche Weile, bis die Versammlung Schubarts Erwartungen, die sich in dem genannten Ausdruck ankündigen, zu erfüllen begann. Zunächst bereitete sie ihm mehr Enttäuschung als Freude, — denn für die Geschäftsordnungsdebatten, mit denen ihre Wirksamkeit anhub, hatte er kein Verständnis. Er meinte „die Gemeinen schaden sich selbst durch ihre kleinlichen Untersuchungen"[11]),

1) Chr. 1787, 97. 2) Chr. 1788, 352. 3) A. a. O.
4) Chr. 1788, 529. 5) Chr. 1788, 318. 6) Chr. 1790, 348.
7) Chr. 1788, 46. St. 568. 1789, 41. 8) Chr. 1788, 751.
9) Chr. 1789, 326. 10) Chr. 1789, 337. 11) Chr. 1789, 381.

und nannte es „törigt, daß man sich mit der Vollmachten Untersuchung so lange aufhält, und darüber die Hauptsache aus dem Auge verliert“ [1]). Nachdem sich der dritte Stand als Nationalversammlung konstituiert hatte, schrieb die Chronik am 23. Juni 1789: „Wenn Adel, Geistlichkeit und Gemeine fortfahren, so widrig wie drei zersprungene Glocken zusammen zu tönen; was kan aus dieser Versammlung herauskommen?“ [2]). In der nächsten Nummer vom 26. Juni äußert sich auf Grund des Geschehenen sogar ein prinzipieller Zweifel am Wert des parlamentarischen Gedankens [3]), und mit einem naiven Aufatmen läßt Schubart dann am 30. Juni den Franzosen berichten: „Endlich hat unsere grose Nazionalversammlung, des unnützen Streites müde, den Reichstag konstitutionsmäßig eröffnet“ [4]).

Von da an ist Frankreich „ein Schauplaz großer Staatsereignisse“ geworden [5]). Und Schubart wird der begeisterte Lobredner aller Erklärungen, Beschlüsse und Verfassungsänderungen, die aus den Sitzungen der Constituante hervorgehen. „Alle Verordnungen der Nationalversammlung sind Resultate des höchsten Freiheitssinnes“ [6]), „tragen das Gepräge einer bewundernswürdigen Geistesgröße“ [7]). Zwar bittet er um Mäßigung: „O edler Gallier, sey gerecht! nimm Deinem König, dem Adel, der Geistlichkeit nicht alles. Du seegelst sonst zwar an dieser Skylla vorüber, stürzest aber in die Charybdis des Pöbels“ [8]). Aber in der Folge zeigt er sich durchaus einverstanden mit den Ergebnissen. Die viele Rhetorik und die „glänzenden Sentenzen“ würde er gern vermissen [9]): aber die Einführung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung [10]), des Einheitsmaßes [11]), die neue Verwaltungsordnung [12]), die Heeresreform [13]), die Beschränkung der königlichen Gewalt auf die Exekutive [14]), die Abschaffung des Adels und aller Titel [15]), die Einziehung der geistlichen Güter [16]), — alles findet seinen uneingeschränkten Beifall.

Von einer Persönlichkeit wie der des Herzogs von Orleans weiß er nur Gutes zu erzählen [17]); und Mirabeau, über den er eine Weile weidlich losgezogen hat als über den Verfasser der preußischen Briefe [18]), gewinnt allmählich durch Rednergabe und Genialität sein Herz [19]), so daß

1) Chr. 1789, 394. 2) Chr. 1789, 414. 3) Chr. 1789, 51. St.
4) Chr. 1789, 429. 5) Chr. 1789, 444. 6) Chr. 1789, 572.
7) Chr. 1790, 391. 8) Chr. 1789, 573. 9) Chr. 1790, 41.
10) Chr. 1790, 157. 11) Chr. 1791, 220. 12) Chr. 1790, 42.
13) Chr. 1790, 79. 14) Chr. 1790, 19. St. 391 f.
15) Chr. 1790, 453. 477. 538. 16) Chr. 1790, 539.
17) Chr. 1789, 13. 194. 18) Chr. 1787, 87 u. a.
19) Chr. 1790, 309 u. a.

er bei dessen Tode seinen Korrespondenten klagen läßt: „Mirabeau ist tod!! Er starb, dieser Unvergleichbare! am 2ten April, 4 1/4 Uhr Morgens! Weine Frankreich! weinet alle gute Patrioten! Die Feder entsinkt mir, und Thränen stürzen!“ [1]). Ueber den französischen König aber gehen die Aeußerungen sehr auseinander. Er heißt „ein unglüklicher König“ [2]), sogar „der unglüklichste König auf Gottes Erdboden“: „Wer wollte nicht lieber regierender Burgermeister in irgend einer angesehenen deutschen Reichsstadt seyn?“ [3]) Denn „was ist jezt der König anders, als ein Vater, den seine Kinder äzen und ehren — weil er thut, was sie haben wollen?“ [4]). Einmal wird betont, Ludwig sei „nach seiner eigenen Erklärung kein Gefangener, sondern das Haupt einer freien Nazion“ [5]); doch bald nachher liest man von ihm, er sei „unter seinem eigenen freien Volke der Einzige Sklave; das sieht jeder, der nicht muthwillig beede Fäuste auf die Augen drükt .... Der König sieht nichts vor sich, als das Märtyrerthum für sein Volk“ [6]). Gleich die nächste Nummer aber überrascht uns mit der Feststellung, Ludwig XVI. werde mit Recht Wiederhersteller der französischen Freiheit genannt, und „wenn das Glük des Volkes das Glük des Königs ist, und wenn es Seligkeit ist, unter einem so freien und glücklichen Volke zu wohnen: Woher denn noch immer die Klage, der König sei unter allen gegenwärtigen Erdbeherrschern der Unglüklichste“ [7]). Seine Flucht und Gefangennahme in Varennes nennt Schubart eine Verkündigung „ungewöhnlicher Dinge“ [8]). Ihr Gelingen hätte nach seiner Ansicht zum „fürchterlichsten Bürgerkrieg“ führen müssen; „dies alles verhinderte die Patriotenthat des Postmeisters zu St. Menehould, Drouet ist sein Name, indem er den König erkannte und mit unbeschreiblichem Muthe anhielt“ [9]). Beim Bericht von der Einbringung des gefangenen Königs in Paris ruft er: „Weile Leser bei dieser Einzigen Szene, in der Du einen Vorblik von jenem grosen Tage findest, wo alle Könige, Fürsten und Herrscher der Erde vorgefordert werden, um Rechenschaft zu geben von ihrem Haushalten“. Und dabei kommt ihm wieder eine gefühlvolle Anwandlung: „Indessen — wer sollte nicht dem Könige, der gewiß nicht schlimm, der nur schwach ist, eine Thräne des Mitleids weihen!?“ [10]).

Die Umtriebe der Hofpartei und der Emigranten scheinen dem Chronikschreiber nämlich gefährlicher zu sein, als man im allgemeinen

1) Chr. 1791, 232 ff. 2) Chr. 1788, 567. 1791, 437.
3) Chr. 1790, 686. 4) Chr. 1790, 270. 5) Chr. 1791, 176.
6) Chr. 1791, 286. 7) Chr. 1791, 293. 8) Chr. 1791, 417.
9) Chr. 1791, 425. 10) Chr. 1791, 438.

annehme[1]). Die Auswanderung selber erklärt er für einen ungeheuren Schaden, den er bei 250000 Personen auf 100 Millionen angibt[2]), um es allerdings später zu loben, daß kein Gesetz gegen Auswanderung erlassen worden sei, denn Auswanderer „sind in einem wohlgeordneten Staate meist schlechte Leute. Es ist ja gut, wenn sich das Land von solchem Abschaum reinigt"[3]). Die Ausschreitungen und blutigen Szenen, die der Pariser Pöbel von Anfang an veranstaltete, erwecken bei ihm die hellste Entrüstung; doch wehrt er sich beständig, diese Greuel auf das Konto der Revolution an sich zu setzen. Er unterscheidet scharf zwischen den Pariser Straßenvorfällen und der Arbeit der Nationalversammlung und sucht sich und andern jede Beziehung dazwischen zunächst möglichst zu verneinen. „Der sollte vor dem Himmel erröthen", schreibt er über die Pöbelwut, „der diesem Greul der Verwüstung, wie einige Englische und Deutsche Brausköpfe, seinen Beifall zuklatschte. Das ist nicht Freiheit, das ist blutige Phrenesie, die der Himmel verabscheut"[4]). „Der unterste Pöbel, nicht das Volk im edleren Sinne, ist es, der alle Schranken der Sittlichkeit niederreißt"[5]). Dabei empört ihn besonders auch die Beteiligung der Fischweiber und er zitiert Hutten, der gesagt habe: „Wenn Männer sich um Land und Recht die Hälse brechen, so geh das Weib in ihr Schlafkämmerlein und — bete!"[6]). Da er die Pflicht der Berichterstattung nicht ablehnen kann, so darf der Schreiber freilich auch Dinge, die ihm nicht passen wollen, dem Publikum nicht immer vorenthalten[7]). Und auf ihn selber bleiben derartige Nachrichten nicht ohne Eindruck. Wir hören ihn im September 1790 unter der Spitzmarke „Blutvergießen" jammern: „Wann sind die Opfer der Gallischen Freiheit alle?" und fortfahren: „Eben schreibt mir ein Aristokratenapostel noch andere greuliche Dinge, die ich aber übergehe, eingedenk der frischen Warnung meines Freundes: „Um Gottes willen, wenn Du an eine Erlösung der Menschen glaubst, die gewis durch unsre Revolution bewürkt wird (Anmerkung: „Daran zweifle ich sehr, Mann Gottes"); so glaube doch ja nicht allen Nachrichten, die die Handlungen der Neufranken lästern. Es ist Aristokratentrug; solltest Du die Neufranken in der Nähe handeln sehen; so würdest Du Dich noch mehr freuen — Mensch zu seyn"[8]). Schubart gesteht, daß es zwei Lager von Berichterstattern gebe: enthusiastische und verabscheuende, und läßt sich besonders von Schlözers Skeptizismus stutzig machen[9]). Denn bei diesem

1) Chr. 1790, 295. 2) Chr. 1790, 195. 3) Chr. 1791, 164.
4) Chr. 1789, 549. 5) Chr. 1789, 724. 6) Chr. 1789, 726.
7) Chr. 1791, 74. 8) Chr. 1790, 614. 9) Chr. 1790, 193 ff. 309 f.

weiß er, daß er nicht durch „Tyrannenfurcht“ beeinflußt ist, sondern der „muthigste Freiheitsfreund, wie er in all seinen Schriften . . . . zeigt“. „Einige unserer besten Köpfe glauben, die Franken werden ihr groses Werk vollenden; aber eine Menge anderer behauptet das Gegentheil“ [1]). Auch Schirach in seinem „politischen Journal“ gehört zu den letzteren [2]); und ebenso erfahren wir von Wieland, dem anfänglichen begeisterten Anhänger der Revolution, daß er zurückgetreten sei, als die schlimmen Berichte sich häuften, und gesagt habe, die Franzosen seien, „aufs gelindeste zu reden, zur Freiheit noch nicht reif“. Bei dieser Gelegenheit gibt Schubart übrigens eine treffende Erläuterung des Begriffs der staatsbürgerlichen Freiheit: „Die Freiheit besteht blos darinnen, alles das thun zu können, was den Rechten anderer und der öffentlichen Sicherheit nicht schadet“ [3]).

Neben den angeführten Autoritäten kennt der Chronikschreiber allerdings auch viele Gegner der Revolution, für deren Motive er keine Achtung haben kann. Der Behauptung gegenüber, daß man die Franzosen diesseits des Rheins für „Kindsköpfe“ halte, schreibt er: „Gerade der edelste Theil unseres Volkes thut das nicht. Unsre besten Köpfe vertheidigen, besingen, lobpreisen der kühnen Franken Freiheitssinn, und ahnden viel Gutes. Freilich gibt es bei uns Sklavenseelen in Menge, denen die Geißel des Treibers harmonisch klatscht und die kein Ohr, so groß es sonst von Natur ist, für den heiligen Hymnus der Freiheit haben“ [4]). Daß er zu denen nicht gehörte, mußte man Schubart glauben, wenn man etwa die Bemerkungen las, die er anläßlich der französischen Freiheitsfeste im Sommer 1790 niedergeschrieben hatte. Er feierte sie förmlich in der Chronik mit, und in derartigen gehobenen Stimmungen festigt sich immer wieder sein Glaube an die Güte und den endlichen Erfolg der gewaltsamen Veränderungen in Frankreich. „Ich bin immer überzeugter, daß Schlözers und Schirachs schwarze Ahndungen von Frankreich nicht eintreffen werden“, bemerkt er nach einer Schilderung des großen Freiheitsfestes in Straßburg. Und: „Nein, Bruder Franke, Deine Freiheit wird vestgewurzelt stehen, wie ein Berg Gottes, wenn Du sie nur bewahrst durch hohen Sinn, Vaterlandsliebe, Tugend, Gottesfurcht“. „Weg mit der kalten Seele, die hier nicht glüht, nicht die Wiedergeburt eines grosen Volkes mit Entzücken sieht, und all dies’ für nichts anderes, als eine prächtige Opernszene hält“ [5])!! Das theatralische Nationalfest in Paris am Jah-

1) Chr. 1790, 789. 2) Chr. 1790, 790. 3) Chr. 1791, 540 ff.
4) Chr. 1791, 85. 5) Chr. 1790, 402 f.

restag des Bastillesturmes aber veranlaßt ihn schon bei der Ankündigung zu dem hoffnungsvollen Satze: „Also wird es doch, den tausend Unglaubigen zum Troze, Dir, erhabene Gallia, gelingen, die Fesseln der Despotie auf ewig abzustreifen, und ein großes, freies, glükliches Volk zu seyn“ [1]). Und er wünscht sich: „O könnt' ich, wie Blanchard, auf einem Luftballon, über der erhabenen Menschenversammlung schweben, ihre Freuden sehen, ihren Jubel auftrinken, und vor Entzükung — weinen“ [2])! Da klingt es fast wie Selbsterkenntnis, wenn derselbe Mann wenige Nummern später die Franzosen zu warnen sollen meint: „Die Freiheitstrunkenheit gleicht gar sehr der physischen Trunkenheit; man taumelt so im Wonnegefühl dahin, man glaubt, Himmel und Erde drehe sich mit uns im freudigen Tanze; und siehe da! plötzlich liegt man in der gähnenden Grube, die irgend ein Feind aufgegraben hat“ [3]). Er hat nämlich trotz seiner chronischen freudigen Erregung über die Taten der „Neufranken“, wie er sie jetzt gerne heißt, offene Augen für die schlimmen wirtschaftlichen Folgen des Freiheitstaumels [4]); und außerdem befürchtet er beständig, ein äußerer Krieg möchte die französische Freiheit, die „mit den Wonnezähren“ der Bürger getauft sei, auch noch mit „Blut und Feuer“ taufen [5]). Da die Aufhebung der Feudalrechte im Elsaß auch deutsche Reichsstände in Mitleidenschaft gezogen hatte, war der Anlaß zu einem Einschreiten des Reiches vorhanden. Der Chronist hoffte zwar auf einen Ausweg, den die „weise Nationalversammlung“ finden werde [6]), konnte aber nie die Sorge ganz los werden, daß die Franzosen wie zur See mit England, so zu Land um des Elsasses willen mit Deutschland würde fechten müssen [7]). Er erinnerte sich einer „alten Weissagung“, nach der Straßburg mit dem ganzen Elsaß noch von Frankreich werde abgerissen werden, um einen „eigenen Freistaat“ zu bilden! „Allein, den braven Elsässern ists unterm französischen Himmel so wohl, daß sie derzeit eine solche Staatsveränderung nicht einmal träumen“ [8]). Er glaubt auch, in Elsaß und Lothringen sei, „wie ich aus genauer Korrespondenz weiß“, jedes Tröpflein deutschen Bluts versiegt. Jedenfalls empfiehlt er: „Man vergleiche sich lieber mit den Franken, als daß man mit ihnen kriege; man ahme ihr Gutes nach; denn sie haben jezt weit mehr Nachahmungswürdiges, als ehemals, wo sie mit Politik und Tand ganz Europa verdarben“ [9]). Ein Einschreiten

1) Chr. 1790, 435. 2) Chr. 1790, 492.
3) Chr. 1790, 572. 4) Chr. 1790, 254. 5) Chr. 1790, 66. St.
6) Chr. 1790, 74. 7) Chr. 1790, 547 f.
8) Chr. 1790, 85. 9) Chr. 1790, 819.

Preußens zu gunsten der Royalisten ist ihm von Anfang an unwahrscheinlich erschienen[1]); ja einmal rät er ihm im eigenen Interesse davon ab, denn „nichts ist furchtbarer als eine Nazion, die sich mit Anstrengung all ihrer Kraft frei ringen will, und an diesem Geschäfte von Fremden gestört wird. Diese Kraftanstrengung wird sodann Wuth, und stürzt mit Donnerflammen auf den Störer ihres häußlichen Geschäfts"[2]). So hält er auch dem phantastischen Gedanken, der Gustav von Schweden an der Spitze eines deutsch-italienischen Heeres dem König von Frankreich zu Hilfe schicken wollte, die Erwägung Gamaliels entgegen: „Lassen wir immer die Franken ihr neues Staatsgebäude errichten! — Ist es gut; so kann man daran die politische Baukunst erlernen; ist es schlecht; so muß es ja ohnedies von sich selbst zerfallen"[3]).

Schubart war ein enthusiastischer Revolutionär, solange die Bewegung auf französischem Boden sich abspielte — aber merkwürdig: wo man in Deutschland dasselbe Feuer anzuzünden versuchte (und das geschah im kleinen Maßstabe hier und dort), da schwenkt er mit einem auffallenden Ruck herum und eifert gegen die Verpflanzung derselben Ideen auf den Boden seines Vaterlandes, die ihn jenseits des Rheines unwiderstehlich mit sich fortreißen. In der gleichen Nummer, wo er in einer besonderen Beilage die „Neue Gesezgebung in Frankreich" und ein Gedicht auf einen Bastillestürmer veröffentlicht, empfiehlt er die Predigt eines gewissen Pfarrers Schaller „gegen den bürgerlichen Aufruhr", „die ich, in unsern stürmenden Zeiten, wo jeder Tollkopf berechtigt zu seyn glaubt, die Rechte der Obrigkeit mit Füßen zu tretten, sehr vielen in die Hände spielen möchte, die an der Rebellionsseuche krank liegen"[4]). Er ruft Wehe über die Deutschen, wenn sie Frankreichs Beispiel nachahmen sollten, mit dem man nicht immer gut gefahren sei[5]), er entschuldigt die Missetäter damit, daß sie mehr aus Nachahmungssucht und innerem Drange und Trieb Unruhe gestiftet hätten, und hofft, daß die Rute gegen sie nicht nötig sei[6]). In der letzten Nummer von 1789 fragt er im „Hinblick aufs sterbende Jahr": „Wer sollte unter uns der Sturmfahne des Aufruhrs huldigen, und nicht vielmehr wünschen, ohne jemals durch knechtische Furcht vor den Obern zum Wurme zusammenzuschrümpfen, unter dem Schuze der Obrigkeit ein ruhiges stilles Leben zu führen, in aller Gottseligkeit und Erbarkeit"[7]) ?! Denn, wie es später einmal heißt, „kein Land in der Welt hat bessere Fürsten, mildere

1) Chr. 1789, 725. 2) Chr. 1789, 781. 3) Chr. 1791, 521.
4) Chr. 1789, 513. 5) Chr. 1789, 613 ff.
6) Chr. 1789, 819 f. 7) Chr. 1789, 906.

Obrigkeiten (ich sag' es mit Ueberzeugung, und nicht als kriechender Schmeichler) als Deutschland. ..... Weg also mit jeder Selbsthülfe, die euch dem gewissen Verderben entgegenführt"[1])! Er erklärt, die Zuversicht zu haben, daß die französischen Revolutionsemissäre „bei uns bidern Deutschen, die gerne ihr Sauerkraut im Frieden verzehren; die die seeligen Folgen des bürgerlichen Gehorsams kennen, nicht Einen Proselyten machen werden"[2]).

Hier scheinen wir wieder vor einem Rätsel zu stehen. Wie muß es doch in diesem Kopfe ausgesehen haben: jenseits der Grenze ist er Demokrat und schwärmt offenbar für die „Propaganda der Tat", diesseits aber zeigt er sich als Spießbürger und ganz gewöhnlicher Fürstenknecht. Denn wenn er letzteres auch ausdrücklich zurückweist — das kann ihm doch niemand glauben (außer etwa Theobald Ziegler!), daß er überzeugt sei, nirgends finde man bessere Fürsten als in Deutschland. Hat er es nicht einmal als richtig bezeichnet, daß „ein unruhiges, zu Rebellionen geneigtes Volk" gewöhnlich ein großes Volk sei[3])? Persifliert er sich nicht selber auf die grausamste Weise mit seinem satirischen Epigramm auf den „deutschen Freiheitsgeist"? Er hat es im Monat der Erklärung der Menschenrechte gedichtet:

„Der Teufel hohl, sprach Mezger Pfund,
Den ganzen Rath! — Er sprachs mit tobendem Gebrülle.
Doch plözlich kam — Des Bürgermeistes Hund;
Der Prahler Pfund stand auf — beugt sich — war mäusleinsstille"[4]).

So seltsam uns gewiß auch diesmal der krasse Widerspruch erscheinen mag, die Lösung ist nicht allzu schwierig für den, der Schubarts Lage als Journalist und persönliche Eigenart kennt. Wie weit er im einzelnen Falle mehr von dem äußeren oder von dem inneren Moment bestimmt worden ist, läßt sich natürlich nicht genau analysieren, aber zweierlei scheint uns klar zu sein. Schubart konnte seine zum Teil sehr offenen und hervortretenden Artikel über die französische Revolution nur riskieren, wenn er sich peinlich hütete, den Wunsch nach einer Uebertragung auf deutsche Verhältnisse und Staaten durchblicken zu lassen. Zum andern: er hatte diesen Wunsch auch keineswegs. Vielleicht, wie er gelegentlich behauptet, weil er sich in deutschen Ländern von einer

1) Chr. 1790, 613.
2) Chr. 1790, 566, s. a. 1791, 164.
3) Chr. 1776, 219.
4) Chr. 1789, 560. Ohne Zweifel ist hier das reichsstädtische Milieu nur mit Rücksicht auf Schubarts Umgebung gewählt. In Ulm hätte der Vers anders gelautet.

revolutionären Erhebung keinen Erfolg versprechen konnte: aber wohl noch mehr deshalb, weil er trotz seiner Ansichten nicht der Mann gewesen wäre, an einer solchen wirklich auch tätigen Anteil zu nehmen. Er war auch einer von denen, die „tatenarm und gedankenvoll" sind; mehr noch: er hatte — unbeschadet seines lebhaften Temperaments und nur scheinbar im Widerspruch damit — doch einiges von dem phlegmatischen deutschen Ofenbankpatrioten, wie er ihn manchmal verspottet, der es liebt, Glossen zu machen und bei einem guten Glase Wein von Krieg und Kriegsgeschrei zu diskurieren, aber erschrecken würde und nicht wüßte wohin, wenn an ihn selber die Anforderung gestellt würde, zu handeln und um öffentlicher Dinge willen das Leben zu wagen. Eine seltsame Ironie des Zufalls hatte den abenteuerlichen Mann zum Doppelgänger Dantons gemacht: aber wir zweifeln, ob er, der bei günstigsten Umständen es nicht gewagt hat, die Gelegenheit zur Flucht vom Asperg zu benützen, ob er nicht gezittert hätte, wenn er mit der Tat seine Ideen von Freiheit und Volksrecht hätte vertreten sollen.

Damit leugnen wir nicht, was wir oben des öfteren behauptet haben, daß sich Schubart große publizistische Verdienste im Sinne liberaler Staats- und Kulturauffassung erworben hat. Er hat genug kecke und kühne Sätze geschrieben in einer Zeit, wo viele vor Despoten verstummten, aber er hat sie geschrieben, weil ihn sein feuriges Herz, sein Temperament die Gefahr vergessen oder übersehen ließ. Nicht weil er es wagte, ihr kalt ins Auge zu schauen. Sobald er sich ihrer bewußt wurde, versagte ihm die Feder. Dann ging es ihm, wie er einmal bekannte: „Wenn in den Stunden der Begeisterung uns die Freyheit einen kühnen Gedanken zuschickt und er mit dem Flammenblicke und dem fliegenden Haare ans Pult tritt; so schleicht gleich die kalte Behutsamkeit auf den Zehen herbey, und führt ihn ganz langsam wieder zum Zimmer hinaus" [1]).

Es mag sein, daß Schubart an die Möglichkeit gedacht und geglaubt hat, die Ideen der Revolution werden auch ohne gewaltsamen Umsturz ihren Einfluß auf Deutschland nicht verfehlen. Er zweifelt mit dem „prophetischen" Kaiser Leopold nicht daran, daß „nach und nach alle Regierungen in Europa republikanisch werden" [2]), und konstatiert eine „Stimmung der meisten Nazionen zur Demokratie" [3]). Einstweilen hält er es jedenfalls mit Wieland für das beste, was die Monarchen „zur Befestigung ihres Ansehens" tun können, wenn sie den Untertanen den Gebrauch ihrer geistigen Kräfte völlig frei lassen. „Das

1) Chr. 1774, 612. 2) Chr. 1791, 569. 3) Chr. 1791, 600.

sicherste Mittel, die Wirkungen der furchtbaren und in gewissem Sinne unermeßlichen Energie des menschlichen Geistes unschädlich zu machen, ist, wenn man ihr freien Spielraum läßt"[1]). Aber er zitiert beinahe gleichzeitig Turgot, der gesagt habe: „glüklich sind die Staaten, wo kein König und kein Adel"[2]), und Fr. K. v. Moser, den „grosen Patrioten", der in seinem „Deutschen Nazionalgeist" schrieb: „Fehler einer Verfassung sind dem veränderlichen Lauf der Zeiten und abwechselnden Leidenschaften und Schwachheiten eigen, und von der Menschlichkeit unzertrennlich; sie zu erforschen, zu entdecken, an ihre Abstellung Hand anzulegen, ist das Anliegen und die Pflicht eines Freundes des Vaterlandes, eines redlichen deutschen Bürgers"[3]). Die gegenwärtige „Gesamtverfassung Deutschlands", meint auch Schubart, zeigt dem „Unbefangenen" solche Fehler genug, als da sind: das „Wettrennen zur Alleinherrschaft", das „Spiel ber Aristokratie" unter den Fürsten, der „Zustand, da die Großen ziemlich ungehindert die Geseze übertreten können" usw. Demgegenüber wird als „erster Zweck unserer politischen Verbindung" die Erhaltung „der natürlichen und unverjährbaren Rechte des Menschen" betont[4]) — wir hören den Ton der amerikanischen und französischen Freiheitsmanifeste — und als „ewigfeste, der reinen Vernunft einleuchtende Grundsätze", als „alleinige Basis einer guten Verfassung" werden folgende Grundzüge des demokratischen Systems zitiert: „Fürsten sind um des Volkes willen, das Volk nicht um der Fürsten willen. Die Nazion ist es, welche — sie sei nun versammelt oder gesezmäßig durch Vertreter und Verweser vorgestellt — die Befugnis hat, die Anordnungen und Geseze zu machen, unter welchen sie leben will. Gegen diese darf das Oberhaupt, es sei gewählt oder erblich, nichts einwenden: obgleich Klugheit und das Gemeinwohl anrathen, die Erfahrungen der Regenten anzuhören, zu erwägen und das Brauchbare daraus zu behalten. Die Fürsten sollen jene Anordnungen blos vollstreken und zum Besten des Ganzen handhaben"[5]).

Wenige Tage, nachdem er diese Worte in seiner Zeitung veröffentlicht hatte, ist der Herausgeber der Chronik unerwartet und jäh verstorben. Es ließen sich leicht einige widersprechende Stellen aus seiner Publizistik auskramen, aber wir möchten das eben angeführte Bekenntnis als Schlußakkord, gewissermaßen als politisches Testament Chr. Fr. D. Schubarts stehen lassen.

1) Chr. 1791, 654. 2) Chr. 1791, 625. 3) Chr. 1791, 633.
4) Chr. 1791, 632 f. 5) Chr. 1791, 644.

VI. Aus der Geschichte der Chronik.

Am 31. März 1774 erschien die erste Nummer der „Deutschen Chronik", gedruckt und herausgegeben in Augsburg bei dem Buchhändler Conrad Heinrich Stage. In einer beigegebenen „Nachricht an das Publikum" wird als Bezugspreis die Summe von 3 Gulden jährlich verlangt [1]) und in betreff des Umfangs und Erscheinungstermins angegeben, daß wöchentlich „zwei Blat, jedes einen halben Bogen stark", herauskommen werden. Schubart ist bei dieser Erscheinungsweise immer geblieben. Bei besonders großem Stoffandrang macht er hie und da ausnahmsweise dreiviertel oder einen ganzen Bogen oder gibt eine Beilage mit heraus; im ersten Jahre nach dem Asperg tragen die einzelnen Nummern nur das Monatsdatum, wohingegen von 1788 wieder der genaue Erscheinungstag und zwar mit Namen — Dienstag oder Freitag — angegeben wird. Den Titel „Deutsche Chronik" schreibt er von 1776 an „Teutsche Chronik" mit der Begründung: „Fulda hat mich gelehrt, daß teutsch unsere Nation und deutsch soviel als Deutlichkeit anzeige; ich werde also in Zukunft eine teutsche Chronik schreiben, und in Gesinnung und Vortrag mich bemühen, teutsch und deutsch zugleich zu seyn" [2]). Von 1787—1789 heißt die Zeitung „vaterländische Chronik" bzw. von 1788 an „Vaterlandschronik"; von 1790 an mit Rücksicht auf den wesentlich außerdeutschen Inhalt der Berichterstattung einfach „Chronik".

Als Auflage gibt der Verfasser Februar 1775 in einem Brief an seinen Bruder Konrad 1600 Exemplare an. Nach der Wiederaufnahme 1787 schreibt er zuerst nur von 700 bis 800 (Aug. 1787 an seinen Sohn), doch bald weiß er (Nov. an denselben) von über 1000 „Kontribuenten" und nach zwei Jahren gar von 2400 zu berichten (an denselben Aug. 1789). In einem Brief vom Juli 1791, in dem er seinem Sohne die Chronik als Erbstück vermacht, spricht er von „3—4000 Fl." jährlichem Einkommen von ihr; so daß sich also die Abonnentenziffer noch weiterhin bedeutend gesteigert zu haben scheint, da er nach einer früheren Angabe von jedem einzelnen abonnierten Exemplar einen Gulden bezog.

---

1) Denselben Preis finden wir in der ersten nachaspergischen Nummer angegeben. Schubart bekam von Stage monatlich 30 fl., von der akademischen Druckerei in Stuttgart monatlich 50 fl. bzw. $^1/_8$ der Bezugsgelder. Strauß II, 349.

2) Chr. 1775, 816.

In jener Nachricht ans Publikum, mit der er seinerzeit die erste Nummer begleitete, hatte Schubart in Aussicht gestellt, daß er „mit der edlen Freimüthigkeit eines Sueven“ über Politik, Literatur und schöne Künste schreiben werde und hinzugesetzt: „Aber nun werfe ich mit jenem reisenden Deutschen, als er Engelland verließ, den Huth in die Höh und spreche mit einem heißen Seufzer: O Brittanien, von deiner Freiheit und deinem Homour nur diesen Huth voll“! Diese Bemerkung sollte ihn sogleich in den ersten Konflikt mit den Behörden bringen. Der Bürgermeister von Kuhn in Augsburg empfand den Satz als grobe Ungebühr und untersagte alsbald nach dem Erscheinen der ersten Nummer den Druck in der Reichsstadt Augsburg. Schubart half sich zunächst damit, daß er den Verlag Stage beibehielt, aber den Druck durch die Ulmer Kanzlei-Buchdruckerei Christian Ulrich Wagner besorgen ließ. Natürlich führte dies zu einer Verzögerung in der Ausgabe, deretwegen er sich auch einmal bei den Lesern entschuldigt[1]); und weil ihm dazu wegen des anstößigen Inhalts, besonders wegen etlicher jesuitenfeindlicher Artikel der Boden in Augsburg immer heißer gemacht wurde, trug er sich bald mit dem Gedanken, selber an den Druckort zu verziehen. Als er in der letzten Nummer des ersten Jahrgangs eine Andeutung darüber machte, wußte er noch nicht, daß die Regierung diesen Entschluß durch einen Ausweisungsbefehl im Januar 1775 zu schleuniger Reife bringen würde.

In Ulm blieb der Zeitungsschreiber ziemlich unbehelligt; doch ganz ohne Reibereien mit dem Magistrat ging es auch nicht ab, wie wir gleich sehen werden. Am 23. Januar 1777 aber wurde Schubart durch einen Beamten des Herzogs Karl von Württemberg, den blaubeurischen Klosteramtmann Scholl, auf württembergischem Boden festgenommen und sogleich auf die Festung Asperg gebracht, wo er bis zum 18. Mai 1787 gefangen saß, ohne daß ihm die Ursache seiner Verhaftung jemals mitgeteilt wurde. Nach seiner Entlassung nahm er als „Hofdichter“ und Theaterdirektor in Stuttgart auf Veranlassung des Herzogs die Chronik wieder auf. Beinahe als ob nichts geschehen wäre, „lächelte“ er mit dem Beginn des Juli 1787 seinen Landsleuten „mit der heitern Miene ihres Genossen“ „den Willkomm zu“, und führte es bald als Vorteil seiner jahrelangen Entfernung an, daß er jetzt mit geschärftem Blick den Stand der Entwicklung seines Vaterlands festzustellen vermöge. Als liebste und schließlich einzige Beschäftigung trieb Schubart von da an die Redaktion seiner Chronik bis zu seinem Tode am 10. Okto-

1) Chr. 1774, 272.

ber 1791. Von seinem Sohne Ludwig und Gotth. Fr. Stäudlin wurde sie noch bis 1793 weitergeführt und hörte dann unter dem Druck der kurz vor Schubarts Tod eingeführten schärferen Zensur auf. Nach seiner Gefangennahme war sie dereinst von dem Verfasser des „Siegwart", Miller, zugunsten der Familie des Gefangenen, bis Ende 1777 weitergeführt worden.

Ueber die Ursache und den etwaigen Rechtstitel dieser zehnjährigen Einkerkerung läßt sich nichts Bestimmtes feststellen. Verschiedene Stellen werden dabei die Hand im Spiele gehabt haben — der kaiserliche Resident in Ulm und die Jesuiten mögen den „Zeitungsschmierer" in Wien verlästert haben, und bei Herzog Karl von Württemberg mag ein etwaiger Wink von dorther mit eigenen Absichten zusammengetroffen sein. Zwar ist das bekannte Epigramm von Dionys dem Schulmeister nicht von Schubart, wie lange allgemein angenommen wurde, sondern von Göckingk, aber die anderen von Strauß und uns (s. o.) angeführten Artikel und entsprechend kräftigere mündliche Aeußerungen, die wohl öfters zu geflügelten Worten wurden, genügten gewiß, um den kleinen Despoten zu reizen und ihm eine Sicherstellung vor fernerer Kritik als wünschenswert erscheinen zu lassen.

Die Reichsstadt Ulm konnte gegen Karl nicht viel ausrichten und die dortige Regierung sah es vielleicht nicht einmal so ungern, daß der Mann aus ihren Mauern entfernt war, der den „Staat" doch schon verschiedenemal in Ungelegenheiten gebracht hatte und trotz Verwarnungen von oben und Versprechungen seinerseits als eine stetige latente Gefahr unbequem wirkte. Ernst Holzer hat in den Süddeutschen Monatsheften [1]) Auszüge aus den Ulmer Ratsprotokollen veröffentlicht, die Schubarts Bemerkung in der Asperger Selbstbiographie [2]) über den mannigfaltigen Verdruß, den er sich in Ulm mit seiner Zeitung zugezogen habe, bestätigen und beleuchten. Der erste Konflikt war entstanden, als Schubart noch in Augsburg wohnte und schrieb, aber die Chronik bereits in Ulm gedruckt wurde. Die Nummer vom 25. Juli 1774 hatte auf einen Artikel des „Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten" hingewiesen, in dem „Wahres von dem neuesten Zustande in Mainz" enthalten sein sollte. Der Herausgeber hatte hinzugefügt: „Wirst's mit Schaudern lesen, lieber Leser, was Pf . . . zu thun im Stande sind, wenn Sie die heilsamen Bande des weltlichen Regiments nicht mehr fühlen. Barbarey, Aberglauben — doch schluck's hinunter, Chronickschreiber, denn du schreibst ja nicht in Hamburg" [3]). Für das Passierenlassen dieser Stelle

1) 1908, Bd. II, 659 ff. 2) Ges. Schr. I, 275. 3) Chr. 1774, 270.

erhielt infolge einer mainzischen Beschwerde der Ulmer Zensor (Ratskonsulent Schleicher) eine Mißfallensäußerung und Schubart mußte widerrufen. Die Art, wie dies geschah, darf als charakterisierend für die damaligen Verhältnisse angesehen werden: „Mit Freuden", lesen wir, „widerrufe ich die Nachricht, die ich zur Zeit der Churmainzischen Zwischenregierung aus dem Hamburgischen Correspondenten in meine Chronik brachte. Wenn ich Salomons Ring hätte: so würde ich den ganzen Artickel meiner Chronik Seite 270, N. 4 unsichtbar machen .... Niemand thut das mit größerem Vergnügen und lebendigerer Hochachtung für diejenigen Männer, die eine so laute und kränkende Beschuldigung niemals verdient haben"[1]). Man bedenke, daß sicher sachlich nicht der geringste Grund zu einem solchen Widerruf vorgelegen hatte! — Zum zweiten Zusammenstoß zwischen dem Ulmer Rathaus und der nunmehr ortsansässigen Redaktion führte eine Beschwerde der Pfalzzweibrückener Regierung wegen eines Briefes über die Quacksalbereien des dortigen Regierungskanzlei-Akzessisten von Bukisch und Löwenfels, den die Chronik Anfang 1776 veröffentlicht hatte[2]). Da Schubart hier das Original des Briefes vorlegen konnte, ersparte er sich einen förmlichen Widerruf: doch verbat er sich unter dem Eindruck der Affäre inskünftige energisch alle anonymen Zuschriften mit persönlichen Ausfällen. „Ich will meine Chronik durch solche eingesandte Pasquille niemals zu einem Kloak machen"[3]).

Weitaus peinlicher und schwieriger gestaltete sich offenbar die Situation, als sich der französische Gesandte beim Regensburger Reichstag über die Nummer vom 28. Nov. 1776 beklagte. An eine Meldung aus Paris: ... „man stellt bereits Wetten an, daß künftiges Frühjahr 80 000 Franzosen nach Teutschland marschieren werden" hatte Schubart die Glosse geknüpft: „Sieht einer Weissagung aus dem Kaffeesatz ähnlich. 40 000 Hannoveraner und 60 000 Preußen werden in diesem Falle einen eisernen Gurt um Hannover, Braunschweig und Hessen ziehen, den gewiß die Französischen Galanteriedegen nicht so leicht durchhauen werden"[4]! Die umständliche Erledigung dieser Sache durch die verantwortliche Ulmer Regierung führte zu einigen interessanten Aeußerungen der beteiligten Personen und Instanzen, vor allem des Zensors. Nachdem wegen der „anstößigen und ohnschicklichen Ausdrücke gegen die französische Nation" ein Verhör des Verfassers vor dem Bürgermeisteramt angeordnet worden war, gab dieser eine schriftliche Erklärung ab,

1) Chr. 1774, 453.
2) Chr. 1776, 53.
3) Chr. 1776, 144.
4) Chr. 1776, 754.

in der er beteuert, er habe jederzeit in seiner Chronik den gebührenden Respekt vor der Krone Frankreich geäußert und sei mehr als einmal der Lobredner des französischen Königs, der Königin, des Grafen St. Germain und jedes großen Mannes gewesen, der Frankreichs Ehre sei: „Wenn ich mich aber zuweilen über die Modesucht einzelner Franzosen und über ihre schlechten Schriftsteller lustig mache, so bediente ich mich der in der gelehrten Welt üblichen Freiheit, so wie die französischen Schriftsteller ungeahndet den Charakter unserer Nation, unsere Sitte, Rechtschaffenheit, Wiz, Verstand, Genie, weit unter seinen wahren Wert heruntersezen.“ Er schließt mit der Behauptung, der Ausdruck „Galanteriedegen“ sei eine bekannte Redensart ohne beleidigenden Sinn und diene an der Stelle zur Betonung des Kontrastes; diese sei mehr ein unschuldiges Bonmot, als ein ernster Gedanke, der mit dem Vorsatz der Beleidigung niedergeschrieben worden wäre. Nach Einholung des Gutachtens einer aus drei Ratskonsulenten bestehenden Kommission beschloß damals der Ulmer Rat, Schubart mit der Entziehung der Druckerlaubnis nebst schweren Ahndungen zu bedrohen, wenn weiteres vorkommme, und beauftragte den Ulmer Vertreter beim Reichstag, sich persönlich beim französischen Gesandten zu entschuldigen und ihm den Beschluß mitzuteilen. Der Zensor, Dr. Harttmann, hatte in seiner Aeußerung gemeint: wenn der französische Gesandte den Verfasser der Chronik von Person kennen würde, so würde er „nach seiner gnädigen Denkungsart diesem Schriftsteller gewiß nicht alles so anrechnen, wie es bei andern Subjectis genommen werden kann, und er würde von Hochdenenselben vielleicht das Privilegium, zu sagen, was er will, erhalten, ein Privilegium, so einer gewissen Klasse von Menschen ohne Nachtheil gegeben werden kann“. Weiter: „Es kann wohl niemand von dem Schubartischen Nationalstolze und seinem Hasse gegen die französische Nation entfernter sein als ich . . . . . Ich habe ihm auch dißfalls schon so manche Stelle im Mskr. durchgestrichen. Darin scheint er aber gantz incorrigible zu seyn.“ Eine Stelle, von der Holzer sagt, daß sie in keiner zukünftigen Schubartbiographie fehlen dürfe. Aus den Aeußerungen jener Dreier-Preßkommission aber sind die Sätze bemerkenswert: „Die allhier im Druck ausgehende Schubartsche Chronik hat unter den dermaligen Zeitungsblättern einen gewissen Grad der Höhe und des Vorzugs erreicht, den ihro selbst die scharpfe Beurtheiler in der Allgemeinen Teutschen Bibliothek zuschreiben, und wovor deren starker Verschluß das Zeugnis in sich faßt. Aber eben der freye Schwung, der kühne Ausdruck, der von Vielen darin gesucht und geliebt wird, ist zugleich auch

der Vorwurf, der hier und da stark auffällt, Empfindungen erreget und Ahndungen verursachet" ... Und hier steht eine Randglosse eines Ratsherrn, welche uns beinahe zwingt, sie mit der wenige Wochen später erfolgten Verhaftung ihres Objektes zu kombinieren: „Verdient es wohl der Geitz des Druckers und die Ausgelassenheit des Verfassers, daß soviel Schubartisches Gift gegen Religion und Sitten, ja beynahe gegen alle hohe Häuser, allhier in der Presse solange geduldet werde! und hiesigem T. Publico Verantwortung, wo nicht gar Schande zuziehe. Glück genug, wenn nur nicht noch Protestantische Höfe im ersten Rang über derbere Ausdrücke in d. Sch. Chron. rege werden". Kaum ein Vierteljahr vor diesem Fall hatte der Chronikschreiber selber eine Geschichte von dem „Zeitungsschreiber zu Leiden" als Warnung für sich und seine Kollegen erzählt, der über eine diplomatische Reise des Prinzen Heinrich von Preußen nach Rußland „viel schiefes, unvernünftiges Zeug" gesagt habe; er habe dafür vom Magistrat zu Leiden einen „erbärmlichen Wischer bekommen", „daß er so unverzogen und respektloß in Tag 'nein räsoniert hab, und so und so etc. —", und den preußischen Gesandten im Haag demütig um Verzeihung bitten müssen. „Warn' euch, lieben Brüder", hatte Schubart damals geschrieben, nicht ahnend, wie seine Worte an ihm selber in Erfüllung gehen würden, „tastet die Gesalbten nicht an! Ihre Kronen sind elektrisch, Blitze fahren draus, so bald ihr sie berührt" [1]). Auch mit der Anzeige des Buches eines in Holland lebenden Ulmer Kindes, des „Johann Michael Affsprung, Burger zu Ulm" über Schulreformen nach Basedow'scher Art, das „an seine liebe Obrigkeit" in Ulm gerichtet war, hatte Schubart, ohne es zu wollen, böses Blut gemacht [2]). Er mußte in einer folgenden Nummer versichern, daß der Verfasser das Ulmische Gymnasium nicht im Auge gehabt habe und beteuerte ausdrücklich — obwohl uns dies wirklich unnötig vorkommen will —, daß er „jedes Wort im 15. Stück der Chronik widerrufe, das einen beleidigenden Sinn hat" [3]).

Nicht bloß in den Träumen des unglücklichen Journalisten hatte der „Aschenberg" seine Schatten vorausgeworfen; und so ahnungslos Schubart selber mit jener winterlichen Fahrt nach Blaubeuren in die Falle gegangen ist — es mag sein, daß andere Leute in Ulm nicht so ganz ununterrichtet von dem Zweck des Ausflugs gewesen sind.

Wir haben behauptet, es sei nicht richtig, zwischen der voraspergischen und nachaspergischen Chronik eine so gewaltige Kluft zu

1) Chr. 1776, 535. 2) Chr. 1776, 119. 3) Chr. 1776, 134 f.

sehen, wie es die seitherigen Biographen Schubarts zum Teil getan und einander nachgeschrieben haben. So verändert und bekehrt Schubart den Asperg nach 10 Jahren wieder verließ -- seine journalistische Eigenart war tatsächlich dieselbe geblieben. Wir dürfen als Illustration unserer Anschauung die Reihe von Verweisen und Widerrufen anführen, die der temperamentvolle Schreiber auch künftig unter der „Aegide" des gnädigen Herzogs Karl in Stuttgart auf sich nehmen mußte. Daß er hier — der Herzog wußte wohl, was er damit riskierte und warum — von der offiziellen Zensur befreit war, änderte sachlich wenig an seiner Lage gegenüber Ulm. Ein wenig erstaunt mag Durchlaucht wohl trotzdem gewesen sein, als gleich in der ersten Nummer „einige auffallende und anstößige Ausdrücke"[1]) vorkamen, und der Geheime Rat in einem Bericht darüber empfahl, Schubart zu einer „mehrern Moderation und Behutsamkeit" zu erinnern; es wäre zu erwarten gewesen, fügt das hohe Kollegium bei, daß er von der herzoglichen Zensurfreiheit einen „vorsichtigern und bescheideneren Gebrauch machen würde". Und acht Tage darauf fühlte sich bereits auch der dänische Gesandte im Namen der Krone Dänemark gekränkt und beschwerte sich bei der hochfürstlichen Regierung, als die Chronik von „Dännemark" gesagt hatte, daß es „in Absicht auf politische Regsamkeit wie in Todesschlaf versunken"[2]) sei. Schubart widerrief; aber einige Monate später lief eine weitere Beschwerde von seiten der Stadt Nürnberg ein, die Schubart eine „durch Aristokraten niedergebeugte — in Schulden, Muthlosigkeit und verächtliche Stille versunkene" Stadt[3]) geheißen hatte. Die Regierung erblickte in dem „unanständigen und ehrenrührigen" Artikel von neuem eine „Ueberschreitung der Grenzen der Preßfreiheit" und nach Schubarts Verantwortung dem Intendanten Seeger gegenüber verlangte der Geheime Rat einen Widerruf, der vor dem Druck ausdrücklich allerhöchst zu genehmigen sei. „Da übrigens aus seiner Vaterländischen Chronik überhaupt wahrzunehmen gewesen, daß er je und je nicht nur gegen reichsstädtische Magistrate, sondern auch gegen höhere Herrschaften und Regierungen ganz unziemliche Aeußerungen und Urteile in öffentlichen Druck kommen lassen und also die von E.H.D. ihm schon mehrmal zugegangene gnädigste Verwarnung nicht befolgt habe: so möchte ihm solches nochmals ernstlich mit dem Anhang zu untersagen sein, daß, wenn er in Zukunft sich hierwider weiters verfehlen sollte, ihm das Zei-

1) S. Krauß, Zur Geschichte der Schubartschen Chronik. Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. 1903.

2) Chr. 1787, 18. 3) Chr. 1787, 226.

tungsschreiben ganz niedergelegt würde". Schubarts Widerruf des getadelten Satzes ist ein kleines journalistisches Meisterstückchen. Er schildert einen Traum von Nürnbergs (satirisch übertriebener) künftiger Herrlichkeit und Größe; und hingerissen von dem Geschauten „rizt ich mir eine Ader auf, tauchte die Feder ins sprudelnde Blut und durchstrich den gerügten Artikel im 29sten Blat meiner Chronik". Er vergißt aber nicht, am Schluß noch einmal boshaft hervorzuheben, daß alles ein Traum gewesen sei[1]).

Noch raffinierter ist der Schelmenstreich, den sich Schubart beim nächsten Mal mit seinem Widerruf leistete. Es war Mitte 1788, als ein ziemlich starker Artikel „Oligarchengift" die Zustände in Worms gegeißelt hatte[2]). Nach eingelaufener Beschwerde, Untersuchung des Falls und Verteidigung des Verfassers fand der Geheime Rat, daß „unziemliche, beleidigende Ausdrücke" vorlägen und die Zensurfreiheit wieder einmal „gröblich überschritten" sei. Er erkannte auf Widerruf und einen „ernstlichen und nachdrücklichen Verweis" mit Drohung der Zurücknahme der Zensurfreiheit oder besser sofortiger Entziehung (der Herzog ließ es bei der Drohung bewenden). Der Widerruf aber sollte „nicht in den von ihm vorläufig angeführten, sondern schicklichern terminis" erfolgen, „daß er nämlich wirklich hierunter zu weit gegangen und dem Ansehen des Magistrats zu Worms zu nahe getreten sei, auch daher jenen ganzen Artikel widerrufen haben wolle". Schubart widerrief am Schluß der 74. Nummer von 1788, ein volles Vierteljahr nach dem Erscheinen des Schmähartikels[3]). Der Widerruf hatte dem Herzog vorher im Wortlaut vorgelegen und lautete: „Nachschrift. Auf höchsten Befehl soll ich den im 57. Stüke meiner Chronik eingeschalteten Artikel, den Zwist des Wormser Magistrats mit der Bürgerschaft betreffend, selbst rügen, und hiemit öffentlich erklären, daß ich würklich hierinnen zu weit gegangen, und dem Ansehen des Magistrates zu Worms zu nahe getretten sei. Ich will daher jenen ganzen Artikel hiemit zurükgenommen haben". Abgesehen davon, daß hier mit den einleitenden Worten eigentlich jede Wirkung des Widerrufs vernichtet wird, so liegt das Spitzbubische dieser „Nachschrift" darin, daß eine ganz falsche Beziehung angegeben ist. Wenn der Leser im 57. Stück nachschlug, um was es sich eigentlich handle — und das mußte, wer es überhaupt wissen wollte —, so fand er jenen Aufsatz „Oligarchengift" gar nicht, der tatsächlich im 50. Stück steht. Damit wird die ganze Zurücknahme hinfällig. Schubart konnte sich im Notfall jederzeit hinausreden, indem er einen

1) Chr. 1787, 362 f. 2) Chr. 1788, 403. 3) Chr. 1788, 610.

Druckfehler vorschützte; doch uns scheint die Hypothese nicht allzu gewagt zu sein, daß es sich um einen absichtlichen Druckfehler handelt.

Als sich 1790 die Reichsstadt Landau über den Abdruck einer Korrespondenz aus Neustadt a. d. Hardt über den unfähigen Landauer Magistrat beschwerte[1]), begnügte sich der Herzog auch diesmal mit der alten Drohung der Entziehung der Zensurfreiheit. Ob er diese Nachsicht mehr übte aus Rücksicht auf die Kasse der herzoglichen Akademie, in deren Offizin das Schubartsche Blatt gedruckt wurde und die $^2/_3$ der Einnahme für sich bekam, oder, wie Krauß meint, „in dem Gefühl, daß er viel an Schubart gutzumachen habe", mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es immerhin auffallend, wie viel sich Schubart verhältnismäßig in seiner nachaspergischen Chronik herausnehmen konnte. Sein enthusiastisches Eintreten für die französische Revolution ist einfach frappierend, wenn wir daran denken, daß er diese feurigen Berichte und unbedingt zustimmenden Betrachtungen unter den Augen des Herzogs geschrieben hat. Hauptsächlich die Chronik war es ja auch, die den Anlaß gab zu einer Eingabe des Geheimen Rats im Dezember 1790, in der dieser über die nachteiligen Folgen der Verbreitung von „die Insurrektion der Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Regenten nicht undeutlich billigenden Urteilen und Grundsätzen" durch Zeitungsblätter klagte und gerade in Betreff der Revolutionsnachrichten in der Chronik zu erinnern wußte, „diese billigende Sprache und Urteile der Schubartischen Chronik" würden mit Beifall in französische Blätter übersetzt und erregten dort selber Sensation, könnten auch dem Fortgang der mit Frankreich einzugehenden Traktaten in mehrerem Betracht nachteilig sein. Es erging damals der Befehl an sämtliche Stuttgarter Zeitungen, nur das Tatsächliche zu berichten und weder eine eigene noch fremde Beurteilung beizufügen — aber in der Chronik ist von einer Befolgung dieser Vorschrift kaum etwas zu merken.

Im letzten Lebensjahre Schubarts häuften sich die offiziellen Beschwerden über seine Publizistik, und nahmen ernsteren Charakter an. Die falsche Nachricht vom Sturz Bischofswerders[2]) trug ihm außer einem Verweis des preußischen Gesandten in Nürnberg auch noch einen anonymen Drohbrief, angeblich Bischofswerders selber, und einen „groben Brief" Hertzbergs ein. Im Mai kam eine Klage des Kursächsischen Reichstagsgesandten, der verlangte, daß dem Verfasser der Chronik „seine freie und zuweilen unvorsichtige Schreibart" verboten werde, und speziell Widerruf eines Artikels vom vorigen Jahrgang forderte, in dem der

1) Chr. 1790, 238. 2) Chr. 1791, 138.

Abgang des sächsischen Ministers Marcolini begrüßt worden war[1]). Schubart widerrief auch hier[2]), in ziemlich kläglicher Weise, angeblich „mit Freuden“; man merkte ihm seine Niedergeschlagenheit ordentlich an. Am 13. Juli 1791 erfolgte die Aufhebung der Zensurfreiheit für die Chronik. Doch da die bestellten drei Zensoren ihr Amt nicht eben streng aufgefaßt zu haben scheinen, bedeutete das nicht die Abstellung der vom Geheimen Rat verschiedentlich konstatierten und auch in der letzten Beschwerde wieder vorgebrachten „freien Schreibart“. Im September nahm die Kurmainzische Regierung ohne spezielle Angabe an der Chronik Anstoß[3]) und gleich darauf Seine Hochfürstliche Durchlaucht selber, und zwar an einer ganz objektiven Meldung über eine Gehorsamsverweigerung im österreichischen Heer, die „auf ausdrücklichen Befehl“ eine Woche später widerrufen wurde[4]), und an einer revolutionsfreundlichen Glosse zu einer Straßburger Predigt[5]). Das Gutachten des Geheimen Rats beschuldigte Schubart in dieser letzten Affäre — kurz vor seinem Tode —, er habe auch den Ton der übrigen Stuttgarter Zeitungen verdorben, die sich vorher „durch bescheidene und anständige Erzählung wohlgewählter politischer und anderer Vorfälle“ ausgezeichnet hätten. „Sein Ton gefiel dem Publico, und jene Erinnerungen machten wenig Wirkung auf ihn“. „Gleich das erste Blatt verkündigte die Absicht dieses Mannes, durch eine überstiegene und zugleich freie Schreibart seiner Chronik einen neuen Wert zu geben“. Uebrigens ließ nach Schubarts Tod der Fortsetzer der Chronik, Gotth. Fr. Stäudlin, noch radikalere Revolutionsgesinnung durchblicken, so daß am 24. April 1793 das Privilegium der Chronik zurückgezogen wurde.

In den bayrischen Staaten war die Chronik schon Anfang 1788 verboten worden. Schubart hatte auf die Maßregel mit devotem Schweifwedeln erwidert, es sei ein tröstliches Bewußtsein für ihn, daß dieses Verbot keine Folge der „tiefsten Ehrfurcht“ sein könne, die er seit vielen Jahren für den erhabenen Kurfürsten von Pfalz-Bayern hege[6]); Vermutungen über den Grund desselben teilt er nicht mit. Vielleicht, daß man am bayrischen Hof auch die Feder des bekehrten Christen noch für zu aufgeklärt hielt; oder steckte eine verspätete Rache der Jesuiten dahinter, die dem Verfasser seinerzeit in Ulm nicht recht hatten beikommen können?

1) Chr. 1790, 811.
2) Chr. 1791, 350.
3) Krauß vermutet als Anlaß die Nummer vom 12. Aug. 1791.
4) Chr. 1791, 646.
5) Chr. 1791, 628 f.
6) Chr. 1788, 196.

Als der Gaßnerische Skandal spielte, wäre ein solches Verbot die größte Freude für sie gewesen. Aber damals war ihnen die politische Lage nicht günstig; sie mußten sich mit der literarischen Fehde genügen lassen. Und es ist zuzugestehen, daß in dieser Art der Schriftstellerei Schubart an ihnen seinen Meister gefunden hat. So schlagfertig er war, sie waren es mehr, und wurde er derb und volkstümlich, so hallten diese Töne dreifach zurück. Das Lustspiel „Hannswurst und Schubart", verfaßt von dem Exjesuiten Zeiler in Augsburg, ist eine so ausgezeichnete Streitschrift, daß höchstens ein Lessing dagegen hätte aufkommen können. Diese Schmähschrift ist die scharfsinnigste und schärfste Kritik, die irgend einmal an unserem Helden geübt worden ist. Freilich nicht die einzige. Er hat während seiner 7jährigen journalistischen Tätigkeit aus dem Kreise seiner Kollegen und Leser manchen Hieb zu kosten bekommen; wo er konnte, hat er ihn pariert, aber manchen mußte er sitzen lassen. Es ist ein schönes Zeichen von echtem Freimut, daß Schubart sich gegen solche Aeußerungen nicht empfindlich zeigt und sich über seine Fehler belehren läßt. Am heftigsten ist er in seinen letzten Jahren, wo Lob und Tadel der Chronik sich häufen, von dem anonymen Verfasser eines „Sendschreibens an Herrn Schubart, Herzogl. Wirtemb. Theaterdirektor und Hofdichter in Stuttgart, seine Vaterlandschronik betreffend" angegriffen worden, der seine Schrift als „eine nöthige Beylage zu dieser Chronik" bezeichnet und sich hauptsächlich über das Formelle, über den Schwulst der Diktion, die schlechte Orthographie, die mangelhafte Disposition der Zeitung ausläßt, aber auch die sachlichen Widersprüche aufdeckt und vor allem die religiöse Stellungnahme des Chronikschreibers angreift. Doch konnte sich Schubart damit trösten, daß er auf Grund der Chronik auch vielseitige Anerkennung genoß; und die steigende Leserzahl bewies, daß das Publikum die Mängel und die abstoßenden Seiten seiner Schrifstellerei vergaß über der Eigenschaft, die Schubart des Journalisten Stärke und Schwäche war: jener ganz persönlichen, stimmunggefärbten Improvisationsmethode, mit der er alles schreibt und die uus heute noch so frisch und lebendig berührt. Daß übrigens auch die politische Wirkung der Schubartischen Zeitung nicht ganz gering angeschlagen werden darf, beweist uns eine Broschüre, die im Katalog der Berliner Bibliothek unter Schubarts Namen läuft, aber erst 1799 anonym herauskam, angeblich in „Maltha und Cairo" einer handschriftlichen Notiz auf dem Titelblatt zufolge in Düsseldorf bei Schreiner. Ihr Titel heißt: „Die Todtenglocke der Europäischen Politik" oder „Das Wetterleuchten über Europa am Ende des Jahrhunderts, gesehen im

Jahre 1788". Wie die Beifügung: „Aus den Papieren eines verstorbenen Geistersehers" ahnen läßt und eine nähere Bekanntschaft mit dem Inhalt bestätigt, handelt es sich um nichts anderes als eine Anthologie aus der Schubartischen Chronik „mit beyläufigen Anmerkungen und Zusätzen".

Gotthold Friedrich Stäudlin hat dem Verstorbenen in der Chronik vom 14. Oktober 1791 einen Nachruf gewidmet[1]), der als eine zutreffende Würdigung des Mannes betrachtet werden darf. „Wenn es entschieden Wahrheit ist, daß schöpferische Imagination, lebendige Darstellungsgabe, Fülle des Herzens und inniges Gefühl für Schönheit, Wahrheit und Größe, karakteristische Kennzeichen des Genies sind; so war Schubart gewiß ein Genie!" Vielleicht den Mund etwas zu voll genommen — aber wahr ist es, daß Chr. Fr. D. Schubart „ein außerordentlicher vielseitiger Mann, voll Herz und Geist" gewesen ist, und Stäudlin hat seine journalistische Eigenart und Bedeutung richtig erfaßt, wenn er sagt: „Zwar verlor sich seine Prose manchmal zu sehr in den Regionen der Dichtkunst — aber manche süße Erinnerung wird Dir, lieber Leser! doch sagen, daß das Körnichte und Kraftvolle seines Ausdruks — die Kühnheit und der Freiheitssinn, die seinen Kiel regierten — und seine jovialische Laune öfters unwiderstehlich auf dich wirkten — daß diß Blatt manche große Gefühle in deinem Herzen wekte! — daß der große Wirkungskreis, den Schubart sich mit dieser Chronik eröffnete, sein wichtigstes und bleibendstes Verdienst um die Menschheit war!"

1) Chr. 1791, 671 ff.

Lebenslauf.

Ich, Hermann Erich Schairer, bin geboren in Hemmingen O./A. Leonberg am 21. Oktober 1887 als Sohn des dortigen Volksschullehrers Georg Adam Schairer und seiner Ehefrau Emilie, geb. Herrigel. Ich besuchte nach der Uebersiedelung meiner Eltern nach Eßlingen a. N. das dortige Gymnasium und von 1903—1905 das ev.-theol. Seminar Blaubeuren. Herbst 1905 bestand ich die Reifeprüfung und widmete mich von 1905—1909 in Tübingen dem Studium der Philosophie und Theologie. 1905 machte ich die erste theologische Dienstprüfung und war nacheinander in Untertürkheim, Altensteig-Stadt, Oehringen, Schwaikheim und Sulzbach a. d. Murr als unständiger Geistlicher tätig. Von Oktober 1910 bis Dezember 1911 bekleidete ich die Stelle eines Professoratsverwesers am Lehrerseminar in Eßlingen. Dezember 1911 verließ ich den württembergischen Kirchendienst und begab mich nach vorübergehendem Aufenthalt in München und einer vierteljährlichen Mitarbeit in der Redaktion des Generalanzeigers Reutlingen November 1912 nach Berlin als Privatsekretär des Reichstagsabgeordneten D. Fr. Naumann.

Für Beratung bei dieser Arbeit bin ich Herrn Universitätsprofessor Dr. W. Goetz, jetzt in Straßburg, zu Dank verpflichtet.